
ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 6CBY 4


HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Journal
für
Prediger

Achtundsiebzigster Band;

oder

Neues
Journal für Prediger

Achtundfunfzigster Band.

Halle,
bei Karl August Kümmel.
1831.

Journal für Prediger,

angefangen
von
Chr. Chr. Sturm,
fortgesetzt
von
David Niemeyer, D. H. B. Wagnitz
und D. J. S. Vater.

Neue Folge. Achter Theil;
oder
Jahrgang 1831. Erster Band.
Januar bis Junius.

Herausgegeben
von
Bretschneider, Neander
und Goldhorn.

Halle,
bei Karl August Kümmel.
1831.

Inhalt.

Abhandlungen:

Miszellen:

Recensionen:

Historische Nachrichten:

Erstes Stück.

I.

1. Rede bei Eröffnung dogmatischer Vorlesungen im October 1830., gehalten von Ferdinand Florens Fleck, Doctor der Philosophie und außerordentlichem Professor der Theologie an der Universität Leipzig.

Der schönste Theil Ihres Jugendlebens, M. H., ist in eine bedeutsame, bewegte Zeit gefallen, in eine Zeit, welche auf dem Gebiete des äußeren Staatslebens, wie auf dem unsichtbaren des Glaubens und geistiger Anregung großen Umwandelungen, einer Verjüngung zu frischem Leben vertrauensvoll entgegen blickt. Fassen wir mit freiem Blick in's Auge, was die unruhigen Regungen der Völker in dem vom Lichte der Wissenschaften und freier Geistesbildung erhellten Nachbarlande bedeuteten, was ihre blutigen Kämpfe anstrebten, welche Früchte die Einigung den streitenden Theilen getragen hat: es ist der unwürdige Druck des weltlichen und geistlichen Armes, welcher das stille

Bürgerglück störte, die Gemüther der Geduldigsten zum Widerstand aufregte, und für die Rettung geheiligter und wohlbegründeter Rechte entzündete; es ist das Kleinod der Geistesfreiheit und hergestellten innigen Vertrauens zwischen Regierung und Regierten, welche man als sichere Beute aus dem Siege trug. Glücklich, daß auch uns die Segnungen jener Erfolge ohne ihre traurige Begleitung berühren! — Wohl lodert noch die Fackel des bürgerlichen Krieges in einem blühenden, gottgesegneten Reiche; große Opfer werden fallen, ehe Ruhe und friedlicher Verkehr wiederkehren und das Vertrauen neu sich befestiget. Dennoch wird auch durch diese noch düstern Nebel einer gedrückten Gegenwart nach den ewigen Gesetzen der Weltregierung die Morgenröthe einer besseren Zukunft brechen. Aechte bürgerliche Freiheit, würdige Volksregierung, ein veredeltes gesellschaftliches Leben wird unser Zeitalter zu einem der Lichtpunkte menschlicher Geschichte erheben und ihm ein dauerndes Andenken bei der Nachwelt sichern.

Zu solchen Betrachtungen sieht sich jeder denkende Beobachter unserer Zeit gestimmt, wie fern ihn auch sein Beruf dem Schauplatze der Begebenheiten gestellt habe. Denn verwandt sind diese Erscheinungen und Bewegungen des sinnlichen Staatslebens einem höheren übersinnlichen Gebiete. Ihm haben wir in unserem Kreise unseren Blick vorzugsweise zuzuwenden, wenn wir ein treues Bild der Gegenwart entwerfen. In dem Gebiete geistiger Forschung über Wis-

sen, Glauben und Hoffen verweilt unser innerer Sinn vorzugsweise, ihm widmen wir unsere besten Lebenskräfte, ihm haben wir insbesondere in diesen Stunden des wissenschaftlichen Nachdenkens über die christlichen Glaubenswahrheiten uns hinzugeben beschlossen. Herrscht nun auch in diesen höheren Bereichen ein Geist der Unruhe, eine Gährung der Gemüther, Willkühr auf der einen, entschlossener Widerstand auf der andern Seite? Gilt auch hier der Streit nicht um seiner selbst, sondern um des höheren Zwekkes, um des *Sieges willen*, dessen Früchte sind Einheit des Geistes durch das Band des Friedens? Diese Fragen, die sich unabweislich uns aufdrängen bei ernster Betrachtung des theologischen Charakters unserer Tage in Beziehung auf die Offenbarungen des Christenthumes, wir können sie nicht verneinen; wichtig ist ihre gründliche Beantwortung schon jedem Gebildeten, der als Freund der Menschen an ihren höchsten Interessen warmen Antheil nimmt; unerläßlich ist diese Beantwortung dem künftigen Religionslehrer, auf welchen das christliche Volk als auf seinen treuen Berather und Führer in Sachen des ewigen Heils zu sehen hat.

Die christliche Dogmatik, M. H., ist die beweglichste aller theologischen Disciplinen. Die letzten Resultate aller einzelnen wissenschaftlichen Zweige der Theologie in sich aufnehmend und vereinigend, ist sie es, welche das theologische Leben in der christlichen Religion und Kirche recht eigentlich

weckt und begründet, ist sie es, durch deren gelehrte und zeitgemäße Auffassung wir in den großen belebten Schauplatz christlich religiösen Meinens, Wissens und Glaubens eingeführt werden, auf ihm gelangen wir zu Verständigung über das Wesen und die Formen christlicher Dinge. Die übrigen Disciplinen, so höchst ehrenwerth, schwierig und wichtig sie in ihren einzelnen Parthieen bleiben, und dem kritischen Forschungsgeiste reiche Nahrung zuführen, liefern, vom dogmatischen Standpunkte angesehen, Materialien zu dem theologischen Lehrgebäude, das der Dogmatiker, unterstützt von einer gründlichen kritischen Kenntniß der alten, besonders biblischen Sprachen, zu errichten unternimmt. Nach diesen so verschiedenartigen Bestandtheilen ist sie zwar nur Wissenschaft im weiteren Sinn, allein Ein Prinzip, der christliche Geist, darüber sind Alle einig, soll durch das Ganze sich verbreiten, überall Anerkennung finden, als das Wesentliche im Streite der Lehrmeinungen hervorgehoben werden.

Diesem würdigen Ziele der Wissenschaft näher zu treten, ist vor allem nothwendig, den Kampfplatz für christliche Wahrheit, auf dem wir uns bewegen sollen, klar zu erkennen. Die streitenden Hauptpartheien nach ihren Grundzügen (denn unendlich mannichfaltig sind die Mischungen und Uebergänge in den theologischen Individuen, und welche Rede könnte sie erschöpfen?) lassen Sie uns überschauen, nach ihren Richtungen und Bestrebungen,

nach ihrem Verhältnisse zur Kirche, wie zum christlich religiösen Leben. Den Charakter einer jeden lassen Sie uns mit Treue und Wahrheit zeichnen; freimüthig aber begründet sey unser Urtheil, es möge uns sicher und besonnen leiten, um uns selbst bei allem Winde der Lehre, bei aller Wandelbarkeit menschlicher Systeme einen festen Standpunkt zu erringen, und wo es irret, da sey es doch in der Ueberzeugung und im Glauben; denn über Alles steht die Liebe zur Wahrheit.

Wir nennen zuerst die zahlreiche, weit verbreitete und verzweigte Christenparthei, welche sich selbst den Ehrennamen der katholischen, der allgemeinen beilegt, welche in einer Kirche begründet ist und fortblüht, deren erster Grundsatz war und ist, daß nur durch sie der Weg zur Seligkeit der Christen führe, daß außer ihr kein Heil sey. Von den ersten christlichen Jahrhunderten bis an das Zeitalter des glorreichen Werkes der Glaubensverbesserung hin ist eine allgemeine Gemeinde der Bekenner Jesu, deren vielversprechende Benennung die römische Kirche sich erhalten hat, in der öffentlichen Meinung geltend und anerkannt gewesen. Aber fehlte es vor dem Auftritt der unsterblichen Kämpfer für evangelische Glaubensfreiheit, die wir mit Stolz die Unsrigen nennen, an Glaubensverschiedenheiten, fehlte es an einer mannichfach gestalteten, religiös-wissenschaftlichen Bildung, an separatistischen Vereinen, an Kämpfen der Schulen und höheren Bildungsanstalten gegen die Kirchenfür-

sten, an innerem Zwiespalt bei äußerlich gepriesener Einheit? Die später errungene kirchliche Selbstständigkeit der Protestanten wurde sie nicht mannichfaltig vorbereitet durch den stillen oder lauten Widerspruch vieler gelehrten und erleuchteten Männer besonders unseres deutschen Vaterlandes gegen Glaubensgebote, Glaubenstyrannei und Satzungswesen? Haben nicht Einige von ihnen als Vorläufer der kommenden Dinge für Recht und religiöse Freiheit ihr Leben ausgehaucht? — Der Name selbst also, den man noch immer hört, enthält einen Widerspruch mit der Erfahrung, und muß als Anmaßung auf einem freien Gebiete angesehen werden. — Aber welche sind die Grundzüge in der Glaubensansicht dieses großen Theiles der Christusbekenner? Verzichtleistung auf eigne Prüfung im Gebiete der göttlichen Dinge, demuthvolle Unterwerfung unter die Sätze der Kirche, als der allein weisen, allein seligmachenden, allein gebietenden Mutter aller Gläubigen, Ergebung in die Aussprüche und den Willen ihrer Diener und Vertreter, der römischen Bischöfe oder Päpste; im Falle der Widersetzlichkeit Verlust zeitlicher Güter, der Ehre, des Vermögens, ja Ausschließung vom ewigen Heile. Niemand hat Macht und Grund zu glauben, wozu das eigne innerste Gemüth, wozu der sich selbst klar gewordne Verstand, wozu das Resultat reifer Wissenschaft ihn drängen; fand ein Forscher ein anderes Ergebniß, als das in der öffentlichen Meinung der Kirche feststehende, er muß es entweder verläug-

nen und verbergen vor der Menge, oder der Verfolgung gewärtig seyn, welche die Kirche zur Ehre Gottes, zu seinem eignen und zu Anderer Heile über ihn verhängt, um ihn vom Irrthum in den Schooß der der liebenden Mutter zurück zu führen. Dies, M. H., sind die unwandelbaren Grundsätze jener Parthei und ihrer Sprecher. Wir sehen sie in unserer Wissenschaft in verschiedenartiger Gestalt ihr Haupt erheben, und vermeintlich uralte Ansprüche mit stets gleichem Nachdruck erneuern. Wie über sie zu urtheilen, wie gegen sie zu streiten sey, darauf brauche ich Ihren unbefangenen Sinn nicht erst hinzulenken. Sehen wir auf das Prinzip, so sind es die Anmaßungen der Selbst- und Herrschsucht, die uns hier überall bald in unverkennbarer Schroffheit, bald in schlauer Hinterlist entgegen treten; das Urtheil der erleuchteten Zeitgenossen, wie der heldenmüthigen Begründer unserer Kirche hat sie längst verworfen; in die heiligsten Rechte der Menschheit, in den freien Glauben, wird hier ein Eingriff gewagt, mit unchristlichem Sinne wird das auf's Neue gefordert, dem Jesus und die Apostel gottbegeisterten Muthes entgegen traten. Denn die Herrschaft der Willkühr und des Machtgebotes in religiösen Dingen zu brechen sind sie gekommen, der Pharisäismus unter der Larve der Frömmigkeit war ihr entschiedenster Gegner. Streng genommen macht diese Denkart, die nicht blos religiös, sondern kirchlich religiös ist, jedes wissenschaftliche Streben, welches seiner Natur nach fortschrei-

tend ist, unnöthig ja unmöglich. Wohl gab es und giebt es auch innerhalb dieser Kreise erleuchtete, gelehrte und redliche Forscher und Laien von ächt christlicher Gesinnung; hier war es aber auch, wo die Persönlichkeit und das gute sittliche Gefühl über das System den Sieg davon trug. Dieses aber in seinen Folgen nach der Erfahrung darzustellen, ist der Zweck dieser Andeutungen.

Eine andere theologisch-dogmatische Denkweise innerhalb der protestantischen Gemeinden ist die der Symbolgläubigen oder der unbedingten Verehrer der Bekenntnißschriften unserer evangelischen Kirche. Die zu dieser Parthei sich bekennen, finden alle exegetische und dogmatische Wahrheit in den protestantischen Symbolen niedergelegt, über welche hinauszugehen sie für Frevel an der christlich protestantischen Sache erklären. Das Wort Gottes ist ihnen vollständig in diesen Schriften erklärt. Was die Schriftforschung unserer Zeit beginne, dürfe das Gegebene, in sich Abgeschlossene christlicher Lehre nur bestätigen, was darüber gehe, lehren sie, sey vom Uebel. Mit den Urhebern des Protestantismus dringen sie darauf: daß die Schrift die Norm christlichen Glaubens und Lebens, die untrügliche Quelle der Erkenntniß in göttlichen Dingen sey. Und doch läugnen und mißbilligen sie ununterbrochenes Leben und Fortschritte in Schriftforschung und Kritik als bedenklich und gefährlich, die stehende Exegese der Reformatoren erscheint ihnen nothwendig, eine Exegese, die nach ei-

ner Nacht der Barbarei, nach tiefer Unkunde in den Wissenschaften der Kritik, gelehrten Sprachforschung und Auslegungskunst nur in der Kindheit seyn konnte. — Nichts, M. H., kann dem Geist und dem Sinn der Reformatoren, dem man zu huldigen meint, widersprechender seyn, als eine solche Denkart auf dem Gebiete christlicher Erkenntniß. Die Bekenntnißschriften, welche sie ausstellten, sind ein ewiges Denkmal des edelsten Freimuthes, des Gottbegeisterten Glaubens, der herrlichsten Wahrheitsliebe einer unvergeßlichen Zeit. Aber wie verkennt man ihren Inhalt, den Grund ihres Entstehens und ihre eigenthümliche Bestimmung, wenn man sie der Schriftlehre, deren ununterbrochene Ausmittelung ihre Urheber unter dem Beistande gelehrter Hülfsmittel mit Wahrheitsliebe eben beabsichtigten, gleichstellt oder ihr wohl überordnet! Ehrwürdig nach ihrem Ursprunge wie nach ihrem Inhalte sollten diese Urkunden die charakteristischen Differenzpunkte einer dem unchristlichen Wesen der herrschenden Kirche entgegentretenden, zu dem reineren Evangelium zurückgekehrten Parthei darstellen. Das freie Bibelstudium wollten sie wecken, nicht für alle Zeiten abschließen. Den christlichen Geist wollten sie nach langem Schlummer ins Leben rufen, nicht eine unbewegliche Autorität in Sachen des christlichen Glaubens und Lebens begründen. Ja nicht einmal eine Trennung von der großen Gemeinde lag in dem ursprünglichen Sinne und Plane unserer Glaubenshelden. Der Fortgang der Zeit und ihres Werkes

führte sie herbei. Eine durch den freien Gebrauch der Schrift gegründete, durch unermüdliches Forschen in der Schrift erhaltene Gemeinde konnte nicht länger launenhaften Aussprüchen eines dem Irrthum unterworfenen Menschen unterthänig seyn. Wer also den symbolischen Buchstaben, sey es aus unlauteren weltlichen Absichten, wie gar Manche inmitten der protestantischen Kirche, sey es aus irre geleiteter Ueberzeugung, nicht den Geist dieser Bücher aufrecht zu erhalten sucht: der kämpft gegen den Geist der Reformatoren, welche, jeder Willkühr in Sachen des Glaubens aus tiefstem Herzen abhold, nur die Schrift als untrüglichen Leitstern im christlichen Gebiete betrachteten, welche, wie unser großer Luther, „ihren Schriften feind waren, und ihren Untergang wünschten", wenn sie die Autorität der Bibel irgendwie gefährdeten, und mit dem innigen Wunsche von ihren Zeitgenossen schieden, „daß die Nachkommen ihr großes Werk in gleichem Sinne, mit bereitwilliger Aufopferung des Irdischen für das Ewige bessern und weiter führen möchten." — Ja fürwahr, wer, sey es aus welchen Beweggründen immer, mit einem jedenfalls falschen Eifer für das unbewegliche Ansehen der Symbole unserer Kirche streitet, dem ist der Sinn des Reformationswerkes nicht aufgegangen, der setzt einen neuen drückenden Glaubenszwang an die Stelle des besiegten, der bereitet der mit Blut und Thränen erkauften christlichen Freiheit ein neues Grab und ist der Gesinnung nach aus der protestantischen Kirche zu

dem katholischen Principe zurückgekehrt. Sprachen doch schon viele richtigdenkende protestantische Lehrer es aus, daß ein schriftlicher Papst nicht minder gefährlich sey, als ein leiblich sichtbarer. Die starre Autorität des Buchstabens ist drückender und unerträglicher, als das Gebot lebendiger Oberhäupter, in deren Aufeinanderfolge doch einige Entwickelung des religiös kirchlichen Lebens gedenkbar ist. Und ist es nicht diese Parthei, welche das herrliche evangelische Unionswerk, den Wunsch und die Sehnsucht unserer Väter, die Freude *eines edlen* und frommen deutschen Königes durch geistloses Festhalten am Buchstaben Luthers, wie durch den starren Eigensinn ihrer Dogmatik aufhält und erschwert? Diese Classe dogmatisirender Theologen kann ihrem Charakter nach nie zur allgemeinen Geltung gelangen. Wenige unter den Gelehrten und Gebildeten unserer Tage gehören ihr nach voller Consequenz an. Bedeutsam aber und wichtig ist, recht klar zu machen, wohin die folgerichtige Durchführung dieser theologischen Denkart führe, und wem man durch sie in die Hände arbeite. — Nehmen Sie hierzu, M. H., daß, wer mit diesen Anforderungen auf dem Gebiete der Theologie unseres Zeitalters erscheint, mit sich selbst in Widerspruch geräth. Der Geist der Bekenntnißschriften ist zwar im Ganzen, was die früheren beiden Schwesterkirchen anlangt, derselbe; doch sind einzelne Aeußerungen verschieden, ja widersprechend. Ist es nun die Augsburgische Confession, oder deren Apologie, oder

sind es die Schmalkaldischen Artikel, oder ist es die einen ganz andern Geist athmende Concordienformel, welcher wir in nicht übereinstimmenden Sätzen Glaubenl zu schenken haben? Auf die Absicht der Verfasser im Ganzen werden wir also hingewiesen. Und diese Absicht ist sie wieder eine andere, als die, den Geist der Schrift ins Leben zu rufen? —

Eine andere zahlreichere und in ihren Modificationen noch mannichfaltigere Classe bildet die der Supranaturalisten. Wie es der Name aussagt, den sie sich beilegen, stellen sie den Begriff einer übernatürlichen, außerordentlichen oder unmittelbaren Offenbarung in dem Christenthum und in den christlichen Urkunden an die Spitze ihrer Betrachtungen und Untersuchungen. Diese Offenbarung hat nicht zum Grunde und zur Erfinderin die menschliche Vernunft, sondern den göttlichen Willen, welcher der Schwachheit und Rathlosigkeit menschlicher Vernunft zu Hülfe kam. Der Gebrauch der Vernunft bei Behandlung der Offenbarung ist eben daher nur formal oder logisch. Er geht nicht auf die Sache, sondern auf deren Anordnung, Erläuterung und Beweisführung für den wissenschaftlichen Zweck. Diese Offenbarung liegt oder ruhet in der heiligen Schrift, welche zu ihrer richtigen und vollen Erklärung zwar bedarf einer Kenntniß des Alterthums, besonders des jüdischen, eines Eindringens in die biblischen Sprachen und Geschichten. Aber sie stehet wesentlich für

sich, die Vernunft darf für Beurtheilung der göttlichen Dinge, deren die Schrift voll ist, keine Herrschaft ausüben. Der Codex der Offenbarung ist wunderbar und unter göttlicher Hülfe erhalten durch die Stürme der Zeit, nicht auffallen darf es, wenn er Wahrheiten enthält, welche theils die Vernunft und ihr Fassungsvermögen übersteigen, theils gegen die Vernunft zu streiten scheinen. Das menschliche Geschlecht ist seit dem Falle von Grund aus verderbt, es vermag das Gute kaum leise zu wollen, geschweige thatkräftig und glücklich zu vollbringen. Die göttlichen Willensneigungen schlafen in der menschlichen Brust; das ungöttliche Wesen ist zur Herrschaft gelangt und der unreine Geist der Selbstsucht hat Alle ergriffen. Nach einem ewigen Rathschlusse der Gottheit ist Jesus Christus den Sterblichen gesandt, um sie durch Leben und Tod aus tiefem Elende der Sünde herauszuführen, und ihnen die angestammte aber verlorene Würde, und die verlorne Seligkeit wiederzugeben. Solcher außerordentlicher göttlicher Wohlthat werden die Sterblichen theilhaftig durch den Glauben, welcher das Verdienst Christi innig erfaßt als das eigene und erworbene. Denn keiner unter ihnen vermag der göttlichen Gerechtigkeit und deren Ansprüchen weder durch das Mosaische oder irgend ein anderes positives, noch durch das allgemeine Sittengesetz in der Vernunft Genüge zu leisten. Die Gottheit nimmt als stellvertretend und versöhnend an den vollkommnen Gehorsam eines vollkommnen Menschen,

der zugleich Gott ist. Dieser Gehorsam ist eines Theiles ein thätiger, welcher sich zeigt in dem reinsten und thatenvollsten Leben zum Wohle der Menschen, anderen Theiles ein leidender, welcher anschaulich wird durch den blutigen Kreuzestod des schuldlosesten Menschen. Nur auf diesem Wege konnte die ungeheure Sündenschuld den Menschen erlassen werden, nur durch dieses Mittel können Alle, vom wahren beseligenden Glauben erfüllt und entbrannt, zur Freiheit der Kinder Gottes sich aufschwingen. Weit verbreitet ist die Macht des Teufels, seines Reiches und seiner Diener; jeder Christ soll seinem Einflusse widerstehen durch die mächtigste Willenskraft und durch das feurigste Gebet. Nach demselben göttlichen Rathschlusse, welcher uns das wahre Heil in Jesu Christo enthüllte, sind die Heiden und Alle verurtheilt, welche vor der Erscheinung des Herrn lebten und in ihren Sünden dahin starben. Zwar scheint dies zu gefährden die höchste Gerechtigkeit und die höchste Güte in Gott, als dem Wohlthäter Aller. Hier ziemt es aber, stillschweigend zu verehren die Wege Gottes, die nicht unsere Wege sind, und die geheimnißvolle Ordnung der menschlichen Dinge. Auch sind die Heiden, die dem Verderben Preis gegeben wurden, ohne Entschuldigung. Denn auch sie besaßen durch ein göttliches Geschenk das Licht und das Gesetz des Gewissens in ihren Herzen. Sie vermochten durch Anschauen der göttlichen Werke in der Natur das Wesen und die Kraft Gottes zu erkennen, und in den Wohlthaten

den Wohlthäter zu finden. Ihre Tugend aber, vom Glauben verlassen, ist kaum ein Anfang oder Schatten der Tugend. Der dreieinige Gott der Christen wird erkannt in den drei Personen, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dieser Eine Gott erschuf und beherrscht die Welt, er sandte aus sich und von sich den Sohn, den Theilnehmer seiner Wesensfülle und Verleiher des Heiles, er leitet die Kirche durch den Geist, den dritten Theil seiner selbst; ohne daß doch diese räthselhaften und geheimnißvollen Verhältnisse *im Sinne* des Sabellianismus auf drei Modifikationen oder Bestimmungen des Einen Wesens führen oder in die Gefahr des Tritheismus bringen.

Die heutigen Bekenner dieser Grundansicht bleiben dem Systeme der Kirche, der Symbole und der älteren Theologen, die ihm genau folgen, nicht in allen Stücken treu; über das Mehr und Weniger des Wesentlichen im Christenthume sind auch sie getheilter Meinung. Eine durchgängige Lehreinheit ist bei den wissenschaftlichen Theologen auch dieser Parthei nicht zu finden. Wenige kennen und beachten, Viele vernachlässigen den gewichtvollen Unterschied zwischen einfacher biblischer Darstellung und entwickelter kirchlicher Lehre. Und Diejenigen, welche ihn mit gerechtem historischen Blicke durchgehends würdigen, sind zugleich am weitesten entfernt, den biblischen Buchstaben in seinem ganzen Umfange von der Genesis bis zur Offenbarung, die Johannis Namen trägt, für das christliche Glauben und Leben

als unbedingt verbindlich zu erklären. Sie unterscheiden mit gutem Fuge zwischen Schrift und dem Worte Gottes in der Schrift. Lassen Sie uns, M. H., an die einzelnen Punkte dieser theologischen Denkweise die Gegenbemerkungen derjenigen Parthei schließen, welche man auf der ersten Seite aus der Kirche Christi auszuschließen, in unseren Tagen den vergeblichen, unheilbringenden, wenig überlegten Versuch gemacht hat. Der Begriff einer übernatürlichen, unmittelbaren und außerordentlichen Offenbarung Gottes, entgegnen sie, ist sehr vieldeutig. Ihre Möglichkeit ist unbedingt zuzugeben, ihre Wirklichkeit schwer oder nicht, ihre Nothwendigkeit am wenigsten zu erweisen. Das Wesen und die Art der Wirksamkeit Gottes sey dem sterblichen Auge verhüllt, beides sey ein heiliges, unbekanntes Land, das kein menschlicher Fuß betreten dürfe. Auch sey eine unmittelbare Offenbarung im supranaturalistischen Sinne Gottes nicht einmal ganz würdig, indem sie die ewigen Weltgesetze und den Lauf der Dinge durch eine Art von Unbeständigkeit zu unterbrechen scheine. Wer vermöge das Unmittelbare und Mittelbare in Gottes Wirksamkeit mehr als im Gedanken zu trennen? Wer gebe sichere Kennzeichen für die Gränzen von beiden in der Wirklichkeit an? Bleibe nicht das Verhältniß der menschlichen Willensfreiheit zur göttlichen Allwissenheit, der Menschengedanken zu Gottes Gedanken ein ewiges Räthsel? Ueberhaupt, warum

frage

frage man bei einer großen Gabe ängstlicher und neugieriger nach der Art und Weise, wie gegeben worden, als nach dem Geber und nach dem Werthe der Wohlthat? Diese Frage bleibe doch auf dem Gebiete der Religion theoretisch und spekulativ ohne praktisches Interesse. Jesus Christus ward von Gott zu den Menschen gesandt, um die höchsten Anschauungen, die der menschlichen Vernunft vergönnt sind, über Gott und göttliche Dinge zu offenbaren. Diese Anschauungen *bekräftigte* er so durch ein göttliches Leben, wie durch einen schmachvollen Tod zum Wohle der Menschen; beides sollte zum überzeugenden Beweise der Wahrheit und Göttlichkeit seiner Lehre dienen; letzterer, sein heiliger Tod, zugleich ein klares Sinnbild seyn der Entbehrlichkeit des Opferdienstes in der Heiden- und Judenwelt. Eine gänzliche Willenlosigkeit, sprechen sie weiter, ein unwiederbringliches Verderben des menschlichen Geschlechts lehrt die Bibel nirgends. Häufig und gerecht sind die Klagen Christi und seiner Freunde über die sittliche Versunkenheit seiner Zeit- und Volksgenossen, und ein tiefes Gefühl der Wehmuth über die Bosheit und Verkehrtheit der Welt lebt besonders in den letzten Reden des Erlösers vor seinem herannahenden Tode. Aber eben so laut und freudig ist ihre Hinweisung auf den Adel unserer Natur; denn auf die Kraft sittlicher Freiheit ward das Lebenswerk Jesu gegründet, ohne sie würde es sich selbst widersprechend, ohne Bedeutung gewesen

seyn. Das kirchliche, durch die Hitze und den Scharfsinn der Partheien immer unverständlicher gestaltete, Dogma von der Trinität ist aus der neutestamentlichen Lehre vom Vater, Sohn und Geist hervorgegangen, und von ihr wesentlich verschieden. Wie diese einen guten Grund in dem Kreise der jüdisch-christlichen Offenbarung hat, wie sie das Herz nähren und den religiösen Sinn befestigen kann durch den Gedanken an den gütigen und weisen Herrscher im Reiche der Geister, durch das Andenken an den, der ihm in der höchsten Kraft der Menschheit, in freier Sittlichkeit, am nächsten stand unter Allen, die unter den Sterblichen gewandelt; durch Vergegenwärtigung der heiligenden Kraft, die zum Wollen des Guten mit geheimnißvollem Triebe das Vollbringen fügt; so ist jenes, je weiter es von dem biblischen Grundzuge abkam, desto mehr ein Gegenstand nutzloser Grübelei und ein Truggewebe des irregeleiteten Verstandes geworden. Die Lehre von dem Teufel und seinem Reiche trägt den menschlich nachweisbaren Ursprung an der Stirn. Jesus und seine Schüler lehren auf's deutlichste, daß der Messias gekommen sey, die Werke des Teufels zu zerstören. Die Vorstellung eines grundbösen, sehr mächtigen Wesens widerspricht eben so sehr der folgerecht entwickelten Gottesidee, als dem sittlichen Bewußtseyn, welches Schuld und Verdienst auf uns selbst zurückführt, und bei dem Gedanken eines äußeren Einflusses sich nicht beruhiget. Wie oft, fahren sie fort, hat die mißverstandene Lehre von

dem qualenvollen Tode des Erlösers am Kreuze zum Besten der tief gesunkenen Menschheit die sittlichen Begriffe verwirrt, sittliche Thätigkeit gelähmt, eine Bluttheologie und Heilandstheorie an die Stelle würdiger Begriffe von Gott und Christo gesetzt, dem schwachen oder bequemen Gewissen ein Polster untergelegt und das Wesen des Evangelii getrübt! Die, welche in einer Satisfaktionstheorie des Mittelalters den Grundpfeiler des Christenthumes suchen, wissen nicht, was sie thun. Jesus Christus, sagen die neutestamentlichen Urkunden, ist das letzte makellose Opfer im Sinne des Heidenthumes, wie der jüdischen Welt, sein Tod möge die Opferanstalten des Alterthums schließen. Die Menschheit kann und soll ohne Opfer durch göttlichen Wandel in Jesu Sinn gottwohlgefällig werden. Dem bußfertigen, an Jesu göttlichen Beruf und göttliche Sendung gläubigen Sünder ist Vergebung der Sünden gewiß. J e s u s besiegelte und bekräftigte mit moralischer Nothwendigkeit durch seinen Tod die Göttlichkeit seines Werkes, und spricht von ihm nur mit den einfachen Worten, daß er „zur Erlösung für Viele" seine Seele dahin gebe. Was sein großer Schüler P a u l u s weiter daraus entwickelt, gehört zum besten Theile der Lehrform an, die die Zeit unerläßlich verlangte, und hat innerhalb seiner an heidnische und jüdische Opferbegriffe gewöhnten Zuhörer und Leser herrliche Früchte getragen. Aber eine Genugthuung, die dem über die Sünden der Menschen erzürnten Gotte durch das

Blut eines völlig Reinen und Schuldlosen gebracht werden müsse, involvirt einen Widerspruch mit der Gottesidee, sie denkt das höchste Wesen, gleich einem menschlichen Richter, sinnlicher Aufwallung und Leidenschaft unterworfen. Und jene Grundansicht, fährt man fort, von der unwiderstehlich ergreifenden Gnade, sie ist weder in der stufenartigen Fortschreitung, wie sie die supranaturalistischen Theologen mit Mißverstehung einiger biblischen Bilder annehmen, in den Offenbarungsschriften niedergelegt, noch durch die Erfahrung in dieser Weise erkennbar. Das N. Test. faßt diesen wunderbaren Akt des innersten Gemüthes mit dem Gefühl, nicht mit dem Begriff. Was die Dogmatiker hinzusetzten, hat sein Wesen nicht verdeutlicht, hat zu Mißverständnissen Anlaß gegeben und ein haltungsloses Erwarten der göttlichen Gnade begünstigt. Die Lehre endlich von ewiger Verdammniß der Nichtgläubigen, die mehr eine Folgerung des biblischen Systems, als in ihm nothwendig begründet ist, wie schädlich ist sie durch liebloses Urtheil, wie durch geistlichen Hochmuth, die sie erzeugte, geworden, wie entstellt sie die reine Gottesidee, und macht an den wichtigsten Eigenschaften irre! Ist es doch nur subjektiver Mangel an Strenge in den Folgerungen, nicht Milde des Systems seiner Natur nach gewesen, wenn man sich enthielt, mit dem berühmten viel irrenden Kirchenvater August in die Tugenden der Heiden als glänzende Laster in Verruf zu bringen und über alle sittliche Leistungen vor

Christo selbst nach der Gesinnung den Stab zu brechen. Weise schweigt die christliche Urkunde hierüber. Weise spricht sie von Offenbarungen, die durch die Natur und durch das Gewissen auch an Heiden geschehen seyen. Nach Jesu Ausspruche ist den Heiden, wenn sie bußfertige Gesinnung zeigen, vor unbekehrlichen und widerstrebenden Juden der Eintritt in das Himmelreich gesichert. Der Name der Tugend selbst wird denen verdächtig, die, alles Gottgefällige aus der Quelle des christlichen Glaubens herleitend, in den sittlichen Bestrebungen der Zeitgenossen vor Christo nichts als die schwachen Anfänge einer vom wahren Geiste des Guten und Gottes verlassenen Zeit erblicken. Nicht also Christus, nicht also seine Schüler, deren Wahlspruch in Rede und That gewesen ist: unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm.

Diese und andere Einwürfe sind es, welche dem supranaturalistischen Systeme, in seiner Entwickelung und heutigen Gestaltung entgegen gebracht worden sind; sie sind es, welche an der Folgerichtigkeit dieser Darstellung, an seiner inneren Begründung und an seiner Verträglichkeit mit den Ansprüchen der Wissenschaft und den Gesetzen des Geistes Zweifel erregt haben. — Diejenigen nun, welche den Glauben an Christum im tiefen, aber oft mißverstandnen Sinne an die Spitze alles Christenthumes stellend, zugleich die Wissenschaft, mit Mißverstehung

des paulinischen Ausspruches, der gegen eine falsche Weisheit galt, daß Christum lieb haben besser sey, als alles Wissen, je weniger sie darin eingeweihet sind, mit desto verächtlicherem Blicke ansehen: wir können sie, da sie sich selbst von allem wissenschaftlichen Interesse ausschließen, nicht in den Kreis dieser Betrachtung ziehen. Wir verkennen es nicht, daß bei Einzelnen unter ihnen ein reines, liebevolles Gemüth, ein warmer, religiöser Sinn, und ein Geist der Gemeinschaft wohne, dessen größere religiöse Gesellschaften oft schmerzlich entbehren. Aber es herrscht in diesen Kreisen nicht selten falscher, der Wissenschaft als einem Feinde des Christenthums entgegen tretender Eifer, blinde Schmähsucht Andersdenkender, leidenschaftliche Verdächtigung ihrer Zwecke bis zur Verfolgung unter dem Deckmantel des Ruhmes Gottes und der Ehre Christi, und ist nach den unpartheilichen Zeugnissen der Geschichte leider auch unserer Tage auch oft in ihre Unternehmungen gekommen. Wir fragen daher blos, wohin es mit gründlichem und klarem Wissen kommen müsse, wenn diese Parthei, die man die mystische genannt hat, die herrschende würde, welche Rückschritte nothwendig seyen, welche Engherzigkeit sich einschleichen müsse, welche Isolirung der Theologie von allen übrigen Gebieten der Wissenschaft dann bevorstehe; was von der Wissenschaft überhaupt noch übrig bleiben werde, als das von oft sehr unwissenschaftlichen Individuen willkührlich Gewählte und willkührlich Verworfene? —

Die letzte, zahlreichste Classe bilden diejenigen Theologen, welche man mit dem unglücklich gewählten, keinen scharfen Gegensatz enthaltenden Sektennamen der Rationalisten zu bezeichnen pflegt, richtiger die kritischen Theologen nennen würde. Sie erkennen in der Schrift die höchsten religiösen Ideen der menschlichen Vernunft, wenn auch in zeitgemäßer Hülle niedergelegt, bestimmt den höheren Sinn des Menschen anzuregen, das Herz zu befestigen, und das Leben zu regieren. Sie erblicken in Jesu das ewige Muster sittlich religiöser Ausbildung und Vollendung, sein Lebenswerk ist ihnen eine unschätzbare Wohlthat Gottes an die Menschheit; seine Reinheit, sittliche Hoheit und die Gottesnähe in seinem Innern ist auch ihnen gewiß geworden. Aber sie verschmähen es nicht, ja sie finden sich auf dem wissenschaftlichen Standpunkte angeregt, die Spuren der menschlichen Entwickelung Jesu und der Richtung seines Werkes zu verfolgen. Sie vergleichen die evangelische Geschichte mit der jüdischen Zeitbildung, die sie mit Hülfe der alten Sprachkunde und der geschichtlichen Kritik bis in die kleinsten Verzweigungen aufzuklären bemüht sind, auch hierin einem dringenden Bedürfniß des menschlichen Geistes folgend. Sie setzen das Christenthum und seine Einführung in die Welt nicht außer allen Zusammenhang mit der Vorwelt, wie mit der Nachwelt. Ihnen ist die Lehre Jesu nicht gleich mit der Lehre seiner nächsten Schüler, wenn sie gleich

durch den gemeinsamen christlichen Geist und die gemeinsame Sache verbunden waren. Sie erkennen besonders in dem paulinischen Christenthum die erste dogmatische Form, in welcher die Lehre Jesu auftrat, mit aller der Ausbildung und allem Beiwerk, welche der Kampf gegen eingewurzelte jüdische Vorurtheile und heidnische Begriffe nöthig machte. Sie erblicken das redliche und feuervolle Streben des Apostels, Allen Alles zu werden, in der Lehrform deutlich ausgeprägt. Sie dringen auf Unterscheidung des paulinisch-christlichen Geistes vom paulinischen Buchstaben, und dessen der Zeit dienenden Gestalt. Ihnen ist der wesentliche, vielsagende Unterschied zwischen der biblischen Lehre und dem kirchlichen Lehrbegriffe durchgehends klar geworden. Während sie das Wesen der ersteren durch geschichtliche Forschung und geistige Durchdringung immer näher sich anzueignen trachten, können sie in dem letzteren oft nur das Erzeugniß menschlichen Scharfsinnes und menschlicher Spitzfindigkeit in unbegreiflichen Dingen bewundern. Wohl fühlen sie die Nothwendigkeit der Erörterungen, welche die Einführung christlicher Religion in die Wissenschaft und in die Kämpfe der Schulen erzeugte. Aber eben so lebhaft ist ihnen die Gewißheit, daß nur der den Vernunftideen entsprechende biblische Glaube in das Leben des Christen aufzunehmen sey. Ein doppeltes sich widersprechendes und widerstreitendes Geschenk der Gottheit in den höch-

sten Angelegenheiten können sie nicht begreifen noch annehmlich finden; und eben so wenig in der Lehre der älteren Theologen einen häufigen Verstoß gegen das gesunde sittliche Gefühl sich verhehlen. Nach solchen Principien, M. H., urtheilen die rationalistischen Theologen über die Dogmen, welche wir oben nach dem supranaturalistischen Standpunkt andeuteten und mit den Bemerkungen der Gegner begleiteten. Ihnen hat man Principlosigkeit und Willkühr in der Wissenschaft, Mangel an kirchlichem Gemeinsinn, ja an Herz, Abwesenheit aufopfernder Liebe zu Christo vorgeworfen; ja man ist in unseren Tagen so weit gegangen, keck und frei zu beschuldigen, daß ihre Bestrebungen die Kirche Christi verwüsteten, die Segnungen des Evangelii untergrüben, und seelenverderblichem Unglauben Thür und Thor öffneten. Wehe den Gemeinden Jesu, wenn wir diese harten Reden als gegründet anerkennen müßten! Aber die Gerechtigkeit fordert das Geständniß, und die öffentliche Meinung hat es abgelegt, daß diese Vorwürfe entweder nichtig sind, oder doch die Parthei, von welcher sie ausgingen, in gleichem Grade treffen. Sind die Rationalisten über den ersten Grundsatz christlicher Lehre in Uneinigkeit, so finden wir doch gleiche Verschiedenheit bei der andern Parthei, wie ihre Lehrbücher und Schriften bezeugen. Redliches Forschen nach dem Wesen des Christenthumes findet sich auf der einen, wie auf der andern Seite. Und ist nicht

auch diese Parthei durch Liebe zur Wahrheit und zu Christo, dem Lehrer der Wahrheit, vereinigt, kann man diese Liebe ihnen ohne Leidenschaft und Vorurtheil absprechen, haben nicht deren entschiedenste Bekenner, deren Namen mit Ehrfurcht genannt sind und in Segen bleiben, ihre Liebe zu Jesu ohne tändelndes Beiwerk durch Lehre und That bekräftiget? Wie viele der Männer dieser Denkart wirken immitten der evangelischen Kirche für Belebung eines warmen, sittlich religiösen Gefühles, für Pflanzung eines heiteren Glaubens, für Gründung eines christlichen Lebens! Zudem, wir können es nicht verhehlen, ist der Streit, der auf dem theologischen Gebiete so viele Gemüther bewegt, ein Streit der Schule, nicht des Lebens. Weise übergeht ihn der christliche Prediger, und hält sich auf dem allgemeinen religiösen Standpunkte, durch Jesu Lehre und Werk die ihm Anvertrauten zu Aufhellung des Verstandes, Lauterkeit des Herzens, Reinheit des Lebens führend. Das Christliche ist doch zuletzt, wir mögen uns gebehrden, wie wir wollen und es in tausend anderen Dingen suchen, nichts anderes als die Gemüthswelt. Ist es aber ein überwiegender Vorzug oder ist es ein Nachtheil des sogenannten Rationalismus oder des Kriticismus in der Theologie, daß er dem gegenwärtigen Standpunkte der übrigen Wissenschaften, von denen sich die Theologie niemals, am wenigsten die gelehrte oder wissenschaftliche, isoliren kann, die Ergebnisse der Forschung anzuschlie

ßen sucht? Erwirbt sie nicht durch solche Bestrebungen entschieden einen größeren und segensreicheren Wirkungskreis im Kreise der Gebildeten, welche doch nicht alle „nur von dieser Welt" sind? Diese große und gewichtvolle Anzahl ist es eben, denen eine übertriebene trübselige, dem natürlichen Selbstgefühle, welches, richtig geleitet, die Grundlage der Sittlichkeit wird, widerstrebende Selbstverwerfungslehre eben so sehr, als die dargebotene Speise dogmatischer Formulartheologie das mißverstandene, nie gekannte Christenthum verleidet hat. —

Doch ein unerschöpfliches Thema liegt vor mir; wir stehen am Scheidungswege, und nur auf die Gänge und Richtungen des theologischen Lehrgebäudes, in dessen Vorhalle wir verweilen, wollte ich Ihre Aufmerksamkeit wenden. Die naturphilosophischen und pantheistischen Ansichten älterer und neuerer Zeit und ein neu erwachter Scholasticismus gehören mehr der zuletzt genannten als der vorher bezeichneten Richtung an. Ihre mehr philosophischen als theologischen Systeme überschreiten indeß die Bibel, in dem Verstande, daß ein freies Spiel mit biblischen Worten und Formeln ohne den biblischen Sinn ihnen nicht ohne Grund aufgebürdet wurde.

Sie erwarten eine Krisis und Wiedergeburt der Theologie, indem sie entweder das Gefühl als den letzten Grund aller Religiosität setzen, und dessen Inhalt in vielfältiger spekulativer Gestalt und Farbe

aussprechen, oder dem wissenschaftlichen Verstande den höchsten Preis zuerkennen zu müssen meinen, dergestalt daß der Geist sich selbst und seine Ideen in den christlichen Offenbarungen finde und erkenne. Wir würden der eignen Darstellung für die Folgezeit vorgreifen, wenn wir in ihre streng geordnete und reich gegliederte Grundanschauung hier einzugehen unternähmen.

Zum Schluß, M. H., erlauben Sie mir noch einige Worte, die unsere besondere Stimmung und Absicht bei diesen Vorträgen bezeichnen. Der größte Theil von Ihnen sieht nicht der gelehrten Bestimmung des theoretischen Theologen, sondern durch die wissenschaftliche Bildung der Akademie dem religiös praktischen Berufskreise christlicher Volkslehrer entgegen. Ein tiefes durch eigne sittliche Ausbildung festgewurzeltes Gefühl für das Ewige, ein durch Studien der Philosophie wie durch die Werke der classischen Vorzeit geschärfter Verstand und geläuterter Geschmack, ein in die Tiefen des Christenthumes eingedrungenes Gemüth sind die unerläßlichen Bedingungen einer segensreichen Wirksamkeit auf diesem schönen Gebiete. Trachten Sie unablässig nach diesen Vorzügen und bewahren Sie vor Allem Geistesfreiheit. Die heilige Wissenschaft, hat ein unvergeßlicher Theolog, Herder, gesagt, verlangt keine Sklavenseelen. Die Wissenschaft ist frei, wird und soll frei bleiben. Fesselung der Geister und Stillstand der Meinungen bringt größere Gefahr und ist zuletzt doch vergeblich. Das Gesetz der

Geister, ewige Regsamkeit, läßt sich nicht spotten. Nach bestem Gewissen forsche und gebe jeder, was er vermag, und fördere die unsichtbare Kirche für Erde und Himmel. Ueber dem Streite der Partheien steht das geistige Christenthum, welches die evangelischen Geistlichen zur Einheit im Dienste der Kirche und in der Liebe zum Herrn ruft. Lassen Sie uns, M. H., an das weite Gebiet dogmatischer Glaubensvorstellungen mit Wahrheitssinn treten. Diese Vorlesungen können und sollen Ihr theologisches System weder während der akademischen Jahre, noch für die Zukunft abschließen. Anregen mögen sie den Untersuchungsgeist, beleben das Interesse für christlich religiöse Wahrheit, und dann folge Jeder der Richtung seines Geistes. Denn unendlich sind die Modifikationen religiöser Bedürfnisse, wie sie in die Charaktere von der Hand des Schöpfers gelegt sind. Nur sey überall Geist des Guten und Liebe des Wahren, ferne bleibe Spott oder frevelnde Benutzung des Ehrwürdigen für gemeine Zwecke. Tragen diese Vorlesungen bei, solche Gesinnungen zu nähren, sind sie für ächte Verständigung auf dem Gebiete der einflußreichsten aller theologischen Disciplinen nicht ohne Segen geblieben; so fühle ich mich für die aufgewandte Mühe reich belohnt, und das Andenken an diese Stunden wird mir stets die süßeste Erinnerung seyn. —

---

2. Ueber den Seelenkampf Jesu in Gethsemane.

Es hat wohl nicht an Feinden des Christenthums und seines Stifters gefehlt, welche zu ihren Angriffen auf die Person und Sache Jesu auch seinen Seelenkampf in Gethsemane benutzten, um an der Würde Jesu, an der Reinheit und Kraft seines moralischen Willens, und an der Heiligkeit seiner Bestimmung und seines Zweckes wirksame Zweifel zu erregen, und den Glauben an die Göttlichkeit des Christenthumes zu erschüttern oder ganz zu untergraben. Man wollte Spuren einer Feigheit und Zaghaftigkeit vor dem drohenden Schmerz darin entdecken, die sich an einem Helden der Tugend und des Glaubens, an einem begeisterten Verkündiger des göttlichen Wortes, an einem Ueberwinder der Welt, für den er sich erklärt habe, nicht finden dürfe und werde. Man wollte Merkmale einer beginnenden Reue, eines wankenden Entschlusses darin sehen, ob er standhaft bleiben, oder, wenn es möglich wäre, sich der Gefahr entziehen solle; man wollte wohl gar Anzeichen darin finden, daß er wirklich nur irdische Absichten gehabt habe, den jüdischen Königsthron zu besteigen, und jetzt bei der Scheiterung seines Planes vor dem fürchterlichen Ausgang schaudere.

Aber auch gläubige Verehrer Jesu und seines Werkes, welche durch Widerlegung der Gegner sich um die gute Sache verdient zu machen suchten, haben selbst durch die Art, wie sie es thaten, nicht undeutlich

zu erkennen gegeben, daß dieser Seelenkampf des Herrn mit der Würde desselben sich schwer vereinigen lasse, und haben ihn daher auf eine künstliche und gezwungene Weise erklärt, um die daraus gezogenen nachtheiligen Schlüsse zu entfernen. Die Verlegenheit, diesen Kampf zu erklären und mit Jesu Würde und Vollkommenheit zu vereinigen, läßt sich übrigens daraus erklären, daß man das Dogma von Jesu versöhnendem Opfertode — de officio Christi Sacerdotali — aufgegeben, und seine Verdienste um die Welt, oder die Erlösung in den Inhalt seiner Lehre, in ihre segensvollen Wirkungen und in die Göttlichkeit seines ganzen Wandels auf Erden gesetzt hat. Denn nun mußte man auch die Erklärung von Jesu Seelenkampf nach dem ältern Systeme aufgeben. Die ältern Theologen nämlich, welche das Leiden und den Tod Jesu für eine Gott versöhnende, die göttliche Strafgerechtigkeit wegen den Sünden der Welt vollkommen befriedigende Aufopferung erklärten, haben ganz consequent dieses Seelenleiden zur Genugthuung gehörig betrachtet und dadurch jedem Anstoß vorgebaut; sie haben gelehrt: Jesus habe als stellvertretender Versöhner dieses Leiden als eine durch die Sünden der Welt verschuldete Strafe auf sich nehmen müssen. So drückt sich Hollaz, der als Repräsentant der ältern orthodoxen Dogmatik gelten kann, über das Leiden und Sterben Christi in seinem examine theologico pag. 764. aus: Christus acerbissimam passio-

nem et mortem humillimo obsequio sustinuit, ut a culpa et poena redimeret genus humanum, et amissam ei salutem repararet. Wie gut und befriedigend nach dieser Ansicht vom Leiden und Sterben Jesu die ältern Theologen auch den Seelenkampf Jesu erklärt haben, mag eben dieser Hollaz beweisen, welcher pag. 769. sagt: In magna hac passione tam animae quam corporis Christus spectandus est ut Speculum irae, gratiae et virtutis. Iram Dei sensit Christus ob peccata aliena hominum in se translata; gratiam Dei peccatoribus conciliavit passione satisfactoria: virtutis, amoris, mansuetudinis, patientiae incomparabile exemplum hominibus reliquit. Man muß gestehen, daß der Erklärung des Leidens Jesu nach dem ältern Systeme nicht nur der Vorzug der Consequenz zukommt, sondern daß auch der Tod Jesu durch diesen Kampf seine höchste, der alten Ansicht angemessene Bedeutung und Würde gewinnt, denn ohne dieses Leiden würde der Tod Jesu nur als ein Unglück erscheinen, das die ergrimmten Pharisäer und Schriftgelehrten über ihn gebracht haben; oder als ein Opfertod, der sich nicht über jüdische und heidnische Opferideen erhöbe. So aber erscheint Christus als ein um der höchsten Zwecke willen duldender und von Gott verherrlichter Heiland, wie Er es selbst deutet: Mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen?

Seit-

Seitdem man aber die Vorstellung von Jesu Tode als einem genugthuenden und stellvertretenden Opfertode aufgegeben und sehr richtig gelehrt hat, daß die Schrift keine andere Genugthuung lehre, als für die im vorchristlichen Zustande begangenen Sünden, wie besonders Löffler in der Schrift: über die Genugthuungslehre trefflich gezeigt hat; seitdem hat die Verlegenheit, den Kampf Jesu in vollkommene Uebereinstimmung mit Jesu sittlicher Vollkommenheit zu bringen, sich mannichfaltig gezeigt, und noch neuerlich hat Brescius 3r Bd. des neuesten Archivs für Pastoralwissenschaft 1827. in einer Predigt zu einer, obgleich gemilderten Ansicht des ältern Systems seine Zuflucht genommen, daß nämlich dieses Leiden blos aus dem Gefühle des jammervollen Zustandes Anderer zu erklären sey. Ja im Journal für Prediger Juli und August 1827. pag. 62. kommt sogar ein Aufsatz vor, der das Zittern Jesu für einen Fieberfrost, durch die Kälte der Nacht veranlaßt, erklärt; als ob Jesu Ehre gerettet sey, wenn blos Kälte, aber nicht das Schauderhafte und ungeheuer Schmerzliche des Ihm bevorstehenden Schicksals auf seinen Körper wirkend vorgestellt wird.

Die Verlegenheit einer Christi würdigen Erklärung dieses Leidens wurde durch das Schweigen des Johannes noch vermehrt, da dieser als der zärtlichste Freund Jesu ihn am aufmerksamsten und theilnehmendsten werde beobachtet haben, und den wahrsten und umständlichsten Bericht habe geben können. Man

erklärte sich sein Schweigen aus seiner vielleicht geheg- ten Besorgniß, er werde seinem Zwecke, Jesum als den λογος darzustellen, zuwider handeln, und werde, weit entfernt, Ihn als ein höheres Wesen zu bezeich- nen, Ihn nur als einen Mann schildern, der sich nicht einmal durch geistige Kraft über gewöhnliche Menschen erhöbe, die gleich Ihm die Furcht vor Schmerz und Tod erschüttere und niederwerfe. Der annoyme Verfasser des Aufsatzes im oben angeführten Journal, nach welchem ein Fieberfrost den ganzen Kampf veranlaßt, erklärt das Schweigen des Johan- nes so: Johannes habe sich mit der Erzählung dieses Fieberanfalles, von dem sich Jesus bald erholt habe, nicht befaßt, weil er zur Darstellung der Seelengröße seines erhabenen Meisters nichts habe beitragen kön- nen. Das ginge wirklich auf eine Besorgniß des Jün- gers hinaus, daß dieses Leiden dem Glauben an die Seelengröße Jesu mehr Abbruch thun, als Zuwachs und Stärke geben dürfte. Aus solchem Grunde kann aber Johannes nicht geschwiegen haben. Woher bei solcher Ansicht und Befürchtung von Jesu Leiden sein Glaube an den Sohn Gottes und seine Begeisterung für ihn? Oder wäre Johannes unredlich gewesen?

Nach dem allen scheint es mir ein wahres Bedürf- niß zu seyn, den Seelenkampf Jesu zum Gegenstand des angestrengtesten Nachdenkens zu machen, weil wir zur Lehre der stellvertretenden Genugthuung im Sinne der Alten nicht zurückkehren können, und folg- ich auch nicht zu der daraus fließenden Erklärung die-

ses Leidens, und die Göttlichkeit der Sendung Jesu und seines Zweckes doch ein stehender Artikel in der Dogmatik bleibt. Gegenwärtiges ist ein Versuch, möge es auch ein Beitrag zu einer befriedigenden Ansicht seyn.

Der Seelenkampf Jesu

läßt sich vielleicht bequem nach folgenden Rücksichten betrachten, 1) nach seiner Quelle, 2) nach seiner Beschaffenheit, 3) nach seinen Wirkungen, 4) nach der Haltung des Kämpfers.

1) Die Quelle dieses Leidens ist die Vorstellung der Ihm bevorstehenden Qualen. Daß er die klarsten und lebhaftesten Vorstellungen von dem tragischen Ausgange seines Lebens hatte, leidet keinen Zweifel. Drei Jahre hatten ja die Pharisäer getrachtet, daß sie Ihm zum Tode hülfen, und hatten die listigsten Anschläge in dieser Absicht gefaßt. Jesus kannte sie genau, und selbst bei geringerem Scharfblicke in ihr Inneres konnte Er ihren tödtlichen Haß erkennen, den sie seiner Lehre wegen, die ihre Irrthümer so mächtig und unwiderstehlich bestritte, und des Ansehens wegen, welches Er behauptete, daß Er vom Vater gesendet sey, auf Ihn geworfen hatten. Ja sie hatten sogar Steine aufgehoben, Ihn zu steinigen. Er macht es ihnen auch zum Vorwurf, Joh. 8, 40. Ja im größten Eifer und mit fester Entschlossenheit sagt er den Pharisäern: Matth. 23, 31 u. 32., daß er ihre Mordpläne kenne, und zu seinen Jüngern sagte er mit großer Bestimmtheit, was ihm bevorstehe, Luk. 18, 31.

Je klarer und bestimmter aber seine Vorstellungen waren, desto wirksamer mußten sie auch seyn, und sie konnten nicht anders wirken, als nach den Gesetzen der Natur. Diese Vorstellungen naheten sich ihrer Verwirklichung, das heißt der furchtbaren Kreuzigung unter den rohesten Mißhandlungen und höllischem Hohngelächter siegerfreuter Feinde. Denken wir, daß Jesus bei aller Hoheit des Geistes, bei aller Stärke sittlicher Kraft, bei allem Trost der Unschuld, bei aller Begeisterung für sein heiliges Werk, die Menschen durch die Wahrheit frei zu machen, doch als Mensch allen körperlichen Beschränkungen unterworfen war, daß alle Bedingungen zu den schmerzhaftesten Empfindungen und zu dem der Menschennatur eigenthümlichen Grauen vor gewaltsamen Tod in Ihm lagen; so muß sich nothwendig in der lebhaften Vorstellung seiner Kreuzigung eine Quelle großer Angst eröffnet haben. Wer in der Blüthe der Jahre, im Vollgefühl von Gesundheit und Kraft, bei seiner höchsten Ansicht von des irdischen Lebens sittlichem Werth und Bedeutung, auch vor allen Menschen fähig des Lebens schönste Reize, der Freundschaft labenden Genuß mit dem reinsten, und darum schon stärksten Gefühle zu umfassen, in schweigender Nacht die Voranstalten zu seiner Gefangennehmung schon kennend, die ganz nahen schauderhaften Auftritte in lebhafter Vorstellung zusammenfaßt, muß wohl im Innersten und auf's Schmerzlichste sich ergriffen fühlen. Aber es sind noch Umstände hinzuzudenken, die seine Vorstellung zu einer

immer reicheren Quelle des Leidens machten, z. B. die traurigste Verlassenheit seiner Freunde, und besonders seine Mutter in ihrem unendlichen Jammer. Man rechne hinzu den Schmerz, seine edelste Absicht, seine reine Menschenliebe verkannt zu sehen, Haß und Verfolgung statt Gegenliebe und Vertrauen einzuerndten. Und müssen wir nicht zu den Vorstellungen, die Ihm eine Quelle des Leidens werden mußten, auch die Liebe zu seinem Vaterlande und zu seinem Volke rechnen? Sie legt sich deutlich dar, als Er bei seinem letzten Einzug *in Jerusalem* die Stadt mit Thränen ansah und über ihr Schicksal seufzte. Die Menscheit durch Wahrheit zu erleuchten, um in ihrem Lichte ihre wahre Bestimmung zu erkennen und zu verfolgen, war der große Endzweck seiner Lehren und Anstalten, denn das Elend der heidnischen Welt ging Ihm nicht weniger zu Herzen, als das Elend seines Volkes. Darum stellte Er die Liebe gegen Gott und die Menschen an die Spitze seiner Lehre. Darum erklärte Er alle Völker zu diesem Heile bestimmt, Matth. 13, 29. Aber bei seinem Volke mußte Er anfangen, Matth. 15, 24. Denselben Auftrag gab Er seinen Jüngern Matth. 10, 6. Der Plan, das Heil von den Juden ausgehen zu lassen über alle Völker, hat nichts seine reine Absicht Verdächtigendes, ist vielmehr mit der größten Weisheit und Heiligkeit vereinbar. An die Ausführung dieses Planes wandte er sein ganzes Leben. Solch reine Liebe aber zu Volk und Vaterland und zur Menschheit, solch weise Absichten so völlig verkannt, und von

den Häuptern des eigenen Volkes aus diesem heiligen Wirkungskreis sich herausgerissen und zum schrecklichsten Tode sich verurtheilt zu sehen, welch eine überreiche Quelle wahrer Seelenleiden! Die lebhafte Vorstellung von dem allen, nenne ich die Quelle seines Kampfes.

Betrachten wir nun

2) seine Beschaffenheit, so erscheint er uns als der schmerzensvollste Zustand eines menschlichen Wesens mit nie verdunkeltem Bewußtseyn seiner Bestimmung und seiner Pflichten, und mit dem nicht unterdrückten, aber durch Ergebung in Gottes Willen gemäßigten, Verlangen nach Rettung.

Mit den klarsten und bestimmtesten Vorstellungen seines endlichen Schicksals hatte Jesus das letzte feierliche Mahl mit seinen Jüngern gehalten, und sie in der Treue zu stärken gesucht, besonders aber den Petrus. Das thut Er besonders dadurch, daß Er sie seine Schicksale als die Erfüllung eines göttlichen Willens betrachten lehrt. I c h s a g e e u c h : E s m u ß d a s a u c h n o c h v o l l e n d e t w e r d e n a n m i r , d a s g e s c h r i e b e n s t e h e t : E r i s t u n t e r d i e U e b e l t h ä t e r g e r e c h n e t , d e n n w a s v o n m i r g e s c h r i e b e n s t e h e t , d a s h a t e i n E n d e. So geht er hinaus an den Oelberg, reißt sich von ihnen, knieet nieder und betet. Da fängt er an zu zittern und zu zagen, und spricht: M e i n e S e e l e i s t b e t r ü b t b i s a n d e n T o d. Er betet heftiger, sein Schweiß ward wie Blutstropfen, die auf die Erde

fallen. Es ist nicht zu verkennen, die Natur behauptet ihre Rechte. Er wird unruhig, und reißt sich darum von seinen Jüngern los, um im einsamen Gebet Trost und Stärke zu suchen, die Unruhe steigt bis zur Angst, die Erschütterung des Körpers wird gewaltig, der Sturm des Kampfes treibt im Uebermaß den Schweiß durch die Poren, er ist zuletzt von Blut geröthet, weil die Anstrengung zu groß ist. Sein Körper unterliegt den physischen Gesetzen. Aber auch sein Geist? Keinesweges. Keine Spur von Zerrüttung oder Verwirrung, nicht einmal von Ermattung oder Abspannung desselben, so wenig als von Ueberspannung, wohl aber eine vollkommene Sammlung zum Gebet ist sichtbar mit den klarsten Gedanken, mit dem festesten Willen des Gehorsams, ohne das geringste Merkmal von Reue, ohne einen Gedanken daran, sich zu verbergen oder zu fliehen. So wenig uns auch von seinem Gebete berichtet ist, so liegt doch in den wenigen uns erhaltenen Worten der Beweis davon: V a t e r, w i l l s t d u, s o n i m m d i e s e n K e l c h v o n m i r, d o c h n i c h t m e i n, s o n d e r n d e i n W i l l e g e s c h e h e. Eben so stark drückt sich auch diese Fassung des Geistes in seinen Handlungen aus. Denn er steht auf vom Gebet, und geht mit einem von seinem Schmerz sich wegwendenden und für seine Jünger sorgenden Gemüthe zu diesen, und ermuntert sie, sich durch Gebet zu stärken und zu verwahren vor dem Falle in der Anfechtung. Ja nach des Markus und Matthäus Bericht wiederholt er Gebet und Sorge

für die Jünger noch zweimal. Schmerz und Angst sind durchdringend genug, dem Leibe Schweiß wie Blutstropfen auszupressen; aber seine Seele ist stark genug, im Kampfe mit solchen Anfechtungen das ungestörteste Bewußtseyn seiner selbst und dessen, was er thut, zu bewahren, und eben darum behält er auch, weit entfernt, von einem dumpfen Gefühl überwältigt zu werden, das ununterdrückte Verlangen nach Rettung, gemäßigt durch Ergebung in den Willen Gottes, und von seinem Rathschluß abhängig gemacht. Dieses so modificirte Verlangen nach Rettung, stellt uns das dritte Moment der Beschaffenheit seines Kampfes dar. Was nämlich dem Menschen natürlich und eigen ist, in der Empfindung des Schmerzes, in der Nähe des Todes noch nach Rettung Verlangen zu tragen, das finden wir auch in Jesu. Und wenn dies nicht so wäre, wäre es nicht unnatürlich, eine Verläugnung seiner selbst, die doch weder mit der Pflicht der Wahrheit, noch mit der Pflicht der Schätzung des irdischen Lebens besteht? Oder wäre es nicht eine Abstumpfung seines Gefühls, die eben ein Beweis von Schwäche, und von dem gewonnenen Sieg des Schmerzes über sein Bewußtseyn und über das davon ausgehende Verlangen nach Rettung wäre? Eben das fortdauernde, aber durch religiöse Ergebung gemäßigte Verlangen nach Rettung zeigt uns, daß in Jesu die vollkommenste Fassung war, keine Seelenkraft geschwächt, kein Gefühl überspannt oder in eine falsche Richtung gebracht, daß sein Wille rein, keine Handlung un-

bestimmt oder zufällig, sein Entschluß fest und heilig war.

3) Solch ein schwerer, aber auch besonnener und heiliger Kampf muß auch ihm angemessene Wirkungen hervorbringen, muß im herrlichen Siege endigen. Ich finde diese Wirkungen in himmlischer Stärkung und Beruhigung und in der festesten Enschließung, den Häschern sich willig hinzugeben und sein Schicksal zu erfüllen. Eine himmlische Stärkung und Beruhigung ist der Preis seines Kampfes, und wüßten wir sonst von keiner Verklärung Jesu, in der Wirkung seines *Kampfes* steht Er verklärt vor uns. Der Evangelist drückt sie in den Worten aus: Es kam ein Engel vom Himmel und stärkte Ihn. Zu unserem Zwecke kann es uns ganz gleichgültig seyn, ob wir strenge an den wörtlichen Bericht halten, und annehmen, daß ein himmlischer Bote Ihm erschien, und schon durch seine Erscheinung und himmlische Kunde Ihn über jedes irdische Leiden erhob, oder ob wir Erscheinungen geistiger Wesen in sichtbarer Gestalt für unmöglich, und von Gott nie gewollt und veranstaltet halten, sondern hier nur die Ansicht und Ausdrucksweise des Evangelisten suchen und finden wollen, das ist für unsern Zweck ganz gleichgültig; genug, eine himmlische Erquickung, Stärkung und Beruhigung ward Ihm zu Theil, mag sie durch eine äußere Erscheinung gewirkt worden, oder aus seiner reinen, glaubensvollen und in Gottes Rath ruhenden Seele gekommen seyn. Gestärkt zur Vollendung des Begon-

nenen, zum Siege über die Erde und ihre Leiden schon erhoben, steht Er vor uns. Nur noch äußerlich war zu thun und zu leiden, um nicht nur als den Anfänger, sondern auch als den Vollender des Glaubens sich darzustellen. In ihm war die Vollendung schon geschehen. Er führt nun auch die Sprache der innern Vollendung: Es ist genug, die Stunde ist gekommen; stehet auf, lasset uns gehen, siehe, der mich verräth, ist nahe. Das sagt er, während er schon das Geräusch der Herannahenden hört, denn alsbald, da er noch redete, kam Judas herzu. Es ist nicht zu verkennen, der Kampf in ihm hat aufgehört. Er hat der Natur ihren Tribut entrichtet. Er macht nun keine Forderung mehr an das Leben, und erfüllt nur noch die Forderungen, die das Leben an ihn macht. Nach dem Gebet, das Jesus kurz vor seiner Gefangennehmung gesprochen hatte, Joh. 17., hatte sich die Tiefe seines Innern schon aufgeschlossen und den Sieg vor dem Kampf verkündet in den Worten: Ich bin nicht mehr in der Welt, Sie aber sind in der Welt, und ich komme zu Dir. Himmlische Stärkung und Beruhigung, eine die Welt überwindende Festigkeit stellt sich uns als die Gesammtwirkung seines Kampfes dar. Denn daß diese Wirkungen nicht etwa bloße Exaltationen, Folgen eines schnell vorübergehenden Ergriffenseyns waren, zeigt

4) die ganze Haltung Jesu bis zu dem letzten Hauche seines Lebens. Er beweist diese Haltung in

dem Augenblick, da der Verräther naht, ihn küssend zu verrathen, durch die ruhige Frage: Juda! verräthst du des Menschen Sohn durch einen Kuß? Er beweist diese Haltung, indem er das Beginnen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, mißbilligt und hindert und den Verwundeten heilt. Nach dem Bericht des Johannes geht Jesus erst der Schaar entgegen und fragt sie: Wen suchet ihr? Und als sie aus Furcht vor seiner nicht bezweifelten Wundermacht bestürzt zurückweichen und über seine entschlossene Frage in Verwirrung gerathen, benutzt Jesus keinesweges die hier sich zeigende starke Aufmunterung für einen nicht fest Entschlossenen zu seiner Befreiung, sich nämlich, unterstützt durch seine zu rüstiger Gegenwehr sich anschickenden Jünger, die bis zu dem Augenblick des Bindens Jesu nicht furchtsam und feige sich zeigen, entweder im Dunkel der Nacht sich zu verbergen, oder die Schaar, wenigstens für diesmal, von wiederholten Versuchen, ihn zu fangen, abzuschrecken. Er wiederholt nur die Frage: Wen suchet ihr? und setzt hinzu: Suchet ihr mich, so lasset diese gehen. Diese feste Haltung behält er unverändert, und unvermindert durch alle Abstufungen der bis zu seinem Tode steigenden Leiden so sehr, daß er keinen der Umstände, die sich ihm mehr als einmal zeigen, seine Freiheit zu bewirken, benutzt, fest beharrend bei der ruhigen Erwartung seines Schicksals. Diese Haltung beweist er, indem er auf Alles merkt, sich an Alles erinnert, und Alles zu heiligen Zwecken benutzt.

indem er das Krähen des Hahnes hört und zählt, und des Petrus Verläugnung hört und zählt, und im Augenblick des Hahnenrufs und der dritten Verläugnung des Jüngers, diesen mit seinem Blicke sucht und straft und bessert. Diese Haltung beweist er, indem er ernste und heilige Worte spricht zu dem Volk, das auf seinem Weg zum Kreuz ihn beweint und beklagt; er beweist sie durch jedes Wort am Kreuz, bis er sein Haupt neigt.

Es läßt sich nun leicht ermessen, wie verkehrt die Ansichten derer sind, welche diesen Kampf Jesu wegwünschen, oder derer, welche ihn gebrauchen, um seine Geistesgröße und die Reinheit seiner Absichten herabzusetzen und zu trüben. Denn was hat dieser Kampf nach allen hier genommenen Rücksichten an sich, das der Größe Jesu als Ueberwinders der Welt widerstritte, ja wodurch nicht eben seine Größe über allen Zweifel erhoben würde, und sich selbst in idealer Vollkommenheit zeigte. Nehmen wir dieses sein Leiden weg, denken wir, daß uns gar Nichts, oder das Gegentheil davon berichtet wäre, so würden wir uns entweder in einer unseligen Unwissenheit, oder in einer traurigen Ungewißheit über Jesu wahre sittliche Größe befinden. Wüßten wir nämlich gar nicht, wie Leiden des Körpers auf Jesu Seele gewirkt haben, so müßten wir nicht nur den gänzlichen Mangel an Nachrichten beklagen, wodurch uns das Wichtigste aus seinem Leben unbekannt bliebe, sondern wir würden auch in Ansehung der Zwecke seiner Sendung, der Menschheit

ein vollkommenes Vorbild zu seyn, im Dunkel seyn, denn wir wüßten gerade das nicht, wodurch das Vorbild vollkommen wird, wir würden also auch des Grundes unsers Glaubens ermangeln, daß er einen göttlichen Willen vollbracht habe, und uns von Gott gemacht sey zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Oder wäre uns das Gegentheil berichtet, daß das Schauderhafte ihn gar nicht gerührt, der Schmerz ihm gar nicht wehe gethan habe, wie würde er uns dann erscheinen müssen? Offenbar von der Seite einer Gefühllosigkeit, die wir nur bei den rohesten amerikanischen Wilden finden, wobei wir weder das deutliche Bewußtseyn einer sittlichen Bestimmung, noch den Willen einer sittlichen Bestrebung denken könnten. Am allerwenigsten würde er uns als ein Weiser erscheinen, der den Menschen zu Heil und Trost erschienen wäre, der uns lehren, Glauben erwecken und verdienen, uns vorleuchten, zur Nachfolge aufrufen, uns unsere Natur kennen lernen, sie veredeln, und uns die Verheißung geben könne, daß sittliche Vollendung unser Ziel und der Weg zu einer göttlichen und unbegrenzten Verherrlichung sey. Nicht der Kampf selbst, sondern der Sieg im Kampfe, entscheidet über seine Größe, und stellt ihn als leidenden Erlöser vollendend und der Menschheit als Muster und Vorbild dar. Je schwerer die Anfechtung ist, desto mehr Kraft gehört dazu, ihr Widerstand zu leisten; je größer der Schmerz ist, desto mehr beweist der Ueberwinder, daß er seines himmlischen Berufes gewiß

ist. Je dunkler die Nacht seiner Leiden, je tiefer seine Erniedrigung war, desto unbezweifelter war seine Größe, desto größer seine Herrlichkeit, desto herrlicher und gewisser seine wahre Vollendung. So erklärt sich Jesus selbst darüber: Mußte nicht Christus leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? Und Paulus sagt: Er mußte aller Dinge seinen Brüdern gleich werden, auf daß Er ein treuer Hoherpriester wäre, zu versöhnen die Sünden des Volks, denn darinnen Er selbst gelitten hat und versucht ist, kann Er helfen allen denen, die versucht werden.

T. G. C. Neumeister,
Pfarrer zu Brünn im Hildburghäus.

II.

Miszellen.

Nachschrift zu vorstehendem Aufsatze des Herrn Pf. Neumeister, von Goldhorn *).

Nicht unwahrscheinlich werden mehrere Leser in dem Aufsatze des Herrn Pfarrer Neumeister den fraglichen Gegenstand theils nicht in dem Umfange, theils nicht mit der Schärfe erörtert finden, welche man wohl mit einigem Rechte bei dem Stande der Untersuchungen über die streitige Frage erwarten durfte, bis zu welchem sie zu der Zeit schon geführt war, als der Hr. Verf. seinen Aufsatz niederschrieb. Gleichwohl schien die gewünschte Mittheilung desselben in unserm Journale dem Zwecke desselben sehr zu entsprechen, insofern er ein gewiß beachtenswerthes Beispiel giebt, daß das Bedürfniß der Beruhigung über scheinbare Dunkelheiten im Leben Jesu nicht in allen Gemüthern gleich schwer zu befriedigen ist, und daß auch eine min-

*) Diese Nachschrift mag für diesmal den sonst für die Miszellen bestimmten Platz einnehmen.

der vollständige Begründung der eignen Ansicht dem Prediger durchaus nicht die Fähigkeit raubt, über den nicht völlig aufgeklärten Gegenstand dennoch sehr erbaulich zu sprechen. Ueberdies war die Frage über den Seelenkampf Jesu in Gethsemane schon einmal in dieser Zeitschrift zur Sprache gekommen; und so hatte der Verf. das volleste Recht zu fordern, daß auch seine Stimme in ihr gehört werde, zumal da er sich verpflichtet fühlte, den Behauptungen des frühern Sprechers mit einigen Zurechtweisungen entgegenzutreten.

Wahrscheinlich würde mancher von dem Herrn Verf. unberührt gebliebene Punkt seiner Erörterung nicht entgangen seyn, wenn die sämmtlichen, seit dem letzten Decennium über den Seelenkampf Jesu angestellten Untersuchungen von ihm hätten verglichen werden können.

Zu einer ziemlichen Reihe von dergleichen hatte der Verf. der gegenwärtigen Nachschrift selbst im Jahr 1820 durch einen anonymen Aufsatz: Homiletische Freude und Verlegenheit, erzeugt durch Planck's Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung (Oppositionsschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit, von Schröter und Klein Bd. 3. Heft 2.) den Anstoß gegeben, er hatte darin seine schmerzlichen und fruchtlosen Kämpfe geschildert, in denen er zu einer genügenden Ausgleichung des, wie es ihm dünke, unversöhnlichen Widerspruches zwischen dem

dem Seelenkampf Jesu am Oelberge, und zwischen der ihm zugeschriebenen genauen Bekanntschaft mit der ganzen bevorstehenden herrlichen Entwickelung seines Schicksals zu gelangen gesucht hatte. Dieser Aufsatz hatte eine ungewöhnliche Theilnahme gefunden. Nicht nur die Herausgeber, Schröter (in zwei Aufsätzen derselben Zeitschrift Bd. 3. 4.) und Klein (Bd. 4.) selbst, fanden es der Mühe werth, dem ungenannten und ihnen völlig unbekannten Verf. Winke zu geben, wie er sich aus seiner Verwickelung befreien könnte; sie gestatteten auch andern Sachkundigen ihre Stimmen darüber abzugeben, Agathophilus (Bd. 4.), Ballenstädt (Bd. 5.). Eben so nahmen die damals Wachlerschen theologischen Annalen (October 1822 u. Mai 1823.) von jenem Aufsatze Kenntniß, so wie er offenbar zu den Veranlassungen der sehr gründlichen und ausführlichen Untersuchungen über denselben Gegenstand von Heydenreich (in der Monatsschrift für Predigerwissenschaften, herausgegeben von Zimmermann, Bd. 3. 4.) gehörte, und den Gedanken an eine beurtheilende Uebersicht neuerer Erklärungsversuche (es werden deren 19 aufgeführt) über den Seelenkampf Jesu in Tiebe weckte (im Euphron Heft 1.). Eine Schilderung der Art, wie er sich selbst über jenen anscheinenden Widerspruch beruhigte, und über ihn zu seiner Gemeinde in seinen Passionspredigten gesprochen habe, liefert ein sehr achtbarer Prediger, Barth (in Tzschirners Magaz. für christliche Prediger Bd 4.), und Bretschneider

erklärt sich über seine Ansicht von der Streitfrage (in Tzschirners Magaz. Bd. 2.), gleicherweise in Bezug auf des Referenten Bedenklichkeiten, welcher auch den beiden letzten Verfassern in kurzen Nachschriften zu ihren Aufsätzen, an den angeführten Orten, seinen Dank und seine etwanigen noch übrigen Fragen mitgetheilt hat. In diesen Aufsätzen nun ist allerdings gar manche Schwierigkeit theils erhoben, theils beseitiget, welche in des Herrn Pf. Neumeister vorstehender Mittheilung völlig unberührt geblieben ist, und doch bei einer durchgreifenden Erwägung des Gegenstandes nicht füglich unbesprochen bleiben darf.

Während dieser Forscher aber mit seiner Aufgabe sich beschäftigte, ist sie auch von zwei andern Theologen auf's Neue in Untersuchung gezogen, und in ihren Inauguralschriften bei Gelegenheit ihrer Ernennung zu Doctoren der Theologie von der theologischen Facultät zu Leipzig zur Verherrlichung des Jubelfestes der Augsburgischen Confession bearbeitet worden. Referent ist überzeugt, daß er den Lesern des Predigerjournals einen wirklichen Dienst erweiset, wenn er ihnen eine kurze Nachricht von der Wendung mittheilt, welche die Discussion in diesen neuesten Untersuchungen genommen hat, zumal da dergleichen Monographieen nur selten nach Verdienst außer ihrem engen Kreise bekannt werden.

Herr Dr. Hoffmann, Superintendent zu Radeberg, im Consistorialsprengel Dresden, hat in seiner Inauguralschrift die Frage erörtert: quomodo singularis illa Iesu anxietas et tristitia ante mortem,

quam Lucas ἀγωνιαν vocat, sit explicanda, nec non cum ipsius virtute et auctoritate divina concilianda? Zwar deutet der Herr Verf. nirgends an, daß er von den oben angeführten Aufsätzen über denselben Gegenstand bei seinen Erörterungen Kenntniß genommen und sie berücksichtigt habe, mithin hat auch Referent über seine, zum Theil abweichenden, Vorstellungen keine speciellen Belehrungen in dieser Schrift empfangen; dennoch aber dankt er ihr manche literarische Nachweisung, die ihm entgangen war, und durch welche selbst die sonst so reiche Literatur bei dem Herrn Dr. Hase (s. dessen Schrift: das Leben Jesu, Leipzig 1829. S. 175.) vervollständigt werden kann.

Diesem Verf. zufolge findet sich die treffendste und verständlichste Bezeichnung des Zustandes Jesu am Oelberge bei Lukas, der ihn ἀγωνίαν nennt, und sagt: intelligendum censemus sub illa Domini ἀγωνία vehementissimam tum corporis tum animi commotionem **sensu mortis appropinquantis excitatam, cum violenta nervorum intentione viriumque defectione coniunctam.** Motus enim est naturae mortis vim sentientis eiusque impetum repellere conantis, quales in iis quibus nondum senio confectis viribus vel morbo exhaustis moriendum est locum habere et mortis ipsius momentum longe interdum praecedere solet. Hanc nostram sententiam a vero non procul aberrare confirmant, quae de sudoris guttis solito maio-

ribus a fronte domini destillantibus apud Luc. 22, 44. leguntur. Sub θρόμβοις αἵματος enim intelligendas esse guttas maiores et spissiores locis e scriptoribus profanis huc allatis docuerunt interpretes. Naturam autem in violenta illa animi et corporis commotione gelidum provocare sudorem solito maioribus guttis profluentem, observarunt medici tum in aegrotis morti vicinis, tum in capitis damnatis, quando ad supplicium ducuntur. Si qui autem mirentur, dominum iam in Gethsemane, salvum adhuc et incolumem, quum nondum ei vis esset illata et nondum praesens minaretur mors, in agone quasi mortis versatum esse, cogitent, loci solitudo, noctis caligo, exitii inevitabilis praescientia, amicorum somnolentia, catervae iamiam adventantis voces per auras sparsae cum armorum strepitu mixtae, quantopere commoverent necesse fuerit animum Iesu, cuius summa fuit alacritas."

Der Herr Verf. denkt sich also den Kampf Jesu am Oelberge als eine Art von vorläufigem Kampfe mit der Todesangst, an welchem der Körper einen eben so großen, wo nicht noch größern Antheil hatte als Geist und Herz. Er beruft sich unter andern zur Rechtfertigung dieser seiner Ansicht auch auf eine Stelle von Reinhard (s. Reinhard's Beiträge zur Bibelerklärung, herausgeg. von Bartzsch Leipzig 1817. S. 255.), welcher den Zustand Jesu eine qualvolle Un-

ruhe nennt, die ihn damals ergriffen hatte, und die mehr von der erschütterten Maschine des Körpers als von einer Schwachheit des Geistes herrührte *).

*) Herr Dr. Hoffmann kommt also in seiner, auch von Reinhard gefaßten, Ansicht von dem großen Antheile körperlicher Erschütterung an Jesu Zustande am Oelberge, dem Verf. eines kleinen Aufsatzes im Journal f. Pr. 1827. Bd. 2. S. 62. ziemlich nahe, welcher in der Schilderung der Evangelisten Andeutungen eines fieberhaften Anfalles zu finden glaubte. Er mag daher zusehen, wie er sich und seinen ehrwürdigen Meinungsgenossen gegen den scharfen Tadel schütze, welchen Herr Pfarrer Neumeister über diese Vorstellungsweise ergehen läßt, und welcher neuerdings noch viel stärker von unserm Herrn Prof. Dr. Lindner in seiner Schrift: Die Lehre vom Abendmahle nach der Schrift. Hamburg, 1831. ausgesprochen worden ist. Indem er nämlich S. 195. bei der Erwähnung des Kampfes am Oelberge jenes Aufsatzes im Predigerjournale gedenkt, setzt er in der Note hinzu: fielen denn dem Ungenannten, als er das Zittern und Zagen Jesu für einen Fieberfrost erklärte, nicht dessen Worte ein: wer der Geringsten einen ärgert, dem wäre besser, daß ein Mühlstein — — — am tiefsten ist. — Herr Dr. Hoffmann in seiner Gegend braucht vor dieser Kritik nicht zu erschrecken, wohl aber jener Ungenannte; denn dieser wohnt wirklich unfern der Meeresküste und macht wohl zuweilen kleine Abstecher zur See! Wie wenn ihn dabei wirklich einmal die herbeigerufene Nemesis ereilte und sein Schiff vielleicht zufällig auch einen Mühlstein als Ballast führte! — Herr Dr. Lindner selbst zieht für seine Person die vom Herrn Dr. Hoffmann auch angeführte, freilich auch verworfene Mei-

Den zweiten Theil seiner Aufgabe, die conciliationem illius ἀγωνίας cum divina Iesu dignitate

---

nung von Leß und früherhin auch J. J. Heß vor, als die einzig wahre: jene Seelenangst Jesu sey das Werk des Teufels gewesen, der zwar die ganzen drei Lehrjahre über, nachdem er bei dem ersten Versuche Matth. 4., so schlecht angekommen, sich nicht wieder an den unverführbaren Mann gewagt, indessen bei dem Anbruche des verhängnißvollen letzten Abends dem Verlangen nicht habe widerstehen können, sein Heil noch einmal an dem bedrängten Herzen zu versuchen, und zu sehen, ob mit Drohungen und Schrecken sich ihm vielleicht abgewinnen lasse, was Versprechungen und Schmeicheleien nicht vermocht hatten. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, welche von beiden Meinungen die wahrscheinlichere sey, nur so viel ist gewiß, daß Jesus nicht die schlechten und unglücklichen Exegeten in die Tiefe des Meeres hat gestürzt wissen wollen. Uebrigens würde der Ungenannte, wenn ihn dies Schicksal träfe, in nicht ganz schlechte Gesellschaft kommen. Wahrscheinlich träfe er dort denselben Leß, dessen Ansicht Herr Dr. Lindner zu der seinigen macht. Denn so fromm der Mann selbst, und so vortrefflich für seine Zeit seine Schrift von der Wahrheit der christlichen Religion war, so trug er doch kein Bedenken, den Fisch, welcher den Propheten Jonas verschlang, für ein Schiff mit dem Zeichen und Namen des Wallfisches zu erklären, auf welchem der ungehorsame oder furchtsame Missionar zu entwischen versucht habe. Unmöglich konnte doch dem sel. Manne das Wort Jesu von dem Bauche des Wallfisches, als einem Vorbilde seines Grabes, unbekannt seyn, Matth. 12, 40.; und so sollte man meinen, er hätte wohl mehr Ursache gehabt, an den Mühlstein zu denken, als der Ungenannte, der in Jesu Zittern und Zagen

et virtute, hat der Herr Verf. recht glücklich gelöst, so sehr es auch seine eignen Schwierigkeiten haben zu

---

lieber eine fieberhafte als eine teuflische Aengstlichkeit sehen möchte.

Merkwürdig ist Luthers Erklärung über Jesu Seelenkampf in Gethsemane; er wird schwer von dem Verdachte zu reinigen seyn, daß er auch auf dem Irrwege des ungenannten Predigers sich befunden habe, wenn er gleich hier eben so wenig als anderwärts dem Teufel sein Recht verkümmert werden läßt.

„Da wird dem Versucher, dem Teufel, Raum gegeben, daß er näher zu ihm tritt, und ihn härter angreift, denn zuvor je. Darum redet er allhier als ein Mensch, der im Kampfe stehet und mit dem Tode ringet, suchet Trost bei seinen Jüngern, welchen er zuvor tröstlich gewesen ist. Er hat gezittert und gebebt, und sein Herz ist Traurigkeit voll gewesen. Denn er hat an seinem Leben verzaget und den Tod gefühlt, und gesehen, daß er jetzt sterben sollte. Die große Angst und Noth bricht heraus, daß er zu seinen Jüngern Zuflucht hat, die geringer sind denn er selbst. Dies Leiden unsers lieben Herrn Jesu Christi im Garten läßt sich mit Menschenzungen nicht ausreden, sondern übertrifft alle menschliche Vernunft und Gedanken, sonderlich an dieser großen, hohen Person. So es eine andere Person gewesen wäre und der Teufel ihr so hart zugesetzt hätte, so hätte er sie in einem Augenblicke erwürgt. Darum läßt sich's von uns nicht verstehen noch ausdrücken, viel weniger ausreden, was dies für eine Angst gewesen sey, so Christo im Garten begegnet ist.“

Nun erklärt er weitläuftiger, es sey der Kampf mit der Todesangst gewesen, und fährt fort:

„Von diesem Kampfe verstehen wir nichts. Er ist in

müssen schien, einen motum corporis et animi vehementissimum cum nervorum intentione et virium defectione iunctum als Etwas mit einer divina dignitate sehr wohl Zusammenzudenkendes darzustellen. Er ist nämlich weit entfernt, von einer nicänisch-athanasischen Divinität und Homousie auszugehen; er denkt sich vielmehr eine solche, bei welcher es keine widersprechende Zumuthung ist, quum in illo animi angore (S. 19.) non mentis metus sensu turbatae et dubiae agitationem, sed naturae atrocissimam leti instantis vim praesentientis motum haudquaquam ex mentis arbitrio pendentem agnoscere iubemur. —

Christo größer gewesen, denn er in uns Menschen allen seyn kann. Ursache ist diese: Christus hat der größeste Märtyrer seyn sollen unter allen Märtyrern auf Erden. Ueberdieß ist auch seine Natur fein, rein und gesund gewesen. Wir Menschen in Sünden empfangen und geboren, haben ein unrein, hart und aussätzig Fleisch, das nicht bald fühlet. Je frischer, gesunder Mensch, und je eine feinre Haut, und je reiner Blut, je ehe es fühlet und empfindet, was ihm widerfährt. Weil nun Christi Leib, Fleisch und Blut frisch, gesund, rein und ohne Sünde ist, dagegen unser Leib, Fleisch und Blut aussätzig, unrein und voller Sünde ist. Darum wenn wir schon vom Tode hören und des Todes Schrecken fühlen, so fühlen wir sie kaum in zween Grad, da sie Christus in zehn Grad gefühlt hat, sintemal er der größeste Märtyrer seyn, und das höchste Leiden und Schrecken und die größeste Bitterkeit des Todes fühlen soll, und dazu seine Natur fein, rein und lauter ist, so hat er

Ist diese Ansicht aber auch in sich selbst nicht widersprechend, so dürfte sie doch für die neuerdings wieder in lebhafte Anregung gekommene Lehre von der Anamartasie Jesu nicht ganz günstig seyn.

Der Schluß der Abhandlung giebt einen Beitrag zur Aufklärung der allerdings noch immer nicht aus ihrer Räthselhaftigkeit hervorgezogenen Erscheinung, daß Johannes, der einzige Augenzeuge und Theilnehmer an jenem Kampfe Jesu unter den Evangelisten, von diesem Auftritte eben so wenig als von der Abendmahlseinsetzung ein Wort erwähnt. Ref. hat selbst über diese Erscheinung mit dem Herrn Dr. Bretschneider einen kleinen Schriftwechsel im Magazin für

---

die Todesangst besser und mehr gefühlet, denn wir alle. — Da siehet man, daß in dem Herzen die Natur so überwältiget ist, daß sie das Blut, welches in Schrecken zum Herzen tritt, vom Herzen wiederum herausgetrieben hat, also auch daß von seinem ganzen Leibe Blutstropfen geflossen sind."

S. Luthers Predigt vom Leiden Christi im Garten; in der Leipz. Ausg. Th. 16. S. 187. — Der ehrwürdige Mann giebt sich alle ersinnliche Mühe, darzuthun, der Teufel hätte Jesum gar nicht in eine so gewaltige Todesangst versetzen können, wenn dieser nicht so fein organisirt gewesen wäre, wodurch eben der ganz unregelmäßige Blutlauf — und der ist ja eben Charakter des Fiebers — hervorgebracht worden sey. Sind sie also wirklich Sünder, welche an fieberhafte Beängstigung Jesu in Gethsemane denken, nun so ist es doch eine lutherische Sünde, deren sie sich theilhaftig machen.

christliche Prediger von Tzschirner Bd. 2 u. 3. bestanden, und sollte meinen, daß die noch immer zu wünschenden tiefer eingehenden Untersuchungen doch keine mala sedulitas (S. 24.) seyn dürften, gesetzt auch, daß sie am Ende mit dem Geständnisse endigen müßten: quantum est, quod nescimus.

Die zweite unsern Gegenstand betreffende Schrift ist überschrieben:

De momento resurrectionis Iesu Christi in institutione Apostolica. Pars prior. Scripsit Aug. Ludov. Gottlob Krehl, Philos. et S. S. Doctor, Pastor apud Misenenses Afranus, in schola provinicìali Misenensi linguae hebraicae Professor, soc. teuton. Lips. sod. ord.

An der Spitze der Abhandlung steht der nicht zu bezweifelnde Satz: resurrectio Iesu Christi e mortuis arx est evangelii. Zufolge des Planes, nach welchem der Verf. darüber weiter sich erklären will, führt er in §. 2. 3. in vollständiger Reihe alle die Stellen der Evangelien auf, in welchen mehr oder minder deutliche Vorherverkündigungen Jesu von seiner bevorstehenden Auferstehung enthalten sind, so daß dem Anscheine nach gar kein Zweifel daran statt finden könne, daß ihm selbst diese Entwickelung seines Schicksals ganz genau bekannt gewesen seyn müsse. Gleichwohl sind deren erhoben worden; allein sie sind nicht unwiderleglich; dies soll §. 4. darthun. Nicht weni-

ger als sechs Widersprüche sind hier aufgeführt und beseitigt:

1) Iesus ipse dixit, se nihil eorum praescire, quae futura sunt.

2) Iohannes in evangelio suo nihil tradit, quod Iesum resurrectionem suam praedixisse confirmet.

3) Dominus non putavit, se apostolos ante reditum suum e coelo ad instaurandum regnum revisurum esse.

4) Christus nullo modo ita animo angi potuisset, cum mortem instare videret, si praevidisset e sepulcro se resuscitatum iri.

5) Apostoli nihil unquam de I. C. resurrectione cogitaverunt, antequam redivivus prodiisset dominus.

6) Iesus Apostolis non id exprobravit, quod praedictiones ipsius neglexissent, sed potius satis habuit, eos obiurgare, quod vaticiniis veterum prophetarum non intendissent.

Als Sprecher und Sachführer der unter N. 4. aufgeführten Zweifler ist Schreiber dieser gegenwärtigen Mittheilung aufgeführt; er ist jedoch von dem Herrn Dr. Krehl dabei auf eine so freundliche Weise begrüßt und gezüchtiget worden, daß er sich durch dessen erfahrnen Widerspruch nur geehrt fühlen, ja nicht ohne Beschämung gestehen kann, daß sein geehrtester Freund des Guten mehr von ihm gesagt habe, als er genügend zu beweisen im Stande seyn würde. Es sey

ihm daher vergönnt, die Rolle des bloßen Referenten von hier an aufzugeben und als Selbstbetheiligter in der ersten Person zu sprechen.

Ich hatte in dem oben bezeichneten Aufsatze in der Schröter-Kleinschen Zeitschrift (welchen Herr Dr. K. seinen Entgegnungen zum Grunde legt) zuerst behauptet, wenn Jesus seinen Tod mit allen seinen Umständen so genau vorausgesehen habe, so müsse ihm auch die daran sich knüpfende, unaussprechliche Verherrlichung bekannt gewesen seyn, und in diesem Falle sey nicht zu begreifen, wie nicht ein einziger Gedanke an diese ihm den freudigsten Muth zur unerschrocknen Erduldung von einem höchstens neunzehnstündigen Leiden müßte eingeflößt haben.

Mein Freund entgegnet: ich verlange mehr, als man von dem vollendeten Meister in der stoischen Apathie gefordert habe, ja fordern dürfe, und verweiset mich auf Cic. Tusc. disp. 2, 7. 21. Die evangelische Geschichte aber schildere uns Jesum als einen Mann mit einem sehr tief fühlenden Herzen. — — Das letzte bekenne ich sehr gern, und freue mich deshalb um so mehr Jesu, als meines Herrn; allein das erste muß ich in Abrede stellen. Der stoische Weise sah und fühlte nur seinen Schmerz, was hinter diesem lag, sah und fühlte er nicht. Das sah aber Jesus nach der Versicherung der Evangelien vollständig voraus; er war und wußte also weit mehr, als der vollendetste stoische Weise; er war also weit mehr als dieser; er war ein **übermenschliches Wesen** — von einem

solchen darf, ja muß man auch übermenschlichen Muth verlangen. Als einem solchen durfte ihm selbst vor dem Satan nicht grauen, wenn es dieser war, der ihn ängstigte, wie viel weniger vor den Mißhandlungen, die ja doch nur das Fleisch trafen. Doch wäre dann die von ihm vorauszusetzende Freudigkeit wirklich übermenschliche Seelenstärke gewesen? Was forderte er denn selbst Matth. 10, 28. von seinen Jüngern? Was leisteten die Apostel Act 5, 41.? Was versichert Paulus von sich und seinen Mitarbeitern Röm. 5, 3. 8, 35.? Wären dies eben unbestätigt gebliebene Großsprechereien?

Ich hatte gesagt: schon der eine Gedanke Auferstehung nach drei Tagen, ganz deutlich gedacht und das herrliche Ereigniß selbst in voller Klarheit schon geschaut, müsse jede Anwandlung von Bangigkeit sogleich niedergeschlagen haben. — — Was mein verehrter Gegner hierauf erwiedert, ist ihm so eigenthümlich und wenigstens für mich so neu, daß ich ihn selbst sprechen lassen muß. „Ponit G., resurrectionem esse nisi summum, permagnum certe bonum. Ac veteres sane theologi ad unum omnes resurrectionem primum exaltationis gradum fuisse, statuerunt. Quod mihi secus videtur. Longe beatiorem futurum fuisse dominum dico, si statim in coelum evectus fuisset. Iam nolo de descensu Christi ad inferos disputare, qui, si locum habuit, molestissimus ei fuisse putandus est, qui e coelo in terram venerat; nolo quaere-

re, ubi fuerit anima domini, postquam reddita erat in cruce; hoc tamen acriter defendo atque contendo, resurrectionem domino gratam esse et magnam laetandi materiam afferre non potuisse. Quemadmodum enim tum humilis Christi status incipiebat, cum humanam naturam, σάρκα, sumeret, ita exinanitionis status non desiit esse, cum e sepulcro vivus rediret. Nam vita terrestris, iam per se misera, malum maximum erat illi, qui precabatur quae Ioh. 17, 5. leguntur. Cum igitur per resurrectionem in has terras reduceretur, atque rursus per aliquod temporis spatium corpus vulneribus debilitatum, cicatricibus deformatum, cruciatibus exhaustum gestare cogeretur; sors eius non invidenda, imo misera fuit. Cur igitur laetari debuisset, cum praevidebat, vehementissimos cruciatus ipsi perferendos, animam exhalandam et corpus depositum denuo assumendum esse? Per resurrectionem dominus profecto non est beatus factus."

Welcher Leser sähe nicht mit Vergnügen, was ein scharfsinniger Disputator vermag, wenn es darauf ankommt, einen armen, geängstigten Gegner in die Enge zu treiben. Doch ist es auch meinem geehrten Opponenten im Eifer des Angriffes und der Verfolgung ergangen, wie schon so Vielen, er hat einige anscheinende Kleinigkeiten übersehen. Daß er das menschliche Leben an sich für ein Unglück erklärt, wird

schwerlich Jemand für seine wirkliche, wahre Meinung halten, der ihn als den Gegenstand der allgemeinsten Verehrung in seinem Berufskreise, und als den ausgezeichnet glücklichen Gatten und Vater kennt; und seine Freunde würden ihm und gewiß noch mehr sich selbst nur Glück wünschen, wenn er einmal das Unglück haben sollte, wieder auferstehen zu müssen. Ueberdies aber hat er es ganz unbemerkt gelassen, daß Jesus selbst in der langen Reihe von Vorausverkündigungen seiner Auferstehung, wie sie S. 5—12. aufgeführt sind, auch nicht ein einzigesmal nur von fern Etwas merken läßt, daß ihm eigentlich damit kein Gefalle geschähe. Er legt im Gegentheil offenbar einen sehr hohen Werth darauf; und eben so wenig hat ihn der Apostel einer deshalb beklagen zu müssen geglaubt.

Ich hatte die einzelnen, zerstreuten Aeußerungen Jesu über seine Gemüthsstimmung am letzten Abende zusammengestellt, und daraus war allerdings eine Zeichnung von ihr entstanden, in der sie als eine im hohen Grade trübe erscheinen mußte; und daraus hatte ich den Schluß gezogen, es sey doch gar nicht zu begreifen, wie Jesu Bangigkeit diesen außerordentlich hohen Grad habe erreichen können, wenn ihm die herrlichen Folgen seiner Leiden und seines Todes wirklich so klar vor Augen gestanden hätten, wie es nach einigen ihm in den Mund gelegten Schilderungen der Fall gewesen seyn soll.

Mein lieber Gegner zeihet mich hier der Hyper-

bel, und versichert, auch im härtesten Kampfe mit der Bangigkeit erscheine Jesus in der ehrwürdigsten Gestalt. Das bekenne aber auch ich mit ihm; allein ich meine nur, sie verliere unläugbar an ihrer Bewundernswürdigkeit und wahren Größe, wenn man sich denken müsse, daß er mit voller Bestimmtheit die unerhörte Glorie schon jetzt gesehen habe, in welcher er nach funfzig und etlichen Stunden schon vor seinen Jüngern stehen würde; so wie eben dadurch auch der Ausruf meines Freundes offenbar einige Beschränkung erleidet: profecto exemplum constantiae omnibus numeris absolutum dedit. — Das würde doch nur dann mit vollem Rechte gesagt werden können, wenn er von dem herrlichen Lohne Nichts vorausgewußt hätte.

Nach diesem Allem aber fühle ich mich zu dem Bekenntnisse gedrungen, daß für meine Art zu sehen über die dunkelste Stunde im Leben Jesu selbst durch das dreifache Licht, das abermals über sie verbreitet worden ist, noch immer nicht der erwünschte Grad von Klarheit gekommen sey, und muß mich darein ergeben, daß ich durch dies Bekenntniß in großen Verdacht der Unfähigkeit in fremde Gesichtspunkte mich zu versetzen oder der rechthaberischen Hartnäckigkeit gerathen werde. Noch immer scheint mir gerade die schwierigste Frage nicht beseitiget, wie bei einem bis zur Göttlichkeit erhobenen Wissen (denn πᾶσα προφητεία ἰδίας ἀνθρωπίνης ἐπιλύσεως οὐ γίνεται — der wirkliche Prophet ist mehr als Mensch), zugleich doch ein nur aus der menschlichen Beschränktheit hervorgehen-

des

des Fühlen statt finden könne? Für meinen Glauben und meine Ruhe verliere ich weniger, wenn ich die wörtliche Zuverlässigkeit der Jesu zugeschriebnen Weissagungen von seiner Auferstehung aufgebe, als wenn ich die reine, volle Menschlichkeit seines Kampfes mit Bangigkeit und Furcht bezweifeln soll. Gott bewahre mich jedoch vor der frevelhaften Anmaßung, meine Ansicht für die einzig wahre auszugeben. Uebrigens weiß ich, daß man auch mit der Meinung de vaticiniis post eventum factis noch nicht zum Gotteslästerer und Jesufeinde wird. Mit dem ehrwürdigen, väterlichen Theologen, gegen welchen mein Freund Krehl, nachdem er mich beseitiget hat, unter N. 5. seine Lanze mit der gebührenden Ehrerbietung des Sohnes einlegt, spreche auch ich: (S. Ammon bibl. Theol. 2, 377.) „entscheide Jeder, der nicht zweifeln will und der nicht glauben kann.“

III.

Recensionen.

1.

Der Apostel Paulus. Erster Theil, oder Chronologische Bemerkungen über das Leben des Apostels Paulus (,) von Karl Schrader. (Motto: καὶ γὰρ ἐντεῦθεν τὰ μυρία ἔφυ κακά, ἀπὸ τῆς τῶν γραφῶν ἀγνοίας· ἐντεῦθεν ἡ πολλὴ τῶν αἱρέσεων ἐβλάστησε λύμη ἐντεῦθεν οἱ ἠμελημένοι βίοι, ἐντεῦθεν οἱ ἀκερδεῖς πόνοι. Chrysost. Prol. in ep. Pauli.) Leipzig, 1830. bei Christian Ernst Kollmann. IV und 264 S. 8. (1 thl. 3 gr.)

Unter diesem Titel erscheint der erste Theil eines Werkes, dessen drei folgende Theile „eine Lebensbeschreibung, die Lehren und einen Commentar zu den Briefen des Apostels enthalten sollen, eines Werkes langen Nachdenkens und wiederholten Prüfens,“ zu dessen Entstehen eine vom Herrn Verf. im theol. Seminar zu Bonn vor 9 Jahren verfaßte und gekrönte Preisschrift die Veranlassung gegeben hat (Vorw. S. III.).

Die Forschungen des Herrn Vfs. über die Chronologie des Lebens Pauli, die ihn zu Resultaten ge-

führt haben, welche großentheils von allen älteren Ansichten bedeutend abweichen, liegen uns in 7 Abschnitten vor, deren erster sehr zweckmäßig die Zeitfolge der von Herodes I. bis zur Zerstörung Jerusalems gewesenen Jüdischen Hohenpriester, Regenten, Statthalter und Römischen Kaiser enthält. Der zweite erstreckt sich von der Geburt Paulus bis zu seiner Bekehrung, und in den fünf folgenden werden die Zeiten der Reisen des Apostels, seiner Gefangenschaft zu Cäsarea und Rom, und seines Todes abgehandelt. Angehängt ist eine chronologische Uebersicht der im Leben desselben vorkommenden Begebenheiten.

H. S. nimmt als wahrscheinliches Jahr der Geburt Paulus das J. 14 nach Christo, und seiner Ankunft zu Jerusalem in Gamaliels Schule das J. 26. an, läßt ihn im J. 35. (dem Todesjahre Christi) der Steinigung des Stephanus beiwohnen, und im J. 39. seine Bekehrung vorgehen. Paulus reis't nun als Christ zum erstenmal nach Jerusalem 42.; Aufenthalt zu Tarsus bis J. 43., zu Antiochien 43.; zweite Reise nach Jerusalem 44.; dritte Reise nach Jerusalem etwa 47.; Abreise von Antiochien 47.; Ankunft in Korinth, Herbst 49., Aufenthalt daselbst bis Frühjahr 51.; vierte Reise nach Jerusalem und Rückkehr nach Ephesus 51., Aufenthalt daselbst 2 J. 3. M. bis um Ostern 54. Hier nun schaltet H. S. zwischen Apostelgeschichte 19, 20 und 21. eine große Reise des Apostels ein, die Lucas mit Stillschweigen übergangen haben, von welcher sich aber in mehreren paulini-

schen Briefen deutliche Spuren finden sollen. Diese Reise geht von Ostern 54. an von Ephesus aus nach Macedonien, wo Paulus namentlich zu Thessalonich sich eine Zeit lang aufhält; darauf über Korinth nach Kreta, wo Paulus vor Winter ankommt, und bis zum Sommer 55. bleibt, den Titus zurückläßt, und nach Nikopolis in Cilicien schifft. Im Anfange des J. 56. begiebt er sich so schnell als möglich in Begleitung des von Kreta angekommenen Titus und des Barnabas nach Jerusalem, dann, von Petrus begleitet, nach Antiochien und von da aus über Galatien nach Ephesus, wo er nach geraumer Zeit vor Pfingsten 56. ankommt. Von hier schließt sich Hr. S's. Ansicht wieder mehr an die Apostelgeschichte an, nur daß er die Verhältnisse der folgenden Reise größtentheils anders, als gewöhnlich geschieht, auffaßt. Paulus wird im Herbste 56. durch den Aufstand des Demetrius aus Ephesus vertrieben, reist über Troas nach Macedonien, wo sich viele Begleiter mit ihm vereinigen, verkündigt beinahe 2 Jahre lang das Evangelium in allen bisher noch nicht besuchten Orten Macedonien's und Achaja's, und selbst in Illyricum, geht 58. nach Korinth, und dann nach Athen, von wo er nach 3 Monaten, durch Nachstellungen bewogen, nach Macedonien zurückkehrt. Er segelt hierauf nach Ostern 59. von Philippi nach Jerusalem, wird daselbst gefangen, bleibt bis 61. zu Cäsarea in Gefangenschaft, wird 62 nach Rom deportirt, und dort im J. 64. bei der Christenverfolgung hingerichtet.

Was Zeit und Ort der Abfassung der paulinischen Briefe betrifft, so bestimmt darüber H. S. Folgendes. 1 Tim. und bald darauf Tit. im J. 55. zu Nikopolis, 1 Cor. zwischen Ostern und Pfingsten 56. zu Ephesus, 2 Cor. gegen Ende 56. in Macedonien, Röm. vor Winter 58. zu Korinth, 1 u. 2 Theſſ. kurz nach einander während des Winteraufenthaltes zu Athen 58., 2 Tim. zu Anfang der röm. Gefangenschaft 62., Eph., Col., Philem. gleichzeitig im Sommer 63., bald darauf Phil. in demselben Jahre zu Rom, Gal. ebendaselbst 64., kurz vor Paulus Tode. —

Wir lassen nun allerdings dem Herrn Verf. die Gerechtigkeit widerfahren, daß er seinen Gegenstand nicht ohne Fleiß und Scharfsinn bearbeitet, und daß er daher so manche richtige Ansicht aufgestellt, manche gute Bemerkung gemacht habe. So läßt er S. 10. mit Recht unmittelbar auf den Hohenpriester Ananias Nebedäi den Ismaël, Phabi's Sohn, folgen, ohne noch den Jonathas einzuschieben; so zeigt er S. 50 ff. mit guten Gründen, daß es der Zweck des Galaterbriefes keinesweges verlangte, daß Paulus alle seine, vor Abfassung dieses Briefes oder wenigstens bis zur antiochenischen Streitigkeit (Gal. 2, 11 ff.) unternommenen Reisen nach Jerusalem erwähnte; bündig weist er S. 117. nach, daß schon zu Paulus Zeit ein Nikopolis in Thracien am Flusse Nessus oder Nestus existirt habe; recht gut setzt er den Gebrauch des Aorists im Briefstyl gegen Winer (Gramm. d. N. T. Spr. Idioms, Bd. 2. S. 88. 2 Aufl.) auseinander ꝛc.;

vorzüglich aber verdient der Theil des letzten Abschnittes hervorgehoben zu werden, in welchem die Grundlosigkeit der Annahme einer 2ten römischen Gefangenschaft des Paulus gezeigt wird; denn wenn gleich der Beweis, daß das N. 2. zu dieser Behauptung nicht berechtige, minder genügend, als von Wolf (de altera Pauli captivitate) geführt ist, so hat doch H. S. das Verdienst, die Stellen der Kirchenväter, aus denen man die 2te Gefangenschaft erweisen zu können glaubte, namentlich das Zeugniß des Clemens von Rom, als unzulänglich dargestellt zu haben. — Allein auf der andern Seite müssen wir doch gestehen, daß des Hn. Verfs Ansichten uns großentheils unhaltbar erscheinen. Dieses Urtheil vollständig zu belegen, erlauben die dieser Anzeige gesteckten Grenzen nicht; wir wenden uns daher mit Uebergehung alles Uebrigen zu einigen Puncten aus der Beweisführung für die nach Hrn S. zwischen Act 19, 20 und 21. einzuschaltende Reise.

Wir geben zu, daß die Stellen 2 Cor. 13, 1. 2, (denn 1 Cor. 16, 7. 2 Cor. 2, 1. 12, 14. 21. sind nur in Verbindung mit jenen beweisend) für eine von Lucas übersehene Reise Paulus nach Korinth, und Tit. 1, 5. (die mit Unrecht angegriffene Aechtheit dieses Briefes vorausgesetzt) für eine in der Apostelgeschichte nicht erwähnte Reise desselben nach Kreta sprechen, und die übrigen Data des Schreibens diese Reise in die Zeit des fast 3jährigen Aufenthaltes Paulus zu Ephesus versetzen (S. 95 ff.); aber schon eine Reise nach

einem Nikopolis dürfte sich aus Tit. 3, 12. nicht mit Gewißheit schließen lassen; denn die Worte: σπούδασον ἐλθεῖν πρός με εἰς Νικόπολιν beweisen keineswegs, wie H. S. will, daß Paulus bei Abfassung des Briefes schon zu Nikopolis gewesen sey (welches, beiläufig bemerkt, gewiß nicht das kleine Cilicische Nikopolis war, da Paulus bei seinen Bekehrungsreisen nur in größeren Städten sich länger aufzuhalten pflegte). Das hingegen läugnen wir bestimmt, daß aus den im 1. Brief an Tim. vorausgesetzten Verhältnissen eine von Lucas weggelassene Reise nach Macedonien gefolgert werden könne (S. 86 ff.), da diese Verhältnisse, wie Ad. Curtius (de temp., quo prior P. ad Tim. ep. exarata sit, S. 24 ff.) gezeigt, trefflich zu der Act. 20, 1. 2. berührten Reise passen. — Von den größtentheils aus den Thessalonicherbriefen entlehnten, eben so unhaltbaren Gründen für einen von Lucas nicht erwähnten Aufenthalt Paulus zu Thessalonich heben wir diejenigen aus, die noch am scheinbarsten seyn dürften. Mit Bezug auf 1. Thess. 5, 12 — 13., meint H. S. (S. 90.), die Vorsteher, von welchen hier die Rede sey, könne Paulus erst bei einer, von der Act. 17, 1 ff. erwähnten, verschiedenen Anwesenheit zu Thess. gewählt haben, indem er damals nur 3 Wochen (Act. 17, 2.) in jener Stadt verweilt habe, und doch 1 Tim. 3, 6. νεοφύτους zu Vorstehern zu machen verbiete. Allein theils haben wir kein Recht, eine Vorschrift, welche Paulus für die ephesinische Gemeine, in der er über 2 Jahre gelehrt

hatte, bestimmte, als eine allgemeine anzusehen; theils braucht ja Paulus diese Vorsteher nicht selbst gewählt zu haben! In der Stelle 1 Theß. 2, 3—12. findet H. S. (S. 94 f.) bei der Voraussetzung, daß Paulus daselbst nur von seiner ersten, 3wöchentlichen Anwesenheit zu Theß. spreche, Uebertreibung und offenbare Unwahrheit. Als ob nicht ein Mann, der, wenn auch nur 3 Wochen lang, mit unermüdetem Eifer Tag und Nacht an der Bekehrung seiner Zuhörer gearbeitet, der, wo es Noth that, väterlich ermahnt, gewarnt, getröstet, und bei dem Allen, (wenn gleich so Mancher von den in den ersten Tagen Bekehrten ihm, sobald er nur gewünscht hätte, gewiß gern Unterstützung hätte zukommen lassen,) doch lieber sein Brod mit sauerer Handarbeit verdienen, als jemand belästigen wollte, als ob nicht ein solcher Mann mit vollem Rechte so reden könnte, wie Paulus hier spricht! Phil. 4, 16. (S. 93.) ist nur dann für Hn. S., wenn daselbst von einer nach Paulus erster Abreise aus Macedonien erfolgten Anwesenheit zu Theß. die Rede ist. Allein es heißt dort nur, die Philipper hätten ihn sowohl bei seiner Abreise aus Macedonien, als auch selbst (καὶ) in Thessalonich mit Geld unterstützt; und das ist doch wohl eher von einer Unterstützung, die vor, als von einer, die nach der Abreise aus Macedonien Statt fand, zu verstehen! Uebrigens bleibt, wenn man Hn. S's Ansicht von der Abfassungszeit der Briefe an die Theß. festhält, die Möglichkeit, alle zum Beweis für die eingeschobene Reise nach Theß.

aus jenen Briefen vorgebrachten Stellen auf die Reise Act. 20, 1. 2. zu beziehen; denn nur hinsichtlich der Stelle Phil. 4, 16. hat H. S. diese Ausflucht als unzulässig darzustellen gesucht. — Die Reise nach Jerusalem findet der Verf. Gal. 2, 1 ff. Wir legen, alles Andere übergehend, den Beweis für die Annahme, daß diese Reise in dem Jahre der Abfassung des 2. Briefes an die Kor. (56.) gemacht worden sey, vor. Die 2 Cor. 11, 31. 32. und 12, 2—4. aufgezeichneten Begebenheiten sind (S. 55.) so eng mit einander verbunden, daß auf eine Gleichzeitigkeit beider geschlossen werden muß. Das im 32. Vers Erzählte soll im Vergleich mit den vorher aufgeführten Leiden Paulus zu geringfügig seyn, als daß die Betheurung der Wahrheit V. 31. darauf gehen könnte (wie kommt es aber dann, daß Paulus gerade nur diese Begebenheit mit ihren speciellen Umständen schildert?); diese müsse sich vielmehr auf die Vision 12, 2 ff. beziehen. „Es ist die heiligste Wahrheit," habe Paulus sagen wollen, „als ich von Damaskus geflohen war, (zum erstenmal wegen des Christenthums verfolgt,) es sind nun 14 Jahre, da gerieth ich in Entzückung ꝛc.". (Diese Entzückung, beiläufig erwähnt, ist dann identisch mit derjenigen, von welcher Act. 22, 17. die Rede ist.) Die 14 Jahre Gal. 2, 1. sind nun aber nach Hn. S. von demselben Jahre, in welchem Paulus, aus Damaskus flüchtig, zum erstenmale in Jerusalem als Christ gewesen war (Gal. 1, 18.), zu rechnen; die a.

a. O. erwähnte Reise fällt daher in dasselbe Jahr, in welchem der 2te Brief an die Kor. geschrieben ist. (!)

Zu diesen und vielen andern schwach begründeten Behauptungen kommen noch einige historische und chronologische Versehen, wie z. B., daß S. 4. Jerusalems Zerstörung in's Jahr 71. (st. 70.), S. 18. des Herodes Antipas Verbannung in's J. 40. (st. 39., wie Noris bewiesen), S. 35. Nero's Tod auf den 13. (st. 9.) Juni gesetzt wird; daß es heißt (S. 23.), Agrippa I. sey, um den Pilatus (st. Herodes Antipas) zu verklagen, nach Rom gegangen, daß S. 15. (freilich in Uebereinstimmung mit andern Gelehrten) das Jahr 3. vor Christo als Herodes I. Todesjahr bestimmt wird, was außer andern Gründen wegen der kurz zuvor erfolgten Mondfinsterniß, deren auch H. S. gedenkt, unmöglich ist, da in diesem Jahre gar keine Mondfinsterniß Statt fand, u. a. m.

Die Exegese ist im Ganzen richtig. Wenn aber (S. 171. f.) aus der Stelle 1 Thess. 1, 6—10. geschlossen wird, die Thessalonicher seyen lehrend in mehreren Gegenden Maceboniens gewesen, so scheint das ἀπὸ V. 8. (ἀφ' ὑμῶν — ἐξήχηται ὁ λόγος τοῦ κυρίου — ἐν τῇ Μακεδονίᾳ) für ὑπὸ genommen zu seyn. Auffallend ist es, wenn S. 74. aus den Worten Gal. 2, 1.: ἀνέβην κατὰ ἀποκάλυψιν geschlossen wird, der Zweck der hier erwähnten Reise sey eine Aufdeckung des bisher von Paulus unter den Heiden verkündigten Evangelium vor den Christen zu Jerusalem gewesen. —

Wir glauben nicht ungerecht zu seyn, wenn wir meinen, daß der Herr Verf. doch nicht besonnen genug geforscht, und nicht unbefangen genug geprüft habe. Wir schließen daher mit dem Wunsche, er möge seine Ansichten nochmals einer strengen Prüfung unterwerfen, um dem nachtheiligen Einfluß, den unrichtige chronologische Voraussetzungen auf die übrigen Theile seines Werkes haben müssen, zuvorzukommen. Auch wäre zu wünschen, daß er bei Fortsetzung seiner Arbeit etwas mehr Rücksicht auf die Literatur des Gegenstandes nähme; denn es dürfte sich, wenn dies in dem vorliegenden 1sten Theile geschehen wäre (in welchem von den Forschungen eines Eichhorn, Hug, Berthold, Süßkind u. a. Neueren gar kein Gebrauch gemacht, und von den älteren Chronologen nur wenige benutzt worden sind), so manche Ansicht des Herrn Verfs anders gestaltet haben. Ar.

2.

Neue Auswahl von Homilieen und andern Predigten in der Stadtkirche und in der akademischen Kirche zu Jena gehalten von Dr. Heinrich August Schott Prof. der Theol., Director des akad. Gottesdienstes u. homilet. Semin. zu Jena. Neustadt a. d. O. bei Wagner 1830.

Die Beiträge, welche die homiletische Literatur aus den Händen dieses Verfs empfängt, sind eben so viele wirkliche Bereicherungen derselben; das ist ein Urtheil, welches schwerlich auch nur bei einem unsrer Leser einer förmlichen Rechtfertigung bedürfen möchte.

Nicht wenige unter ihnen mögen desselben Art und Weise schon aus den frühern Sammlungen (1820. 1822.) durch eigne Ansicht kennen gelernt haben; Allen aber, ohne Ausnahme, muß es bekannt seyn, daß sie in diesen Vorträgen die Mittheilungen des Geistes erhalten, von welchem die gründlichsten Erörterungen über das Wesen und die Erfordernisse der Kanzelberedsamkeit ausgegangen sind, deren die theoretische Homiletik bis zu diesem Tage sich rühmen kann. Und eben deshalb nehmen diese Vorträge um so mehr die Aufmerksamkeit der Standesgenossen in Anspruch, weil sie unter fortwährenden streng wissenschaftlichen Beschäftigungen mit den Regeln der Kanzelberedsamkeit entstanden sind, und mithin erwünschte Gelegenheit darbieten, einer entscheidenden Antwort auf die Frage näher zu kommen, ob nicht vielleicht das fortwährende Arbeiten im Gebiete der Theorie den Einfluß schwäche, welchen das Herz mit seinem Gefühle in den Arbeiten des Predigers behaupten und offenbaren solle, und ob es nicht gerathener sey, nach erfolgtem Austritte aus den homiletischen Collegien und Seminarien der Theorie den Scheidebrief zu geben, und bloß vom Geiste und dem gefühlten Bedürfnisse des Augenblicks sich leiten zu lassen. Wer mit des Verfs. vortrefflichem Werke über die Theorie der Beredsamkeit einigermaßen vertraut ist, bemerkt nun allerdings das Bestreben desselben, möglichst regelrecht in seinen Arbeiten zu Werke zu gehen, damit er nicht Andern predige (theils schriftlich der großen Menge von Lesern und Benutzern

seiner theoretischen Werke, theils mündlich den unmittelbaren Schülern, welche im Hörsale und in der Kirche ihn umgeben), und selbst verwerflich uns nicht ein Thäter seines eigenen Wortes erfunden werde. Darum fürchte aber ja Niemand, daß dabei die Erbaulichkeit Abbruch leide, und über dem Streben nach kunstgemäßer Regelmäßigkeit die Natürlichkeit und Herzlichkeit zurücktreten müsse, und die ungezwungene Bewegung der Freiheit umsonst gesucht werde. Auch das bewegte, vom gewaltigen Drange der Gefühle ergriffene und erfüllete Herz ergießet sich in rührende Rede und geht mit seinem Worte gewiß wieder zum Herzen; daß es aber in diesen Ergießungen nicht gerade braus't und schäumt und Wogen schlägt, ist gewiß nicht zum Nachtheile der Erbauung und eine ganz natürliche Folge der Milde und Aequabilität, welche diesen Redner überhaupt charakterisirt und ihn selbst in seinen Angriffen auf moralische und religiöse Verkehrtheiten nicht verläßt.

Die ganze Sammlung enthält 25 Vorträge, aus welcher Zahl, verglichen mit der Summe von 330 Seiten, man leicht abnehmen kann, daß sie gerade den für den Leser und noch mehr für den Zuhörer zweckmäßigen Umfang haben mögen. Der Titel selbst deutet an, daß sie mehr denn einer Art sind, indem er Homilieen und andere Predigten ankündiget; eine Genauigkeit der Angabe, in welcher man vielleicht eine zu ängstliche Aufrichtigkeit vermuthen könnte und welche wenigstens dem Setzer nicht angenehm gewesen

seyn mag. Als Homilieen sind vom Verf. selbst bezeichnet N. 4. v. J. 1823. Matth. 7, 15 — 23. Wie vergeblich das Bestreben des Lasters sey, in das Gewand der Tugend sich zu hüllen. N. 5. v. J. 1823. Luk. 17, 5 — 10. Wie wichtig für unsere Thätigkeit im Berufe die Ueberzeugung sey: Wir arbeiten im Auftrage des Herrn. N. 6. v. J. 1824. Math. 4, 1 — 11. Jesus Christus wird versucht und überwindet den Versucher, ein heiliges Vorbild für die Menschen. N. 11. v. J. 1825. Act. 2, 1 — 13. Die hohe Begeisterung der ersten Jünger Christi für die heilige Sache ihres göttlichen Herrn und Meisters. N. 12. Joh. 4, 5 — 24. Die erlösende Kraft des Christenthums und ihre fortschreitende Wirksamkeit. N. 15, v. J. 1826. Matth. 25, 14 — 30. Eindringende Ermahnungen zur gewissenhaften Anwendung der Gaben und Kräfte, die wir von Gott empfangen haben. N. 18. v. J. 1827. Matth. 27, 11 — 31. Pilatus in seiner Verblendung und sittlichen Schwäche; Christus in seiner Größe. N. 21. v. J. 1828. Matth. 2, 1 — 12. Lehrreiche Betrachtungen über die Wege der göttlichen Vorsehung. — Die übrigen achtzehn Nummern aus den Jahren 1814 — 1829. gehören zu den andern Predigten.

Vorzüglich angenehm war es dem Verf. der gegenwärtigen Anzeige, namentlich die Homilieen des Verf. mit dessen neuerdings darüber aufgestellten Grundsätzen zu vergleichen. In der ersten Abtheilung des dritten Theils seines großen, nicht genug zu em-

pfehlenden Werkes über die Beredsamkeit, welche die Theorie der rednerischen Anordnung enthält (Leipzig 1827.), hat nämlich der Verf. eine Revision und nähere Bestimmung seiner früherhin Th. 2. seines größern Werkes: die Theorie der rednerischen Erfindung — gegebenen Erklärung über das Wesen der Homilie mitgetheilt, wozu er sich durch Grotefend's bekannte Schrift: Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit, und eine Recension derselben in der Leipz. Lit. Z. veranlaßt gesehen hatte. Er stellt hier die Behauptung auf, sämmtliche Kanzelvorträge lassen sich in zwei Klassen abtheilen: 1) Predigten der freien, 2) Predigten der durch den Text gebundenen Meditation; Bezeichnungen, welche treffender und allgemeinverständlicher den wesentlichen Unterschied hervorheben, als die bisher gebräuchliche Unterscheidung in synthetische und analytische Vorträge. Die Predigten der freien Meditation theilen sich dann wieder in zwei Gattungen, je nachdem die Ausführung entweder progressiv zu Werke gehe, vom Allgemeinen und Ganzen zu dem Besonderen und Einzelnen fortschreitend, oder regressiv vom Besondern und Niedrigern zum Allgemeinen und Höhern aufsteigend. — Eben so zerfallen ihm auch die Predigten der zweiten Gattung, der durch den Text gebundnen Meditation, in zwei Arten, nämlich in Homilieen der strengeren logischen Form und ganz freie Homilieen. Unter jenem Namen begreift er die Vorträge, welche

man gewöhnlich analytisch-synthetische zu nennen pflegte, wozu z. B. die mehrsten von den Epistelpredigten Reinhard's v. J. 1806. gehören; mit diesem hingegen bezeichnet er die eigentlichen conciones textuales, die blos mit der Erklärung und Anwendung der einzelnen Abschnitte des Textes sich beschäftigen, ohne nach einer materiellen Einheit des Inhaltes zu fragen.

Vorträge aller dieser Arten finden sich in der vorliegenden Sammlung des Verf. und liefern zum Theil vortreffliche Beiträge zu seinen theoretischen Regeln; nur von der letzen Art, der ganz freien Homilie, findet sich keine Probe, was auch nicht zu verwundern ist, indem ein solches Quodlibet einem wissenschaftlichen Manne schwerlich jemals oder doch wenigstens nicht auf die Dauer zusagen kann (was er auch selbst in seiner Theorie bemerkt), sobald ihm nur einige Zeit vergönnt ist, auf einen zu haltenden Vortrag sich vorzubereiten. Selbst ein ausgezeichnet gewandter Kopf, wie Anziehendes er auch immer zu sagen wisse, vermag das Unangenehme und Unzweckmäßige einer solchen Mixtur nicht völlig zu beseitigen, wie das mehrere Vorträge dieser Gattung unter den vom Hn Dr. Schott selbst herausgegebenen Kanzelvorträgen aus Marezoll's Nachlasse bestätigen. Am nächsten grenzt an diese Gattung bei unserm Verf. die Homilie N. 12. von der erlösenden Kraft des Christenthums und ihrer fortschreitenden Wirksamkeit, nach dem Gespräche mit der Samariterin

riterin, wiewohl sie der Ankündigung nach unter die Klasse der strengeren logischen Form gerechnet werden muß. — Er theilt das Gespräch in sechs Abschnitte, aus denen er eben so viel die erlösende Kraft des Christenthums bestätigende oder erläuternde Momente nachzuweisen durch seine Proposition sich verpflichtet hat. Er erklärt zuerst jedesmal den Abschnitt und bezieht ihn dann auf seinen Hauptsatz. 1) V. 5 — 8. „Die wohlthätigen Umwandlungen, welche das Christenthum mit seiner erlösenden Kraft in den Gemüthern der Menschen hervorbringt, knüpfen sich oft an kleine unbedeutend scheinende Umstände im Leben." 2) V. 9. „Wir dürfen hoffen, jedem noch nicht zur rechten christlichen Erneuerung gekommenen Bruder, wenn er nur (wenigstens) nicht alles Gefühl, nicht alle Empfänglichkeit für das Große in seiner Seele ausgerottet hat, werde die rettende Stunde schlagen, die ihn aus dem bisherigen Schlummer weckt, daß er den Anfang mache, über den engen Umkreis seiner Vorurtheile, seiner irdischen Gedanken und Neigungen hinauszublicken, und seine Aufmerksamkeit auf Jesum hinzurichten. Damit beginnt die erlösende Kraft des Christenthums ihr großes Werk in menschlichen Gemüthern." 3) V. 10. 11. 12. „Da ist dem Evangelium unfehlbar der Eingang in das menschliche Herz erleichtert, wo diesem noch Etwas heilig ist." 4) V. 13. 14. 15. „Wie viel ist schon dadurch für den erlösenden Zweck des Christenthums gewonnen, wenn man das Unzureichende und Unvollkommene

des Irdischen empfindet." 5) V. 16 — 20. „Einen großen und wichtigen Fortschritt hat das erlösende Werk des Christenthums in deinem Innersten vollbracht, wenn du dich selbst in deinen Schwächen und Fehlern mit Schaam und Reue erkannt hast." 6) V. 21 — 24. „Es giebt doch eine große, in allen Gegenden der Welt verbreitete Gemeinde wahrer Bekenner Jesu, die es erkennen und beherzigen, daß man an jedem Orte Gott auf eine würdige Weise anbeten und verehren könne, wenn nur die äußerlichen Anstalten und Gebräuche der unverfälschte Ausdruck eines wahrhaft frommen und vertrauensvollen Herzens sind." (Schon in dieser Aeußerung, noch mehr aber in dem, was zu deren Erläuterung hinzugefügt wird, hat sich der Redner, freilich durch die Liberalität des großen Propheten am Jakobsbrunnen gegen die Samariterin, verleitet, einen confessionellen und, was noch schlimmer ist, dogmatischen Liberalismus zu Schulden kommen lassen, welcher ihm vor manchem evangelischen, und liturgisch-homiletischen Tribunal nicht zu Gute gehalten werden dürfte.) Ohne besondere Nachweisung fühlen die Leser, welche die Stellen des Gespräches selbst verglichen haben, mit welcher Kunst der Redner die divergirenden Wendungen des Gespräches zu bewältigen und zu hemmen gewußt hat, daß sie den Zuhörer nicht auf gar manche andere zunächst sich aufdringende Betrachtungen führeten, und wie er ihn immer wieder auf den festgestellten Mittelpunkt zurückführt. Allein sie werden auch,

wenn sie den ganzen Vortrag lesen werden, nicht ganz dem Gefühle des Zwanges entgehen können, welcher dem Texte wie dem Zuhörer dabei angethan werden mußte, abgesehen davon, daß bei weitem der größte Theil des Inhaltes exegetisch geworden; ein Umstand, welcher nach des Rec. Erfahrungen — nicht nur an sich selbst, sondern an sehr ausgezeichneten Kanzelrednern gemacht, — nicht eben dazu geeignet ist, dem Vortrage recht lebendige und andächtige Theilnahme zu gewinnen. — Rec. hält dieses Gespräch Jesu mit der Samariterin für zu umfassend und inhaltsreich, als daß es leicht in einem Vortrage auf eine fruchtbare Weise sollte verarbeitet werden können. — Musterhaft sind die übrigen, oben schon namhaft gemachten Homilieen. Fragen dürfte man jedoch vielleicht den Verf., warum er einige der andern Predigten nicht auch zu den Homilieen gezählt habe. N. 9. Mark. 3, 1 — 8. behandelt die klare Besonnenheit des Geistes, welche den frommen, religiösen Eifer Jesu stets begleitete; betrachtet Th. 1. die Vereinigung dieser erhabenen Tugenden in dem Charakter des Erlösers nach dem Texte, und lehrt sodann Th. 2., was für unsere Gesinnung und unser Verhalten aus dieser Vereinigung folge. Der erste Th. ist eine dem Texte von Wort zu Wort nachgehende Entwickelung jener beiden Eigenschaften Jesu; Th. 2. aber leitet daraus die Pflicht der rechten Würdigung der geistigen Größe Jesu, und des festen Glaubens an sein Zeugniß von seiner göttlichen Sendung ab. Sollte

das nicht nach des Verf. Grundsätzen auch eine Homilie seyn; oder sollte die Form, in welcher die aus der gewonnenen Textesansicht hervorgehenden Folgerungen als besonderer Theil auftraten und nicht, was eben auch geschehen konnte, den einzelnen bemerkten Charakterzügen sogleich beigefügt wurden, einen wesentlichen Unterschied ausmachen, und diesem Vortrage seinen Platz unter den Predigten der freien Meditation anweisen? Die Meditation ist ja doch nur dem kleinsten Theile nach frei gewesen. Dieselbe Bemerkung ließe sich noch bei mehreren Vorträgen machen, denen übrigens dadurch ihr sonstiger ausgezeichneter Werth durchaus nicht streitig gemacht werden soll. — Rec. verglich bei dieser Veranlassung die oben mitgetheilte Classification der Predigten überhaupt und namentlich der Homilieen mit den erst später über denselben Gegenstand erschienenen Bemerkungen von Schmidt: die Homilie, eine besondere geistliche Redegattung (Halle 1827. — Hr. Dr. Schott hatte nur eine vorläufige Abhandlung dieses Verf. im Journal für Prediger 1825. Bd. 1. vergleichen können) und von Kellner: noch einige Worte über die Homilie in Beziehung auf dies neueste Werk darüber von H. Schmidt (Journal für Pred. 1830. Bd. 2.). Der letzte ist geneigt, drei Arten von Homilieen anzunehmen: a) die commentarische oder exegetische, welche dem Leitfaden des Textes folgt, möge er auch auf Unzusammenhängendes führen. b) Die eigentliche Homilie, — im engsten Sinne — welche die

im Texte, dem parabolischen und historischen vorzüglich, obwaltende Einheit zu Thema und Disposition benutzt. c) Die analytisch-synthetische Predigt, wo der Text unmittelbar noch Thema bleibt, Hauptsatz aber und Theile durch Synthesis bestimmt werden. Diese Vergleichung zwischen diesen dreierlei Classificationen führte den Rec. auf den Gedanken, ob nicht vielleicht sämmtliche Kanzelvorträge (mit Ausschluß der Casualreden) auf folgende Weise classificirt werden könnten.

A) Analytische und zwar α) verbal-analytisch; nach H. Kellner — commentarisch —; fast wie N. 12. bei Schott, und bei diesem freie Homilie; β) real-analytisch, nach K. eigentliche Homilie; nach Sch. würde auch diese unter α zu ziehen seyn. Hierher gehören unter einen Gesichtspunkt gestellte Parabeln und Facta; wie die oben berührte Predigt von Schott über Jesu Besonnenheit und Religionseifer. B) Synthetische und zwar α) textual-synthetisch, Vorträge, in denen zur Erörterung des durch Synthesis dem Texte abgewonnenen Hauptsatzes nur die Momente benutzt werden, welche der Text darbietet; dahin gehört in der vorliegenden Sammlung z. B. N. 7. Jesus der Auferstandne im Kreise seiner Jünger Luk. 24, 13 — 35. er ist a) unverändert in seinen Gesinnungen gegen sie, b) frei von den Anfechtungen seiner Feinde; c) thätig für sein heiliges Werk auf Erden. — — (β) Logikal- (oder wohl richtiger logisch) synthetische

Predigten, in denen der Text im Grunde nur den Anstoß zur Wahl des Hauptsatzes giebt, die Theile aber sämmtlich auf dem Wege der logischen Zergliederung und Anordnung gefunden werden. Als recht auffallendes, zugleich aber auch treffliches Beispiel dieser Art kann in der vorliegenden Sammlung N. 14. über das anklagende Gewissen, nach Joh. 8, 1—11. angesehen werden; von den Theilen: es gehört zum innersten Wesen der menschlichen Natur; vor dem Richterstuhle desselben erscheint das ganze Leben eines Menschen; dabei ist es jedoch in seiner Wirksamkeit verschieden, ist im Texte nicht einer unmittelbar gegeben, so wenig als von den Folgerungen: die Betrachtung dieses Gewissens erweckt das Gefühl unserer Menschenwürde; sie fordert zur Selbstprüfung auf, in Beziehung auf die von dessen Wirksamkeit gemachten Erfahrungen; sie verpflichtet zu einer zarten (?) immer lebendigen Achtsamkeit auf dessen Stimme. — Rücksichtlich der Form würde diese letzte Art, die logikal-synthetische, wieder in die von Schott selbst sehr richtig aufgestellten Unterarten, die progressive und die regressive, zerfallen. — Rec. wünscht recht sehr, daß die genannten Herrn Berufsgenossen diesen Versuch einer umfassenden und scharf abgrenzenden Classifikation ihrer Aufmerksamkeit und gelegentlichen Beurtheilung, vielleicht in dem Journale f. Pred. selbst, werth finden mögen. —

Eine schwierige Parthie ist in den analytischen, am meisten in den verbal-analytischen Vorträgen das

Exordium, wenn es weder zu entfernt noch vorgreifend seyn soll; ja selbst bei den real-analytischen ist das nicht immer leicht zu vermeiden, und Rec. meint, daß diese Schwierigkeit selbst von unserm Meister in den Homilieen 5 und 18. nicht ganz vollständig überwunden worden sey. In jener würde die erste Hälfte des Exord vor allen Predigten von Jesu Beispiel stehen können; und in dieser scheint doch der Anlauf von dem unerschöpflichen Reichthum der Leidensgeschichte Jesu für die Andacht überhaupt zu allgemein. Den tiefsten Eindruck hat beim Lesen die Homilie 5. auf des Rec. Gefühl gemacht, so wie er in N. 11. die ungemeine Vorsicht bewundert hat, mit welcher der Redner die den Nichtgelehrten nicht leicht annehmlich zu machende verständige Ansicht der Begebenheit am Pfingstfeste vorzutragen und zu entwickeln gewußt hat, ohne sich dabei im Mindesten mißbilligende Seitenblicke auf die zu erlauben, welche noch heute glauben und predigen mit großem Eifer, daß Petrus wenigstens zwanzig verschiedene Sprachen geredet habe. Ueberhaupt hat der Verf. aller Polemik gegen dogmatische Vorstellungen sich enthalten; nur gegen religionswidrige Denkweisen und Gesinnungen, wie Schwärmerei, Dunkelliebe, Stabilität, erklärt er sich, wo es an der Stelle ist, mit offener Freimüthigkeit. Wie sehr dergleichen Gesinnungen mit seiner eignen Dogmatik im Widerspruche stehen, davon zeugen vorzüglich die zwei Predigten am Charfreitage 1819., wie der sterbende Jesus dem Tode, und 1829., wie der

Erlöser durch seinen Tod der Sünde die Macht genommen habe.

Daß es übrigens einem Rec. schwer fallen müsse, den Verf. einer Theorie der rednerischen Schreibart in sprachlicher Hinsicht einer Sünde zu zeihen, wird Jedermann glauben. Damit er jedoch beweise, daß er es auch in diesem Betrachte an der schuldigen Aufmerksamkeit nicht habe fehlen lassen, so fragt er nur, ob die Entsöhnung der menschlichen Sünde S. 8. ein richtiges Wort, S. 229. der Mensch, der seine Seele nicht ermannt, eine übliche Phrase, und S. 271. die doppelte Apostrophe in der zweiten Person des Singul. zuerst an den Sklaven der Sünde, und dann sogleich an den christlichen Zuhörer, ein zu rechtfertigender Gebrauch dieser Figur sey, da, wohl zu merken, beide einander hier nicht entgegengesetzt werden.

Herr Superint. Dr. Bonitz in Langensalza, dem die Schrift gewidmet ist, hat durch seine gerechte Freude über diesen Beweis alter Freundschaft von einem so verehrten Manne gewiß hinlänglich für den Mangel an Aufmerksamkeit sich entschädigt gefühlt, durch welche ihn der Corrector seines schon 1817. wohlerworbnen auch theologischen Doctorats hat verlustig gehen lassen. Gz.

3.

Betrachtungen über die sieben letzten Worte des sterbenden Erlösers. Sechs Fastenpredigten von D. L. S. Wolters, Diaconus zu St. Catharinen. Hamburg bei Perthes und Besser. (Ohne Jahreszahl.) IV. 104 S. 8. (12 gGr.)

Der „mehrfach wiederholte Wunsch seiner Zuhörer" bewog den Verf. obige Predigten drucken zu lassen. Er urtheilt selbst sehr bescheiden über deren Werth, und versichert, „daß es ihm selbst sehr wohl bewußt sey, wie wenig sie, sowohl dem Inhalte, wie der Form nach, den strengen Anforderungen der Kritik entsprechen." Wenn diese Selbstkritik ehrlich gemeint ist, woran wir keinen Grund zu zweifeln haben, da uns der Verf. persönlich ganz unbekannt ist: so wird es ihn nicht befremden, daß wir sie zwar für eine strenge, aber doch für eine treffende erklären. Der Grund hiervon liegt keineswegs darin, daß es dem Verf. an der nöthigen Fähigkeit und Kraft gebricht, den Anforderungen der Kritik mehr entsprechende Vorträge zu halten, sondern, wie es uns vorkommt, in einigen falschen Ansichten von den besonderen Zwecken, die Predigten haben können, sowie in seinem dogmatischen Systeme. Was das Erstere betrifft, so bemerkt er für fremde Leser in der Vorr. (p. IV.) „daß diese Vorträge sogenannte Mittagspredigten seyen, welche zunächst den Zweck haben sollen, die Wahrheiten des Christenthums nach Anleitung des Katechismus im Zusammenhang und zur Belehrung der Gemeinde zu entwickeln." Diesen

Zweck glaubte nun auch der Verf. in seinen Passions-betrachtungen vornämlich im Auge behalten zu müssen. „Ich suchte deshalb (fährt er fort) diejenigen Lehren des Evangeliums, welchen das Leiden und Sterben des Erlösers zur Grundlage dient, mehr nach ihrem eigentlichen Sinne zu erläutern, als auf das Leben in seinen verschiedenen Verhältnissen anzuwenden, und sahe mich dadurch genöthigt, mehr das Nachdenken als das Gefühl meiner Hörer zu beschäftigen; wiewohl ich indeß überzeugt bin, daß eine göttliche Wahrheit, wie einfach und schmucklos sie auch vorgetragen werden mag, wenn sie nur erkannt und aufgefaßt worden ist, jedesmal auch eine wohlthuende und heilsame Erwärmung des Herzens zur Folge hat." Man kann, unter gewissen Einschränkungen, diese letzte Behauptung des Verfs gelten lassen; aber damit ist nicht der besondere Zweck dieser Predigten gerechtfertigt. Denn wir kennen keinen andern für jede Gattung der geistlichen Rede, als den Menschen zu erbauen, d. h., auf seine gesammten Geisteskräfte gleichmäßig in der Art einzuwirken, daß die erkennenden und fühlenden Kräfte das ihrige beitragen, um den Willen zu einem heiligen zu veredeln. Jede Predigt, die einseitig Belehrung oder Anregung frommer Gefühle beabsichtiget, verstößt gegen das oberste Gesetz der Homiletik. Für bloße Belehrung soll nicht gepredigt werden, und möchten wir auch zweifeln, daß jene Mittagspredigten in Hamburg vornämlich für diesen einseitigen Zweck der Belehrung bestimmt sind; wenig-

stens gilt das nicht von den Katechismuspredigten, die in der Kirche, bei welcher Rec. als Geistlicher angestellt ist, zwei Mal im Jahre in den Wochentagen gehalten werden. Noch auffallender erscheint die Behauptung des Verfs, daß solche „Belehrung in unseren Tagen mehr als jemals ein dringendes Bedürfniß für Viele geworden ist; denn man sollte meinen, daß dieses Bedürfniß bei dem fast überall und doch auch sicher in Hamburg verbesserten Schulunterrichte und bei dem Reichthume unserer Literatur an Schriften, die demselben abhelfen sollen, minder stark gefühlt werde. Aus den Predigten selbst ersieht man aber erst, was mit dieser Belehrung eigentlich gemeint sey, nämlich eine Unterweisung in der streng orthodoxen Kirchenlehre, denn nur diese, nicht die einfach-biblische Lehre, finden wir hier zwar minder scharf und schroff, als in ähnlichen Geistesprodukten unserer Zeit, aber immer noch hart und abschreckend genug vorgetragen. Wir können mit dem Verf. hierüber weiter nicht rechten, denn wir huldigen den seinigen entgegenstehenden dogmatischen Ansichten, und finden dem gemäß ein erfreuliches Zeichen der Zeit in dem, was er für ein trauriges hält. Doch dürfen wir nicht in Abrede stellen, daß eben unsere religiösen Ansichten uns bestimmen, dem Inhalte dieser Predigten, abgesehen von ihrer Form, das ächt Erbauliche abzusprechen, denn die Form derselben ist so übel nicht. Die Sprache des Verfs ist deutlich, rein, fließend, natürlich, der Gedankenzusammenhang lichtvoll und ein anziehender Vortrag kann

die Trockenheit und Unfruchtbarkeit einzelner Materien für den Zuhörer weniger fühlbar gemacht haben; der Leser empfindet sie um so unangenehmer, da die Vorträge sehr lang sind, 18—19 compreß gedruckte Seiten ausfüllen. Ein bestimmtes Thema haben die Predigten nicht, auch an den Dispositionen ließe sich, nach den Forderungen der Homiletik, manches aussetzen. Sie sind sämmtlich von der Art, wie die der ersten Predigt über Luk. 23, 3. 4. „Vater vergieb — — thun." Lasset uns darüber nachdenken: 1. welche unter den damals lebenden in diesen Worten gemeint sind, und 2. ob und wie fern wir mit zu denen gehören, für welche Jesus diese Fürbitte gesprochen hat. Das schon im Voraus nach dem Obigen zu erwartende Resultat spricht der Verf. S. 17. in den Worten aus: Christi Leiden und Tod ist eine Folge und Wirkung der über alle Menschen verbreiteten Sünde gewesen. Nicht bloß die, welche ihn damals umgaben, nicht bloß die Heiden, welche ihn an's Kreuz hefteten etc. —, wir alle, die wir Eine sündhafte Natur mit ihnen theilen, und in dem eignen Herzen Gesinnungen antreffen, die mit den ihrigen sehr genau verwandt sind, sind auch in sofern schuldig an dem Leiden und Sterben des Unschuldigen. Denn alles, was er erduldete, war lediglich ein Werk der Sünde und Verkehrtheit, die, nur in verschiedenen Abstufungen, alle Menschen mit einander theilen, und von der nur Er vollkommen frei war. Unter wel-

chem Volk, zu welcher Zeit, und unter welchem Geschlecht der Sohn Gottes erscheinen mochte, es war bei dieser Beschaffenheit der menschlichen Natur nicht anders möglich, als daß der Heilige von den Unheiligen verkannt, verläugnet, verworfen, verfolgt und getödtet wurde." Wir beneiden den Verf. um seine Logik nicht, noch um die Behauptungen, zu denen sie ihn führt; gestehen aber, daß wir zu denen gehören, welchen, wie er sich p. 4. einwirft, die unter 1. aufgeworfene Frage keiner Antwort zu bedürfen scheint: weil aus dem Zusammenhange hervorgeht, daß Jesus damit (und zwar ausschließlich) diejenigen meint, welche ihn an das Kreuz schlugen. M.

4.

Das Gebet des Herrn in Predigten. Von J. Küpper, Königl. Consistorial- und Schulrathe und evangel. Prediger zu Trier. Berlin bei Reimer, 1829. VIII. und 119 Seiten. 8. (12 gGr.)

Ueber den Zweck der Schrift sagt das kurze Vorwort des Verfassers: „Die nachfolgenden Predigten wollen nicht an das Gebet unseres Herrn Betrachtungen anreihen und von demselben Gelegenheit nehmen, Nützliches und Gutes zu reden; sie wollen auch nicht über das heilige Gebet — lobend oder gar tadelnd, ergänzend, berichtigend — sich aussprechen; sondern sie wünschen als seine weitere Entwickelung gleichsam aus ihm hervorgegangen zu seyn. Sie möchten den Sinn des hohen Gebetes entfalten; sie möchten das

Gemüth abspiegeln, in dem es sich erzeugt, das Herz darstellen, das sich gedrungen fühlt, zu beten."

Der Predigten sind 9, und ihre Themata folgende: 1. Wie die Anrede: Unser Vater! aus dem Innern des betenden Christen hervorgeht. Matth. 6, 9. — 2. Wie betet der Christ, der zu Gott als zu seinem Vater im Himmel betet? Matth. 6, 9. — 3. Indem wir beten: Dein Name werde geheiliget! geloben wir: Dein Name soll geheiligt werden. Matth. 6, 9. — 4. Das Gelöbniß des betenden Christen: Dein Reich soll kommen. Matth. 6, 10. — 5. Das Gelöbniß des betenden Christen: Dein Wille soll auf Erden geschehen, wie im Himmel. Matth. 6, 10. — 6. Die Bitte des Christen: Gieb uns heute unser täglich Brot. Matth. 6, 11. — 7. Der Christ fleht, daß ihm so vergeben werde, wie er selbst vergiebt. Matth. 6, 12. — 8. Wie aus dem Innern des Christen die Bitte hervorgeht: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel. Matth. 6, 13. — 9. Mit welchen Gefühlen der Christ betet: Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. Matth. 6, 13. —

Wie man aus diesen Thematen ersieht, hat der Verf. das Gebet des Herrn im Ganzen eben so aufge-

faßt und behandelt, als es schon recht oft in Predigten und erbaulichen Betrachtungen anderer Art behandelt worden ist. Etwas ihm besonders Eigenthümliches, eine tiefere und reichere Auffassung des Stoffes haben wir nicht gefunden. Ob es ihm gelungen, überall den Sinn des hohen Gebetes richtig, im Geiste Jesu, zu entfalten, müssen wir wenigstens bezweifeln. Als Begründung dieses Zweifels wollen wir nur folgende Worte der ersten Predigt anführen: (S. 3.) — — „Er der Allgebietende, ohne den kein Sperling vom Dache und kein Haar von unserm Haupte fällt: wir Sclaven unsers eigenen Fleisches und Blutes; Er der Allwissende, der die Sterne mit Namen ruft und den Wurm im Staube beachtet und unsre Gedanken von ferne sieht: wir mit uns selbst so gar unbekannt, unwissend, thöricht und blind. Dennoch, so unermeßlich auch der Abstand zwischen uns und Gott ist, dennoch können wir ihn uns nicht als ein fremdes, von uns abgesondertes, uns ungleichartiges Wesen denken, wir fühlen uns im Gegentheil mit ihm verwandt; wir können nicht gleichgültig bleiben, wenn sein Name nur genannt wird; unser Herz hebt sich, so oft wir ihn uns vergegenwärtigen, und eine stille Sehnsucht zieht uns zu ihm hin. Ja sobald wir uns unser selbst ganz und völlig bewußt werden, werden wir uns zugleich seiner bewußt; ꝛc." Wir glauben nämlich wohl in den letzten Behauptungen die Ansichten Jesu von der Menschennatur wieder zu finden, aber nicht überall in den, mit diesen nicht zu

vereinigenden Gegensätzen zwischen Gott und den Menschen. Das Thema dieser ersten Predigt finden wir überhaupt der Predigt selbst nicht ganz angemessen; denn es wird nicht in ihr gezeigt: wie? auf welche Weise die Anrede rc. sondern, wie der Mensch sich bald ermuthigt fühlt, Gott so anzureden, bald ihn nicht so betrachten dürfe, und wie nur erst durch Christum Gott uns Vater im höchsten, im vollen Sinne des Wortes werde.

Wenn die Themata des Vfs nicht leicht und nett, aber doch verständlich abgefaßt sind, so sind die Dispositionen beides, und von seiner Sprache mag obige Stelle zur Probe dienen. Sie ist rein und fließend, herzlich und andringend. Die Verse zu Anfange und Ende einiger Predigten halten wir nicht alle für die Kanzel geeignet. — Weniger als Musterpredigten, was sie auch gar nicht seyn wollen, denn als Erbauungsbuch können wir diese kleine Sammlung empfehlen. N.

5.

Predigten über die Leidensgeschichte unsers Herrn, von Friedrich Wilhelm Prange, Pfarrer zu Brünn, Rössen und Göhlitzsch in der Ephorie Merseburg. Zweites Bändchen. Halle, Druck und Verlag von Carl Grunert. 1830. 106 S. kl. 8. (9 gGr.)

Das erste Bändchen vorstehender Sammlung von Passionspredigten haben wir in unserm Journale B. 74. (54.) Jahrgang 1829. B. 1. p. 332 — 337.

— 337. mit verdientem Lobe angezeigt. Dieses 2te Bändchen enthält wiederum 8 Predigten, die entweder der Form nach rein-synthetische sind, oder synthetisch-analytische; ein drittes Bändchen soll wiederum, wie das erste, größtentheils Homilieen enthalten. Es ist beifallswerth, daß der Verf. in der Form für seine Vorträge abwechselt; denn die ausschließliche Begünstigung der einen oder andern muß selbst für die fleißigen Kirchenbesucher, wenn sie auch das Unterscheidende beider Predigtarten nicht kunstgemäß anzugeben vermögen, weniger ansprechend seyn, als eine solche verschiedene Behandlung des Textes. Das ist auch ein zu berücksichtigender Grund, denen nicht zu folgen, welche neuerdings die Homilie auf Kosten jeder andern Predigtgattung erhoben haben, und diese durch jene gern ganz von unsern Kanzeln verdrängen möchten.

Wir werden, wie in unserer früheren Anzeige, den Inhalt der einzelnen Predigten kurz angeben, und uns dabei einzelne Bemerkungen erlauben. I. Am Sonnt. Estom. Luk. 18, 31—33. Die Vorbereitung auf trübe Lebensstunden nach dem Beispiele Jesu. Der Verfasser fährt fort: Zu dieser Vorbereitung gehört ꝛc. und demgemäß sollte das Thema bestimmter ausgedrückt lauten: Was zur Vorbereitung — Jesu gehöre. Er rechnet hiezu; 1. daß wir uns mit dem Gedanken vertraut machen: Es werden uns Trübsale treffen; 2. daß wir uns früh schon an Entbehrung gewöhnen; 3. daß wir uns früh in den Besitz dessen zu versetzen

suchen, was aller Trübsal trotzt. Wir glauben, der Verf. wird bei nochmaliger Ansicht des 2ten Theiles unsere Ausstellung begründet finden, daß er weniger am Beispiele Jesu gezeigt hat, daß man sich durch Gewöhnung an Entbehrung auf trübe Lebensstunden vorbereiten müsse, als daß diese Gewöhnung für Alle unerlaßlich sey, die ihrer Wirksamkeit ein gottgefälliges Ziel setzen. Denn dieser letztere Gedanke, freilich in Hinsicht auf Jesum viel näher liegend, als der erstere, ist im Vergleich zu diesem augenscheinlich mehr ausgeführt; nur gleichsam anhangsweise kommt er immer auf die eigentliche Hauptsache zurück. Auch scheint es uns, als habe er, für eine so kurze Predigt, sich pag. 8. bei einem Nebengedanken zu lange verweilt.

II. Am Sonnt. Invoc. Matth. 26, 36 — 38. Ueber die Erfahrung, daß es dem Leidenden so wohl thue, wenn ihm Andere ihre Theilnahme schenken. Bei dieser Predigt fiel uns besonders eine Eigenheit des Verfs in den Uebergängen zum Texte, Thema und zur Abhandlung selbst auf, die ihm selbst gewiß entgangen ist; das ist das Einförmige, zur Manier Gewordene. p. 15. heißt es: „Lasset uns bei diesem Gedanken einige Augenblicke (ein Lieblingsausdruck des Verf.) mit unserer Betrachtung verweilen." Es folgt der Text. S. 16. schließt der Transitus: „Lasset uns dies genauer erwägen." Hierauf wird das Thema p. 17. angekündigt, und dann fortgefahren: „Lasset uns den Grund dieser Erscheinung aufsuchen. Diese letzten Worte veranlas-

sen uns zur Wiederholung der obigen Bemerkung. Genau genommen müßte das Thema heißen: Warum es dem Leidenden so wohl thue rc.; denn so gestellt läßt es sogleich, was das Thema doch möglichst soll, das Theilungsprincip der Proposition oder Disposition errathen, der vom Verf. gewählte Ausdruck läßt ein ganz anderes erwarten. Nun könnte er zwar zu seiner Entschuldigung anführen, daß der letzte Theil der Predigt sich nicht unter dem von uns vorgeschlagenen Thema mit begreifen lasse, und allerdings würde er die Einheit des Theilungsprincipes verletzen; aber dieser Vorwurf trifft nichts desto weniger die Disposition des Verfs, welche eigentlich nur 2 Haupttheile haben sollte. I. Gründe, welche uns diese Erfahrung erklären, und II. Folgerungen aus derselben für uns, oder mit welchem ähnlichen Ausdrucke man die sogenannte Nutzanwendung der alten Homileten, das eigentlich praktische Moment der Predigt, bezeichnen will. Der Verf. disponirt nämlich: Es thut dem Leidenden wohl, denn er erkennt daraus: 1) daß er selbst noch als Unglücklicher Freunde habe; 2) daß seine Unschuld nicht von Allen verkannt, sein Unglück ihm nicht von Allen gewünscht werde; 3) in der Gesellschaft theilnehmender Freunde wird es ihm um so leichter, über den Druck der Leiden sich zu erheben. 4) Fromme, entziehet dem Unglücklichen, vorzüglich dem unschuldig Leidenden, eure Theilnahme nicht. Der Verf. leitet zwar diesen letzten Theil selbst mit den Worten ein: „Diese wichtige Ermunterung lasset mich

hinzufügen"; aber er behandelt ihn doch als einen wirklichen Theil, nicht als einen bloßen Schlußgedanken, wozu er sich allerdings vollkommen eignet; denn sonst müßte er anders durchgeführt seyn. Uebrigens gehören wir zwar nicht zu denen, welche in dem Leidens-Kampfe des Erlösers ganz etwas Anderes finden, als wozu sie die Erzählungen der Evangelisten berechtigen; doch aber sind wir der Meinung, daß man sich hüten müsse, jenen so darzustellen, als sey während desselben die ihm sonst eigene Seelengröße gänzlich von Jesu gewichen. Es fehlt indessen wenig, um behaupten zu können, daß der Verf. in einzelnen Stellen dieser Predigt jenen Kampf so darstelle. Wir verweisen ihn der Kürze wegen auf folgende Stellen: p. 19. So Jesus — bis zum Ende dieses Abschnittes, in dem noch überdem zwei Aeußerungen vorkommen, die sich aus den Evangelisten nicht rechtfertigen lassen, nämlich daß seine Jünger damals schon seine messianische Wirksamkeit, ohne jüdische Vorurtheile, aufgefaßt, und daß ihn Alle in jener Nacht verlassen hätten. Pag. 20. Nach dem Troste sehnte er sich rc. Pag. 25. „Woran hätte sich sein, vom schwärzesten Undank, vom kleinlichsten Neide, von der gehässigsten Schadenfreude so tief bekümmertes Gemüth besser aufrichten können, als am Anblick derer, auf welche er die sicherste Hoffnung stützte, daß sein Reich bestehen werde auf Erden." — Doch wir laufen Gefahr, ausführlicher zu werden, als wir dürfen, und müssen die Prüfung der folgenden Dispositionen den Lesern überlas-

sen. III. Am Sonnt. Reminisc. Matth. 26, 39. Was uns die Erfahrung lehre, daß so Viele dann erst zu Gott sich wenden, wenn Stunden der Trübsale ihnen erschienen. 1. Daß das Bedürfniß, an Gott sich anzuschließen, der Brust des Menschen tief eingepflanzt sey; 2. daß das Leiden ein herrliches Erziehungsmittel in der Hand Gottes sey; 3. daß es rathsamer sey, seines Gottes schon zu gedenken, ehe die Stunden der Trübsal kommen. IV. Am Sonnt. Oculi. Johann. 18, 3—9. Ueber den bedeutungsvollen Zuruf Jesu: Ich bin's, den ihr suchet! 1. Daß dieses Wort sogar die rohen Kriegsknechte erschütterte; 2. es zeigt von der Seelenruhe Jesu; 3. diese kam aus dem Bewußtseyn seiner Unschuld, und aus der Ueberzeugung, daß sein Tod für das Heil der Welt unumgänglich nöthig sey. 5. Mit dieser Seelenruhe war zugleich die liebevollste Fürsorge für seine Jünger gepaart. 6. Das Wort fordert uns auf, die Lehre zu beherzigen: Handle jederzeit so, daß du in allen Verhältnissen deines Lebens frei bekennen kannst, wer du seyst. V. Am Sonnt. Lätare. Joh. 18, 15 — 17. Wie lehrreich die Betrachtung des Jüngers uns werden könne, welcher den Herrn verläugnete. Sein Verhalten giebt uns die Regeln: 1. Vor Gott fürchte dich mehr, als vor Menschen. 2. Setze dich niemals ohne vorhergegangene sorgfältige Selbstprüfung einer Versuchung aus, welche du vermeiden kannst. 3. Benutze jeden

Fehltritt, den du begangen hast, zu deiner Besserung. VI. Am Sonnt. Judica. Mark. 15, 1—15. Das Verhalten des römischen Landpflegers in Jesu letzten Lebenstagen. 1. Er machet sich durch dasselbe als einen Menschen bemerkbar, der allerdings ein reges Gefühl für das Rechte und Gute hat. 2. Er zeiget sich als einen unselbstständigen, furchtsamen Menschen; 3. wir lernen aus seinem Verhalten: a. daß Ein Vergehen den Menschen leicht zu mehreren und größeren Versündigungen führt; b. daß wir nicht nöthig haben, uns vor Jemandem zu fürchten, sobald ein gutes Gewissen unser Theil ist; c. daß uns Gottes Beifall theurer seyn müsse, als alles irdische Glück. VII. Am Sonnt. Palm. Luk. 23, 23—25. Das unverdiente Glück des Bösewichts. 1. Es werde für uns kein Gegenstand des Neides; 2. keine Versuchung, der Tugend untreu zu werden; 3. niemals eine Veranlassung, an Gottes Fürsehung zu zweifeln. VIII. Am Charfreitage. Joh. 19, 20. Der Tod Jesu, das herrlichste Mittel, sein Werk der Vollendung entgegen zu führen. Dadurch wurde 1. die Wahrheit der Lehre Jesu noch einleuchtender gemacht; 2. offenbarte sich die Größe seines Charakters aller Welt auf das Schönste. — N.

6.

Der göttliche Dulder und seine Verherrlichung. Eine Reihe Passions- und Osterpredigten, von Wilhelm Otto, Prof. am theol. Seminar, Dekan und erster Pfarrer in Herborn. Nürnberg 1829. Verlag von Johann Adam Stein.

Wer Vorträge liebt, die eine gesunde Nahrung für Geist und Herz in einer klaren, correcten, würdigen Sprache darbieten, in welchen biblischer Geist weht, und tiefe Ehrfurcht vor der sittlichen Größe des Erlösers sich ausspricht, den werden diese Predigten nicht unbefriedigt lassen. Es sind der Predigten überhaupt zehn. Die erste am S. Estom. über 1 Cor. 1, 23. 24. thut dar, daß nur der Glaube es ist, welcher der Betrachtung der Leiden Jesu ihre segensvolle Kraft giebt; die zweite S. Invoc. über Joh. 11, 54. handelt von der Vorsicht Jesu bei den Gefahren, die ihm drohten; die dritte S. Remin. über Luc. 21, 37. stellt Jesum dar, wie er duldet und wirkt; die vierte S. Oculi über Joh. 13, 1. schildert Jesu treue Liebe gegen die Jünger; die fünfte S. Lät. über Matth. 26, 45 — 56. führt uns die Größe Jesu bei seiner Gefangennehmung zu Gemüthe; die sechste und siebente Predigt S. Jud. u. Palm. über Matth. 26, 36 — 46. zeigen uns Christum betrübt bis an den Tod; die achte am Charfreit. und zugleich am jährlichen allgemeinen Bußtage über Hebr. 4, 7. sucht zu beweisen, daß wir nicht besser unsern Bußtag halten können, als wenn wir den Eindrücken

folgen, welche die Todesfeier Jesu auf uns hervorbringt; und die beiden Osterpredigten über Jes. 53, 7 — 12. setzen den Satz in's Licht: Wer sich selbst verherrlicht, den verherrlicht auch Gott.

Die Anordnung dieser Predigten ist im Ganzen einfach, natürlich und logisch richtig. Nur hie und da ist Ref. angestoßen. So wird uns in der dritten Predigt Jesus dargestellt, wie er duldet und wirkt, oder bestimmter: Jesus in seiner beharrlichen ausdauernden Wirksamkeit. Die Eintheilung ist folgende: 1) er vergißt sein Wirken auch am Ende seines Lebens nicht; 2) er verschmäht es nicht bei allem geringen (bei dem noch so geringen) Erfolge desselben; 3) er verzweifelt nicht daran bei allem Widerstande, den er fand; 4) er versagt es nicht bei allem Undanke, mit dem ihm vergolten wurde. Hier konnten füglich N. 2 und 4. verbunden werden. N. 3. aber ist nicht nur falsch ausgedrückt, weil man nicht am Wirken selbst, sondern nur am Erfolge desselben verzweifeln kann, sondern gehört auch gar nicht hieher, weil hier nicht von einer Gemüthsstimmung, die Jesum zum Wirken stärkte, sondern vom Wirken selbst die Rede seyn soll. Anstatt der Ausdrücke: das Wirken verschmähen, versagen, würde Ref. lieber gewählt haben: das Wirken aufgeben, ihm entsagen. Am einfachsten und richtigsten wäre wohl die Eintheilung gewesen: Weder die Zeit, noch der geringe Erfolg, noch der Widerstand, den er fand, noch der Undank, mit dem ihm vergolten wurde, konnte

seinem Wirken Eintrag thun. In der sechsten und siebenten Predigt wird das Thema behandelt: Jesus, der betrübt ist bis an den Tod. Er erscheint nach dem Verf. groß und herrlich in dieser Betrübniß, 1) durch die Lebhaftigkeit, mit welcher er dieselbe fühlt; 2) durch die Würde, mit welcher er sie äußert; 3) durch den Wunsch, dieselbe zu entfernen; 4) durch die Mittel, die er zu ihrer Besiegung anwendet; 5) durch den glorreichen Sieg, den er über sie davon trägt. — Sehr begierig war Ref. zu vernehmen, wie Jesus durch die Lebhaftigkeit, mit welcher er jene Betrübniß fühlte, verherrlicht worden sey, da man gerade diese Lebhaftigkeit oft als Schwäche an ihm getadelt, oder höchstens durch die ungewöhnliche Größe der ihm bevorstehenden Leiden entschuldigt hat. Er fand sich aber nicht befriedigt. Der Verf. stellt nämlich jene Lebhaftigkeit der Betrübniß Jesu darum als ehrenvoll für ihn dar, weil diese Betrübniß hauptsächlich die Verkehrtheit und unheilbare Verdorbenheit seines Volkes zum Gegenstande gehabt habe. Das heißt aber den Beweis aus einer Vermuthung führen; denn nichts als Vermuthung ist's doch, daß die Betrübniß aus jener Quelle geflossen sey, da diese Meinung durch keinen Wink der Bibel unterstützt, und auch durch das, was Herr Otto dafür sagt, keineswegs außer Zweifel gesetzt wird. Man sieht also hier wohl mit Recht eine petitio principii. Eben so erscheint der Beweis, den er im 3ten Th. führt, daß Jesus durch den Wunsch, seine Betrübniß zu entfer-

nen, verherrlicht werde, mehr spitzfindig als überzeugend; denn, wenn er sich hier besonders auf den Umstand beruft, daß manche Menschen eine Art von Wollust in ihrem Schmerze finden, so ist dagegen zu bemerken, daß dieser Umstand immer nur bei dem Schmerze über verlorne theure Personen oder Güter Statt findet, weil die mit diesem Schmerze hervortretende Vorstellung des verlornen Gutes dem Gemüthe wohlthut, aber nicht bei dem Schmerze über fremde Bosheit und Verkehrtheit, welche wohl immer ein rein unangenehmes Gefühl erweckt. Es scheint daher sehr gesucht, auch jenen Wunsch, einer peinlichen Angst (denn dies war offenbar Jesu Gemüthsstimmung, da Betrübniß über menschliche Verdorbenheit nimmermehr ein Zittern und Zagen hervorbringt) entledigt zu werden, als einen Zug von Seelengröße darzustellen. Man thut auch hier des Guten bisweilen zu viel.

Eine der vorzüglichsten Predigten ist unstreitig die vierte, welche von der treuen Liebe handelt, die Jesus bis zu seinem Tode den Jüngern bewies, und diese Liebe setzt 1. in die unermüdete Sorgfalt, mit welcher er die Jünger zu ihrem Berufe bildete; 2. in die zarte Schonung, die er ihren Schwächen bewies; 3. in die treue Vorsicht, mit welcher er für ihre Sicherheit sorgte; 4. in die liebevolle Weise, wie er sie auf seinen Tod vorbereitete, und 5. in die edle Zuversicht, mit welcher er ihnen heilige Vermächtnisse anvertraute. Nur fällt es auf, daß

in der Ausführung N. 1 und 2. nicht sowohl als Beweis seiner Liebe, sondern als Beweis seiner Besonnenheit, Selbstbeherrschung und Seelenstärke dargestellt wird.

Beim Eingange der zweiten Predigt wird zu weit ausgeholt, und das Thema nicht natürlich genug eingeleitet. Es hätte von dem Umstande ausgegangen werden können, daß man den Tod Jesu oft als unerlaubte Selbstzerstörung, als schwärmerisches Drängen zur Märtyrerkrone habe darstellen wollen; woran sich dann sehr natürlich der Gedanke reihete: das Benehmen Jesu begünstige diese Darstellung keineswegs, indem er alle erlaubte Vorsicht angewendet habe u. s. w.

In der ersten Predigt, welche zeigt, „daß nur der Glaube es ist, welcher der Betrachtung der Leiden Jesu ihre volle Kraft giebt," ist nicht klar, wie der Glaube (welcher übrigens näher hätte bestimmt werden sollen) uns hinweisen könne auf die Art und Weise, wie Jesus duldete. Uebertrieben scheinen Behauptungen wie folgende: es habe nur ein Wort von Jesu bedurft, um seine Feinde für sich zu gewinnen (cf. Matth. 23, 37.); sein göttliches Herz stehe so hoch über der schuldbefleckten Welt, wie der Himmel über der Erde (cf. Philipp. 2, 5. 1 Petr. 2, 21.); kein zürnendes Strafwort habe sie (die Jünger) jemals getroffen (cf. Matth. 16, 23.). In der sonst nicht bilderreichen Rede fällt es auf, wenn der Verf. sagt: Gott schaffe die Unterdrückung zum Keime der Siegespalme. Sprachwidrig ist: sich für ver-

lassen betrachten; dünken f. sich dünken. Sinn-entstellende Druckfehler finden sich S. 107., wo von der Sünde die Rede ist, und anstatt die stehen muß der; und S. 124. Es ist etwas Großes — wirkt; wo f. auch gelesen werden muß durch.

Der Herr Verf. möge in diesen Bemerkungen einen Beweis finden, mit welchem Interesse wir seine Predigten gelesen haben, die gewiß jedem Verehrer des erhabenen Leidenden eine wohlthätige Anregung des Geistes und Herzens gewähren werden.

A.

7.

Predigten auf die Sonn- und Festtage des Jahres, größtentheils über Texte aus den Schriften des Apostels Johannes, von Valentin Karl Veillodter, Dr. der Theol., Decan, Districts-Schulinspektor und Hauptprediger in Nürnberg. — Nürnberg in der Riegel und Wießnerschen Buchh. 1828. 2 Bde.

Wenn ein Rec. Werke eines Mannes anzuzeigen hat, der, wie der Verf. dieser Predigten, beinahe 3 Decennien hindurch das Publicum mit den Erzeugnissen seiner Meditation beschenkt, und sich eines fast ungetheilten Beifalls zu erfreuen gehabt hat; so erwartet man von ihm nicht sowohl ein Urtheil über den Werth des Gegebenen, als eine Darlegung dessen, was er gab. Man findet hier 59 Predigten, 24 im ersten, und 35 im zweiten Bde, welchen, wie schon der Titel sagt, größtentheils Texte aus den Johannei-

schen Schriften zum Grunde liegen. Nur 3 Predigten machen Ausnahmen, nämlich die Weihnachtspredigt, welche über die gewöhnliche Epistel Tit. 2, 11 — 14; die Himmelfahrtspredigt, welche über das gewöhnliche Evangelium Marc. 16, und die Neujahrspredigt, welche über Röm. 8, 28, gehalten worden ist. Wo für einen Sonntag schon eine Perikope aus Johannes vorgeschrieben war, da wurde sie beibehalten. Die Predigten sind von sehr mäßigem Umfange und nehmen meistens 10 — 11 nicht sehr enggedruckte Seiten ein. Unter den Gegenständen, die der Verf. mit sichtbarer Vorliebe behandelt hat, ist die sittliche Größe Jesu, und das durch ihn der Menschheit erworbene Heil; und gewiß hat er davon so rührend und überzeugend gesprochen, daß er wenigstens keine Schuld hat, wenn durch seine Rede nicht innige Verehrung des Einzigen erzeugt worden ist. Dabei ist jedoch alles, was er sagt, in schönem Einklange mit der die Bibel ehrenden Vernunft, deren Rechte eine eigene Predigt (1. Sonnt. nach Epiph. „Wie Jesus die menschliche Vernunft ehrte, und wir uns dagegen oft an ihr versündigen") mit Nachdruck vertheidigt. Vorzüglich angesprochen haben Ref. die Predigten an den Sonnt. Cantate u. Rogate: „Wollet ihr auch weggehen?" und „das Schicksal derer, die nicht mit Jesu wandeln;" ingleichen die Charfreitags- u. Himmelfahrtspredigt, deren erste uns das fromme Christenherz am Grabe Jesu darstellt; die zweite aber, vorbereitende Hinblicke auf unsern

einstigen Abschied von der Erde zum Gegenstande hat. Eindringend und ergreifend ist auch die freie, an keinen Text sich anschließende und für die häusliche Erbauung berechnete Betrachtung am letzten Tage des Jahres. — Manche Predigten fallen freilich in Ansehung ihres Inhaltes sehr zusammen, z. B. die dritte „Wer an Jesum nicht glaubt, ist schon gerichtet," und die am Sonnt. Rog. „Das Schicksal derer, die nicht mit Jesu wandeln." Auch ist hie und da, und besonders in den zur Selbstprüfung vorgelegten Fragen eine gewisse Einförmigkeit nicht zu verkennen. — Gefallen hat Ref. die Wendung, deren sich der Verf. gleich im Anfange der Predigt am 9ten S. p. Trin. bedient, um die Unart derer zu rügen, welche den gottesdienstlichen Gesang verachten; aber mit der Eintheilung jener Predigt kann er sich nicht recht befreunden. Sie handelt nämlich von den heiligen Freuden des Gebets, und findet diese Freuden in der würdigsten Erhebung, in der wohlthätigsten Erquickung, in der edelsten Stärkung und in der beseligendsten Hoffnung. Diese Begriffe scheinen aber nicht füglich coordinirt werden zu können, da Erhebung und Erquickung häufig Wirkungen der Hoffnung sind, wie schon jene Worte eines alten Kirchenliedes sagen: „auch die Hoffnung kann erquicken." Uebrigens enthält auch diese letzte Predigtsammlung des vollendeten Verf., wie alle frühern desselben, eine sehr gedeihliche Geistesnahrung,

und wird überall, wo sie zweckmäßig gebraucht wird, zur Stärkung des höhern Lebens kräftig beitragen.

A

8.

Praktisches Handbuch für alle Kanzel- und Altargeschäfte des Stadt- und Landpredigers. Von Samuel Baur, Königl. Würtembergischen Decan und Pfarrer zu Alpeck und Göttingen. Erster Band. Tübingen b. Osiander. 1829. XXII. u. 490. S. 8. (1 thl. 16 gGr.)

Schon längst hatten wir gehofft, die Prediger, oder die es werden wollen, würden müde seyn, die Fabrikarbeiten des nicht eben rühmlich bekannten Vfs zu kaufen; aber leider sehen wir uns in dieser Erwartung immer noch getäuscht. Denn aus dem Umstande, daß eine Buchhandlung Deutschlands nach der andern sich dazu entschließt, einander ganz ähnliche Arbeiten des Verfs in Verlag zu nehmen, müssen wir schließen, daß sie dabei ihre Rechnung finden, und eine andere Hoffnung, nämlich daß der Verf. nach gerade sich schämen werde, seinen Amtsbrüdern vielfach aufgewärmten Kohl immer wieder aufzutischen, haben wir schon seit mehreren Jahren gänzlich aufgegeben. Es würde sehr überflüssig seyn, den Werth dessen, was hier dargeboten wird, genauer zu prüfen. Es ist bekannt genug, daß der Verf. Mittelgut liefert, nichts ganz Schlechtes und durchaus Unbrauchbares; Vieles, was jeder, nicht ganz zu seinem Amte unfähige Geistliche

sich ohne besonderes Nachdenken, selbst sagen kann; Einzelnes, was man vorzüglich nennen kann. Es ist aber auch eben so bekannt, daß der Verf. nicht bloß aus seinem eigenen Ideenreichthume schöpft, sondern die homiletischen Arbeiten unserer guten und besten Kanzelredner fleißig benutzt, und daß ihm bloß das geringe Verdienst bleibt, wenn dies noch anders ein Verdienst ist, sie auf eine geschickte Art zu benutzen. Es würde uns leicht seyn, dies Alles aus dem vorliegenden Bande nachzuweisen, aber wir halten es, wie gesagt, für überflüssig, und begnügen uns, denen, die gesonnen seyn möchten, nach diesem neuen und doch auch alten Noth- und Hülfsbüchlein zu greifen, zu melden, was sie Alles nach der Vorr. zu diesem Bande darin finden sollen.

Das Ganze soll aus 4 Bänden bestehen, und Materialien zu jeder Art öffentlicher Vorträge, die den amtlichen Geschäftskreis des Predigers bilden, enthalten, — die Evangelien und Episteln ausgenommen, welche den sonntäglichen Vorträgen zum Grunde gelegt zu werden pflegen. Dieser erste Band behandelt die hohen Festtage und heiligen Zeiten der Christen. Der zweite wird enthalten andere festliche Tage und denkwürdige Ereignisse von freudiger oder trauriger Veranlassung. Der dritte in vier Abtheilungen diejenigen kirchlichen Feierlichkeiten, welche auf den Staat, die Person des Predigers, die Schule und die Austheilung der heiligen Sacramente Beziehung haben; der vierte endlich soll sich auf den Ehe-

Ehestand und den Tod beziehen. — Man sieht aus dieser abgekürzten Inhaltsangabe, daß Alles wohl bedacht, für Alles bestens gesorgt ist. Die langjährige Uebung des Verfs in dergleichen Arbeiten bringt es auch mit sich, daß er sonst das Ganze und Einzelne passend eingerichtet hat. So werden erst ausführliche Entwürfe zu Predigten, dann kürzere, dann bloße Skizzen und endlich Hauptsätze, mit den Abtheilungen, Texte und praktische Winke zur weiteren Bearbeitung gegeben. Auch soll sich die Reichhaltigkeit und Zahl der mitgetheilten Materialien nach dem öfteren oder selteneren praktischen Gebrauche richten, der von ihnen gemacht werden kann. — Papier und Druck sind gut.

M.

9.

Die christliche Kirche in alter und neuer Zeit. Für denkende Freunde des Christenthums in allen Confessionen. Von Joh. Gottl. David Ehrhart, Dekan und Stadtpfarrer zu Münsingen, im Königreiche Würtemberg. — Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. — 2 Corinth 3, 17. Ulm 1829. Wohler'sche Buchhandl. XXXII. u. 604. S. 8. (2 thl. 6 gGr.)

Diese Schrift des gewiß das Gute redlich wollenden Vfs enthält eigentlich dreierlei: 1. Eine Apologie des Christenthums, als einer göttlichen Offenbarung, im Sinne des Supernaturalismus, mit den gewöhnlichen Beweisen, die bald nur angedeutet, bald weiter ausgeführt werden. Es ist unsern Lesern bekannt, welche verschiedene Ansichten unter den Theo-

logen hierüber obwalten, und darum erlauben wir uns über diesen ersten Abschnitt der Schrift, überschrieben: „Gründung der christlichen Kirche — Gott offenbarte sich in Christus, wie er sich in keinem Andern geoffenbaret hat" — nur die einzige Bemerkung, daß denkende Freunde des Christenthums es wahrscheinlich lieber gesehen haben würden, wenn der Verf. schärfer und freier von fremden Auctoritäten seine Beweise geführt, oder doch in der Auswahl der letzteren sorgfältiger gewesen wäre.

Der zweite Theil der Schrift enthält: die Geschichte des Christenthums vom Jahre 60 bis auf unsere Zeit, in 5 Perioden. Es sind hier die gewöhnlichen und allbekannten Hülfsmittel benutzt, auch viele nicht kirchenhistorische Werke, woraus sich ergiebt, daß der Verf. in unserer Literatur wohl bewandert ist, und für dies Werk mit vielem Fleiße Materialien, die ihm tauglich geschienen, gesammelt hat. Sein Hauptzweck geht darauf hin, zu zeigen, daß und warum die christliche Kirche niemals gewesen und auch jetzt noch nicht geworden ist, was sie nach der Absicht ihres Begründers seyn und werden sollte. Kein Sachkundiger wird läugnen, daß diese Behauptung des Verf. gegründet ist; aber Viele werden mit uns manche Erscheinungen auf dem Gebiete des Staates und der Kirche anders ansehen, wenigstens unbefangener und gerechter die Bemühungen der meisten Regierungen Deutschlands und deutscher

Schulmänner zur Verbesserung des Volksunterrichts beurtheilen.

An diesen Theil schließt sich der letzte an, Vorschläge enthaltend für die Annäherung der Kirche zum Ideale des apostolischen Zeitalters. Der Verf. bescheidet sich selbst, (Vorrede p. XXIX.) daß diese seine Gedanken und Vorschläge in das Reich der frommen Wünsche gehören, die, wie nun die Sachen einmal stehen, zum Theil wenigstens, nicht einmal ausführbar seyn mögen. Darin geben wir ihm recht, und überlassen es daher den Lesern, sich mit diesen Vorschlägen selbst genauer bekannt zu machen. Sie sind darauf gerichtet, der christlichen Kirche die Gestaltung einer freien und eben darum auch heiligen zu geben; denn nach der Ansicht des Verfs fehlet der christlichen Kirche, wenigstens in Europa, die Freiheit, und von der Autonomie der Kirchengesellschaft erwartet er das Heil der Kirche.

Eine Hauptforderung an eine Schrift der Art ist nach unserm Dafürhalten eine leichte, gefällige, anziehende Darstellung; leider aber entspricht die vorliegende dieser Forderung in auffallend geringem Grade. Wir geben zum Beweise dieses Urtheils nur Einen Perioden, mit der Versicherung, daß ähnliche nicht selten vorkommen, und wählen sogleich den zweiten der Einleitung. „Die — durchaus unvergleichbar welthistorische Bedeutsamkeit dieser Erscheinung (der christlichen Kirche) darf wohl hier nicht erst nach

gewiesen werden; denn, daß durch diese Erscheinung alle Verhältnisse der gebildeten Menschheit in der alten Welt umgestaltet wurden, daß sie den Entwickelungs-Phasen (ein widerlich oft wiederkehrender Lieblingsausdruck des Verfs) eines sehr bedeutenden Theils der zur Zeit der Gründung des Christenthums noch in rohem, thierischem Natur-Zustande schlummernden Menschheit Grund-Ton und Farbe gab, daß ihr selbst solche Erscheinungen, die feindlich entgegengesetzt, sie mit der Macht der Vernichtung bedrohten, — wie der Islam, — doch in vieler Hinsicht — Anregung und Modifikation verdanken, daß die neue Welt — der ganzen, auch nur zu einiger Bildung erwachten Menschheit, eine ganz andere seyn würde, wenn das Christenthum nicht erschienen wäre, — dies wird wohl von Freunden und Feinden solcher Erscheinung — gleich — übereinstimmend, — anerkannt werden." Sätze wie, daß ꝛc. bedarf wohl keines Beweises, — oder: versteht sich von selbst, oder: darf wohl kaum angedeutet werden, und dem Aehnliches kehren in dem Texte und den Anmerkungen unglaublich oft wieder. Das Papier ist sehr mittelmäßig; der Druck zwar ziemlich correct, aber stumpf und meist unrein oder blaß.

M.

10.

Leben des Erasmus von Rotterdam. Mit einleitenden Betrachtungen über die analoge Entwickelung der Menschheit und des einzelnen Menschen. Von Adolf Müller. Eine gekrönte Preisschrift. Hamburg, b. Fr. Perthes. 1828. VI. und 394 S. 8. (1 thl. 20 gGr.). —

Aus der Vorrede des Verf. vernehmen wir mit Bedauern, daß er „durch den gänzlichen Mangel des Gesichtes genöthiget ist, sich bei seinen schriftstellerischen Arbeiten stets fremder Hilfe zu bedienen,“ wundern uns aber auch zugleich über die Stärke seiner Geisteskräfte, die es ihm möglich machten, troß jenes Mangels, ein Werk von solchem Umfange zu schreiben. Aus dem Umstande, daß er in dieser gekrönten Preisschrift, die von der philosophischen Facultät zu Berlin am 3ten August 1826. gestellte Aufgabe bearbeitete: „Ut vita Erasmi Roterodamensis atque quid ille litteris praestiterit, exponatur,“ nehmen wir ab, daß er damals zu Berlin studierte, und demnach noch als junger, angehender Gelehrter schrieb. Beides will bei der Beurtheilung des vorstehenden Werkes berücksichtiget seyn, und es steigt dadurch das Verdienstliche desselben. Denn daß es von einem Blinden herrührt, kann man aus ihm selbst auf keine Weise auch nur im Entferntesten ahnen, und von der Jugend des Verfs zeugen nur seine, nach unserm Dafürhalten, noch unklaren oder falschen philosophischen, besonders anthropologischen Ansichten, die am deutlich-

sten in den **einleitenden Bemerkungen** hervortreten, aber doch wieder auch so beschaffen sind, daß sie, besonders zu unserer Zeit, gar wohl von einem älteren Gelehrten herrühren könnten. Die eben genannten, auf dem Titel näher bezeichneten, einleitenden Bemerkungen, welche uns hier, nach der Vorrede, abgekürzt vorliegen, halten wir überhaupt für den schwächsten Theil der Schrift, und bedauern, daß sie, nach der Versicherung des Verfs, „im strengsten, inneren Zusammenhange mit seiner Auffassung des Erasmus stehen," weil wir überzeugt sind, daß er ohne dieselben das Zeitalter des Erasmus, wie ihn selbst, vorurtheilsfreier, und mithin noch richtiger aufgefaßt haben würde, als es trotz seiner Betrachtungen dennoch wirklich geschehen ist. Der Gedanke, den der Verf. in denselben ausführt, ist bekanntlich nicht neu; auch liegt ihm Wahres zum Grunde; aber er muß, wie es uns scheinen will, tiefer, vielseitiger und vorurtheilsfreier aufgefaßt und durchgeführt, anschaulicher dargestellt werden, als es hier geschehen ist; und er verliert nothwendig für die meisten Leser an der ihm beiwohnenden Wahrheit, wenn, um die Analogie, die er aufstellt, durchzuführen, Voraussetzungen und philosophische Ansichten zu Hilfe genommen werden, die, um wenig zu sagen, noch so höchst zweifelhaft sind. Uns war es beim Lesen nicht möglich, ein klares Bild von dem zu erhalten, wie sich der Verf. die Entwickelung des einzelnen Menschen denkt, und wie dieser analog die Entwickelung der Menschheit bis zur Kir-

chenreformation des 16. Jahrhunderts fortgeschritten ist; so wie es uns eben so wenig möglich ist, mit ihm den Verstand für das böse Princip im Menschen anzunehmen, worauf das ganze Raisonnement des Verfs beruhet. Uns hat bis jetzt die der Leitung der Vernunft sich entwindende Sinnlichkeit, die sich den Verstand dienstbar macht, für das böse Princip im Menschen, wenn man nun einmal diesen Ausdruck haben will, gegolten, und obwohl wir wissen, daß diese Ansicht gewissen Philosophen und Theologen viel zu oberflächlich, oder auch wohl zu natürlich scheint, so haben wir sie doch noch lieber beibehalten, als sie mit einer andern vertauschen mögen, die wir entweder nicht in ihrer ungemeinen Tiefe auffassen konnten, oder die nun einmal, was auch von der des Verfs gilt, unserer Selbst- und Menschenbeobachtung widerstreitet. Wir können uns übrigens auf eine nähere Beurtheilung der hier gegebenen Betrachtungen ꝛc. um so weniger einlassen, da wir, in den Principien mit ihrem Verf. nicht einverstanden, fürchten müssen, ihn einseitig zu beurtheilen, und geben gern zu, daß die Schuld meist an uns liegen mag, wenn es uns vorkommt, als sey, auch zugegeben die Prämissen, aus denen er folgert, dennoch seine Vergleichung nicht gelungen.

Doch das thut, wie bereits angedeutet, der eigentlichen Abhandlung, der Darstellung des Lebens des Erasmus, weniger Abbruch, als wir vermutheten. Wir tragen kein Bedenken, sie für die gelungenste von allen bisher erschienenen Biographien dieses merkwür-

digen Mannes zu erklären, und können unsern Lesern versichern, daß sie dieselbe mit großer Befriedigung aus der Hand legen werden. Es herrscht darin nicht bloß eine lichtvolle Ordnung, sie zeuget nicht nur von einer gründlichen Kenntniß der Erasmussischen Schriften und der seiner Zeitgenossen, sondern die Darstellung ist auch, zwar schlicht, aber anschaulich und anziehend. Er hat das Leben des Erasmus in drei Abschnitten behandelt. I. Die Jugendgeschichte des Erasmus und was er als Mensch gewesen, mit einem sehr interessanten Briefe des Erasmus, worin die Lebensbeschreibung des Domdechanten Colet und des Franziskanermönchs Vitrier, als Beilage. (S. 87 — 153.) II. Lebensschicksale des Erasmus vom 24sten bis zum 49sten Jahre seines Alters, von 1491 — 1516, und sein Antheil an der Wiederherstellung der Wissenschaften. Als Beilage der Dedikationsbrief des Erasmus zu den Annotationen des Laurentius Valla über das neue Testament. (S. 154—259.) III. Die Lebensschicksale des Erasmus vom 49 — 69sten Jahre seines (1516 — 1536.) und sein Antheil an der Kirchenreformation. Als Beilage zwei Briefe Luthers an Erasmus und eine Antwort Dieses auf den ersten Brief Jenes. (S. 260 — 394.)

Besonders abweichend von der gewöhnlichen Art, wie den Erasmus die protestantischen Gelehrten würdigen, hat der Verf. ihn nicht dargestellt. Auffallen wird,

daß er ihm Witz und Scharfsinn abspricht; man kann, glauben wir, nur zugeben, daß er kein starkes Maaß davon besaß, und wenn er ihn einen bloßen Verstandesmenschen nennt, dem es an Gemüth, an ächter Religiosität fehlte, was, wie er behauptet, in der Bildungsstufe, auf der damals die Menschheit stand, seine Enschuldigung findet: so scheint uns doch dieses Urtheil etwas zu hart. Einen tiefen religiösen Sinn und vieles Andere, was dieser voraussetzt und zur Folge hat, hatte er freilich nicht; aber er war doch, bei allen seinen großen Fehlern, nicht ohne religiösen Sinn, nicht ohne Gemüth. Für das letztere spricht schon seine reine, uneigennützige Liebe zu den schönen Wissenschaften, die, man sage, was man will, noch immer etwas mehr, als bloße Verstandessache ist. — Druck und Papier der Schrift verdienen alles Lob. M.

11.

Das Wort ward Fleisch. Acht Predigten, gehalten vom ersten Sonntage im Advent bis zum Sonntage nach Weihnachten, von Dr. Heinrich Müller, Verfasser der geistlichen Erquickstunden. Erster Bd. des evangelischen Herzensspiegels. Erstes Heft. Berlin 1829, bei Franklin u. Plahn. 190 S. 8. (9 gGr.)

Predigten, die, wie vorliegende, über 150 Jahre alt sind, verlangen, wenn sie neu und bis auf Rechtschreibung und Interpunction unverändert, abgedruckt wer-

den, keine Recension, und bedürfen auch keiner, wenn sie einen so berühmten Mann zum Verfasser haben, als der zu Rostock 1675 verstorbene Prof. der Theol. und Superint. Dr. Heinrich Müller es ist. Sollten indessen einige unserer Leser ihn noch nicht kennen, so verweisen wir sie auf Schulers bekannte Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, insonderheit unter den Protestanten in Deutschland x. Th. 2. S. 10 ff. und S. 240 ff., wo sie eine unpartheische und gründliche Würdigung seiner homiletischen Arbeiten nebst Proben davon finden. Wenn eine gewisse theologische Partei es sich in unsern Tagen angelegen seyn läßt, die neueren und unserer Zeit unstreitig im Ganzen entsprechenderen Andachtsbücher mit wenigen Ausnahmen als unevangelisch zu verdächtigen und durch Verbreitung älterer zu verdrängen: so können wir das nur bedauern, wissen aber, daß es ihnen nicht gelingen wird. Beschränkten sie sich dabei auf das Beste, was die Spenersche Schule geliefert, oder würdige Männer vor ihr geleistet, z. B. auf die Schriften eines Müller, Scriver u. A., so möchte es noch hingehen; wiewohl die genannten beide von gebildeten Christen nicht ohne allen Anstoß gelesen, und von ungebildeten stellenweise nicht verstanden werden können; aber in dem Umschlage zu vorliegendem Hefte wird von derselben Verlagshandlung auch angekündigt: Jeremias, ein Prediger der Gerechtigkeit vom Grafen von Zinzendorf,

und gesagt, daß sie von zwei würdigen gelehrten Theologen auf den Werth dieser Schrift aufmerksam gemacht worden, und das verdient eine ernste Rüge; wiewohl uns nicht unbekannt, daß sie bei denen vergeblich ist, welche es sich nun einmal vorgenommen haben, eine religiöse Reaction, die uns um Jahrhunderte zurückbringen, und mit einer, von Andern beabsichtigten, politischen Hand in Hand gehen soll, es koste, was es wolle, durchzusetzen.

N.

12.

Communionbuch für Christen aller Confessionen. Vierte Aufl. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses. 1828. IV u. 283 S. 8.

Dies Communionbuch ist für Christen aller Confessionen bestimmt, d. h. für die beiden, welche der Reformation ihren Ursprung verdanken, und etwa für die von ihnen ausgegangenen kleinen dissentirenden Gemeinden. Die katholische Kirche wird und muß es verwerfen ihrem Dogma nach. Wir können es aber als sehr zweckmäßig empfehlen, namentlich seines einfach biblischen Inhalts, und der Mannichfaltigkeit wegen, mit welcher es in den einzelnen Betrachtungen, Gebeten und Gesängen auf die verschiedenen Stände, Verhältnisse, Lagen und Gemüths-Beschaffenheiten Rücksicht nimmt, welche die Theilnehmer an einer Abendmahlsfeier von einander zu unterscheiden pflegt.

K.

13.

Zweifel und Glaube, oder Erleuchtung und Beruhigung eines Zweiflers. Mannheim bei Tobias Löffler. 1829.

Das vorliegende Werklein soll unstreitig ein Product der didaktischen Poesie seyn, da der in demselben befindliche Lehrstoff in Zeilen abgetheilt ist, welche für Verse und namentlich für Jamben gelten sollen. Bei dieser poetischen Form macht es jedoch, nach dem Geständnisse des bescheidenen Verfassers, durchaus keine Ansprüche auf poetischen Werth. Wozu also die poetische Form, die der Verf. nicht einmal zu handhaben versteht, der sich Verse erlaubt, wie S. 35.

Und er ist's, der mit Wonne staunt
Ob jener Pracht, die ausgespannt ist;

wie S. 81.

Um Worte wollen wir nicht streiten;
Doch ausgemachte Wahrheit ist:
Was fortbesteht, das wird erhalten,
So nennt es unser Sprachgebrauch.

oder S. 165.

Die Juden glaubten ein (an) Scheol,
Die Römer glaubten eben so
Ein Schattenreich. —

der mitunter seltsame Ausdrücke und verfehlte Bilder gebraucht, wie Busenuhr f. Herz; Zettel der Begriffe; der ganze Körper ist übersäet mit Gefühl; trüber Sündenschlamm;

der Wörter formt; wie Fädenchen f. Fädchen.

Der Inhalt des Werkchens ist Darlegung der gewöhnlichen Gründe für die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, unter folgenden Rubriken: 1. Selbstkenntniß. Geist und Körper. 2. Gottes Spuren in der Natur, in den Kräften und Werken des Geistes, und im Gewissen. 3. Eigenschaften Gottes. Vorsehung. 4. Fortdauer des Geistes nach dem Tode.

Zu den gelungensten Parthieen gehört das Gemälde der Vernichtung S. 182—83. des bösen Gewissens S. 64 — 66. das Gleichniß vom Borne S. 157.

Faſt möchte man glauben, der Verf. müsse Tiedge's Urania nicht gekannt haben. A.

14.

Erhebungen des Herzens auf dem Wege zur Heimath mit Gott. Sulzbach b. J. E. v. Seidel. 1830. VIII. u. 208 S. 8.

Ein kleines, recht ansprechendes Erbauungsbuch, etwas weich im Tone gehalten, aber voll Wärme und Leben. Auch die poetischen Stücke sind nicht ohne Werth; z. B.:

Sel'ges Land mit deinem Frieden!
Laß mich dich auch schon hienieden
In des Herzens Tiefen ahnen,
Wenn mich wird mein Glaube mahnen,
Solche Wünsche nur zu hegen,
Die die Seele fromm bewegen,
Denen dort Erfüllung winkt,
Wenn der Lebensabend sinkt.

K.

15.

Johann der Beständige Churfürst von Sachsen und Friedrich Wilhelm III. König von Preußen. Ein evangelisches Kabinetsstück zur Nachfeier des dritten Jubelfestes unsers evangel. Glaubens. Greiz b. Henning. 1830. 50 S.

Die Idee des Büchleins ist recht gut, aber die Ausführung entspricht ihr nicht. Anstatt eine historische Parallele zu finden, wie sie sich wohl ziehen ließ, sind nur Umrisse und Andeutungen zu einer solchen gegeben. Namentlich kommt der König von Preußen zu kurz, so viel er auch gerühmt wird.

K.

Druckfehler.

Bd. LXXVII. St. 3. pag. 308 — 343. ist der Name Wirker überall in Spieker zu verwandeln.

Bei mir sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eisenschmidt, L. M., römisches Bullarium, oder Auszüge der merkwürdigsten päpstlichen Bullen, aus authentischen Quellen, durch alle Jahrhunderte, bis auf die neueste Zeit, übersetzt und mit fortlaufenden historischen, archäologischen, und andern nöthigen Bemerkungen versehen. 1r Bd. Vom J. 453 —1536. gr. 8. 1831. Preis 2 Thlr. 6 gGr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Geburt, die natürliche, Jesu von Nazareth, historisch beurkundet durch Flavii Josephi jüdische Alterthümer, Buch XVII, Cap. 2. §. 4. Nebst einer Skizze der Regierung Herodes des Großen. Geschrieben von einem Greise im Jahre 1823. gr. 8. 1830. geh. Preis 18 gGr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Handbuch für gebildete Bibelfreunde, welche über alterthümliche und Sprach-Dunkelheiten, so wie über interessante Oerter, Personen und Begebenheiten der heiligen Schrift Belehrung suchen, oder ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen wollen. Nach den bewährtesten Hülfsmitteln alphabetisch bearbeitet, von einem Freunde des Lichtes aus Gott. Lex.-Form. 1830. Preis 1 Thlr. 3 gGr. oder 2 Fl. 2 Kr.

Haurenski, E., Obscurus, oder Carriere und Geständnisse eines modernen Finsterlings, in vertrauten Briefen gewechselt zwischen einem Bewohner der Sonne und dem eines Nebelsternes gr. 8. 1831. Preis 21 gGr. oder 1 Fl. 36 Kr.

Dessen Alethophilus, oder der neue Glaube in der Christenheit. Zur Prüfung dargelegt im Jubeljahre der protestantischen Kirche 1830. Eine Fortsetzung des Obscurus, oder Carriere und Geständnisse eines modernen Finsterlings. gr. 8. 1831. Preis 1 Thlr. 9 gGr. oder 2 Fl. 30 Kr.

(Ist als 2r Bd. des „Obscurus" anzusehen.)

Oettel, M. J. F. W., Predigten, größtentheils nach den epistolischen Perikopen des Weimarischen Evangelienbuches, nebst einigen Amtsreden. gr. 8. 1831. Preis 1 Thlr. 12 gGr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Schuderoff, D. J., zum Frieden in der Kirche. gr. 8. 1831. geh. Preis 4 gGr. oder 18 Kr.

Neustadt a. d. O., im Februar 1831.

J. K. G. Wagner.

In der Braun'schen Hofbuchhandlung in Carlsruhe sind erschienen:

Ewald, J. L., Predigten und Reden an feierlichen Tagen. 2 Fl. 45 Kr. oder 1 Thlr. 14 Sgr.

Hüffell, Dr. L., Predigten zu Carlsruhe gehalten, 1e Samml. vom Jahr 1829. 1 Fl. 48 Kr. oder 1 Thlr.

— — Antrittspredigt in der Schloßkirche zu Carlsruhe. 12 Kr. oder 3 Sgr.

Krebs, K., die letzten Worte des sterbenden Jesus, in 6 Fastenreden. 48 Kr. oder 12 Sgr.

Mann, K., das alte und neue und ewige Evangelium, dargelegt in einer Predigt über Röm. 1, 16. 17. 12 Kr. oder 3 Sgr.

Schmidt. C. L., de Asceseos fine et origine et de natura mali a veteribus opinata dissertatio. 1 Fl. 12 Kr. oder 16 Sgr.

Zweites Stück.

I.

Die Kunst Predigten zu hören und zu erzählen. Ein Sendschreiben an den Herrn Geheimen-Kirchenrath und ersten Prof. der Theologie bei der Universität Jena, Dr. Heinrich August Schott, von Dr. J. D. Goldhorn.

Es wird endlich einmal Zeit, Ihnen, mein hochverehrtester, theuerster Freund, den noch immer schuldigen öffentlichen Dank für die ehrenvolle Auszeichnung darzubringen, deren Sie mich schon im Jahre 1822. dadurch würdigten, daß Sie die von Ihnen herausgegebene neue Sammlung von Predigten und Homilieen neben unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Hn. Domherrn und Prof. Dr. Winzer auch mir zueigneten. Allerdings habe ich seit jener Zeit mehr denn eine Arbeit begonnen, welche Ihren Namen an der Spitze tragen und dadurch sich und mich empfehlen sollte; leider aber ist bis heute keine davon vollendet, und ich habe allen Grund zu fürchten, daß bei meiner Art von Vielgeschäftigkeit

(vielleicht sollte ich richtiger Vielthuerei sagen) keine jemals vollendet werden wird, wobei jedoch der Gedanke mich beruhiget, daß die Nachwelt dadurch Nichts verliert. Um so willkommner ist mir die Gelegenheit, die sich mir gerade jetzt darbietet, einige Gedanken über die Kunst Predigten zu hören und zu erzählen in diese Zeitschrift niederzulegen. Ich weiß, daß dieselbe Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgeht, und habe zu meiner großen Freude in Ihren Schriften mehrmalige Hinweisungen auf dieselbe gefunden. Und so darf ich sicher hoffen, daß auch die nachstehende kleine Mittheilung Ihnen bald zu Gesichte kommen und nicht ohne einige Theilnahme von Ihrer Seite bleiben werde. Sie bezieht sich ja auf einen Gegenstand, dessen Bearbeitung unter den großen Aufgaben, welche Sie durch Ihre Studien gelöset haben, einen nicht unbedeutenden Platz einnimmt; sie gehört in das Gebiet der Homiletik. Was Sie in dieser Wissenschaft geleistet haben, ist der ganzen theologischen Welt bekannt, und darf nicht erst von mir gerühmt werden; auch würde eine weitläuftigere Darlegung der Vorzüge Ihres umfassenden Werkes über die Theorie der Beredsamkeit mit besonderer Anwendung auf die Kanzelberedsamkeit hier schon deshalb nicht an ihrer Stelle seyn, weil ich dadurch Ihrer zartfühlenden Bescheidenheit gewiß einen unangenehmen Dienst leisten würde. Ich darf jedoch einer sorgfältigen Beschäftigung mit demselben mich wohl rühmen, und habe nicht zu läug-

nen Ursache, daß ich der Recens. von Grotefends Ansichten und Erfahrungen in der Leipz. Lit. Zeit. gewesen, der dabei auf Sie sich bezog, und auf dessen Bedenklichkeit Sie in dem dritten Theile Ihres Werkes, Abth. 1. S. 201. auf eine so freundliche Weise Rücksicht nehmen. So viel aber darf ich doch hinzufügen, daß um dieses Ihres Werkes willen ich Niemanden für fähiger halte, als Sie, über das, was ich zu Tage zu fördern gedenke, ein gründliches aber auch mildes Urtheil zu fällen. Indem ich mich also der Pflicht der Dankbarkeit entledige, hoffe ich mir auch zugleich einen neuen Beweis Ihres Wohlwollens vorzubereiten.

Ueber die Kunst Predigten auszuarbeiten und zu halten ist seit länger als tausend Jahren Viel, und darunter des Vortrefflichen nicht wenig geschrieben worden. Es scheint beinahe, als könnte, dem Stoffe und der Sache nach, darüber kaum etwas Neues und bisher Unberührtes noch erwartet werden, zumal nach der umfassenden Vollständigkeit, mit welcher Sie alle Theile der Homiletik zuletzt durch- und verarbeitet haben. Neue Namen, neue Anordnungen, neue Ausschmückungen werden zwar wohl immer noch zum Vorscheine kommen. So ist sie ja, kurz nach der Vollendung Ihres Werkes, unter dem Namen der christlichen Halieutik (von G. J. K. Sickel Leipz. 1829.) aufgetreten, ohne darum etwas wirklich Anderes zu bringen, als wir schon hatten. Bald darauf kündigte sie sich als biblische Kerhktik (von

R. D. Stier, Halle 1830.) an, allerdings nach einer ganz neuen Architectur eingerichtet, und mit einem besondern Zimmer für die Missionare versehen; wirklich neue Geräthe sind jedoch nicht aufgestellt, und neue Stoffe sind auch hier nicht aufgelegt. Wenn bei der Ankündigung dieser Schrift auf dem Umschlage zum ersten Hefte des vorjährigen zweiten Bandes von unserm Predigerjournale von einer, für die künftige ganz veränderte Gestalt der Homiletik, und für ihr nun erst zu erwartendes Durchdringen zur wahren Wissenschaftlichkeit entscheidenden Wichtigkeit derselben geredet und geweissagt, und dabei ein nicht ganz freundlicher Blick auf den Werth Ihrer Arbeiten geworfen wird; so werden Sie dies der Industrie des Verlegers gewiß eben so gern zu Gute halten, als Sie selbst die Ankündigungen Ihrer Werke, von Seiten Ihrer Verleger, auch nicht allemal Sylbe für Sylbe werden vertreten wollen. Kurz, ich bin fest überzeugt, die Gesetze, nach denen Predigten gearbeitet und gehalten werden sollen, sind nunmehro so vollständig gegeben und so gründlich entwickelt, daß es in Zukunft nirgends an guten Predigten und Predigern fehlen dürfte, wenn die Sache nun auch wirklich mit diesen Gesetzen schon abgethan wäre. Allein auch hier bestätiget sich das alte Wort: durch des Gesetzes Werk wird kein Fleisch gerecht; und selbst unter den fleißigsten Benutzern Ihrer Anweisungen wird es doch immer heißen müssen: sunt bona mixta malis. — Deshalb soll nun aber nicht etwa jeder anderweitige Versuch einer fruchtbaren

Bearbeitung dieses oder jenes Theiles vom Gebiete der Homiletik schon im Voraus als überflüssig verurtheilt und abgewiesen werden; und am allerwenigsten darf der, welcher zu einem solchen Versuche sich berufen fühlte, wie die beiden eben genannten Herrn Verfasser, befürchten, von Ihnen deshalb mit ungünstigem Auge sich betrachtet und mit harten Worten abgeschreckt zu sehen. Wenn irgend Jemand, so glauben und lehren und beweisen Sie selbst ein stetes Fortschreiten der Wissenschaft.

Der Segen aller unserer Predigten beruhet jedoch bei weitem nicht allein auf der Kunst, mit der wir sie ausarbeiten und halten; weit mehr hängt es noch von der Art und Weise ab, auf welche sie von unsern Zuhörern vernommen, verarbeitet, und denen wiedererzählt werden, die sie nicht selbst hören konnten. Auch der beste Same erfordert einen guten Acker und gute Schnitter. Predigten aber recht zu hören und zu deuten, dazu gehört, wie mir es scheint, auch eine Art von Kunst, und zwar eine Art von Kunst, welche bei weitem nicht alle Predigthörer verstehen und zu üben wissen, man könnte sie vielleicht, damit sie doch auch einen vornehmen Namen trüge, die homiletische Akustik nennen. Von dieser aber findet sich, ich muß das Ihnen gerade heraussagen, in Ihrer ganzen Theorie eben so wenig, als in der Halieutik und Keryktik auch nur eine Sylbe erwähnt. Und gleichwohl, welch ein großes Bedürfniß ist sie? Zuverlässig kennen auch Sie mehr als einen Landprediger, der die

löbliche Gewohnheit hat, über die Frühpredigt in der nachmittäglichen Betstunde die Schuljugend und die vorjährigen Katechumenen zu katechisiren, und gewiß haben Sie von diesen gar manche Mittheilungen über die theils niederschlagenden theils lächerlichen Antworten empfangen, welche sie über den Inhalt ihrer Predigten aus dem Munde dieser Unmündigen vernehmen mußten; Dinge mußten sie sich nachsagen lassen, an welche sie nicht von fern gedacht hatten. Und müssen wir Stadtprediger, wenn wir auch über unsre Vorträge nicht katechisiren, ähnliche Erfahrungen nicht gar oft machen? Welche in der That an das Mährchenhafte gränzende Sagen verbreiten sich nicht selten von unsern Predigten durch die Berichterstatter davon in den Kränzchen, Erholungen, Harmonieen, und besonders in den großen Theevisiten? Wie werden uns da Ausdrücke nachgesagt, und Behauptungen und Absichten beigemessen, von denen nicht die geringste Ahnung in unsere Seele gekommen war? Wie groß ich auch von der Cultur und Fassungsgabe denke, welche sich in Jena von der Universität aus über alle Klassen von Zuhörern bei Ihren Predigten verbreitet haben mag; dennoch zweifle ich nicht im Mindesten daran, daß auch Sie ähnliche Erfahrungen selbst schon gemacht haben, mochten Sie nun in der Stadtkirche gepredigt oder beim Universitätsgottesdienste Ihr Amt verwaltet haben. Denn auch die Universitätskirchen sind gegen das Eindringen des Mißverstandes und der Mißdeutung gar nicht gesichert. Die

Kunst Predigten zu hören ist auf keinen Fall eine überflüssige Kunst.

Wäre nur aber auch diese Kunst so leicht gelehrt und gelernt, als sie heilsam und nothwendig ist! Das ist sie aber leider nicht; sie hat gar große Schwierigkeiten, in Beziehung sowohl auf die Jünger, denen sie beigebracht werden soll, als auf die Methode, welche dabei die zweckmäßigste seyn möchte. Sie scheinen unüberwindlich zu seyn diese Schwierigkeiten, und darin liegt vielleicht die Ursache, daß noch kein Homiletiker einen Versuch mit dieser Disciplin gemacht hat; und ich gestehe gern, daß auch ich in diesem Augenblicke nicht absehe, wie sie überwunden werden sollen. Damit ich jedoch nicht ganz vergeblicher Worte und unerfüllt gelassener Erwartungen angeklagt werde; so will ich wenigstens über den Stoff einer solchen Predigthörlehre einige flüchtige Gedanken hier mittheilen. Dieser nämlich läßt sich, so kömmt es mir wenigstens vor, auf einige wenige sehr einfache Regeln zurückführen, auf Regeln nämlich

1. für das Hören einer Predigt:

a) sey so aufmerksam, als du immer vermagst, damit du den Zusammenhang wenigstens im Ganzen überschauest, und nicht durch längere oder kürzere Gedankenabwesenheiten in die Gefahr kommest, Bruchstücke mit dir hinwegzunehmen, welche in ihrer Abgerissenheit sehr leicht seltsam, unverständig, wohl gar lächerlich erscheinen könnten.

b) sey uneingenommen und unpar-

theiisch; laß dich nicht durch deine sonstige Meinung von dem Prediger, oder von dem Gegenstande, den er etwa heut gerade behandelt, gegen ihn mißtrauisch machen, damit du nicht sagest, weil die Predigt gerade deinem heutigen Bedürfnisse nicht entspricht, die Predigt sey an und für sich eine schlechte Predigt, und der Mann habe sein Amt schlecht verwaltet. Auch setze dich, so viel du kannst, über die etwanigen Mißfälligkeiten und Uebelstände in seiner Aeußerlichkeit hinweg; halte dich an die Sache und nicht an den Mann; höre ihn nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen.

II. Für das Erzählen einer gehörten Predigt:

a) sey genau und sorgfältig in deinem Berichte; suche so viel wie möglich des Predigers eigne Worte wiederzugeben, weil sich mit Recht voraussetzen läßt, daß gerade diese am treffendsten seinen Sinn bezeichnen werden, da er sie ausdrücklich und mit reifer Ueberlegung gewählt hat.

b) sey ehrlich und gewissenhaft in deiner Erzählung; hüte dich, dem Prediger in den Mund zu legen, was du etwa selbst gern von ihm gehört hättest; erlaube dir es durchaus nicht, seine Worte auf Personen oder Dinge zu beziehen, auf die er nicht selbst hingedeutet hat, und behaupte nicht, daß er selbst an diese Dinge oder Personen dabei gedacht haben müsse. Es ist schlimm, das, was ein Prediger wirklich gesagt hat, anders zu erklären, als er es selbst offenbar verstanden wissen wollte; denn das heißt: seine Worte verdrehen.

Noch schlimmer aber ist es, ihm nachzuerzählen, was er gar nicht gesagt hat; denn das heißt gegen das achte Gebot gesündigt: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden, wider deinen Nächsten.

Ich glaube in der That, mit diesen vier Hauptregeln müßte die Sache im Ganzen abgethan seyn. Darüber wird sich jedoch am besten urtheilen lassen, wenn ich sie sogleich ohne alle weitere Begründung und Entwickelung auf ein Beispiel anwende. Denn longum iter per praecepta, sagt Seneca, breve autem et efficax per exempla. Das Beispiel aber, das mir eben zu statten kommt, hat mehr als einen Vortheil für mich. Wenn nämlich die Magerkeit meines oben aufgestellten Entwurfes einer homiletischen Akustik meinen scientifischen Beruf zu einem solchen Versuche als sehr zweifelhaft darstellt; so wird das Beispiel beweisen, daß es mir wenigstens nicht an einem realen und persönlichen fehle.

In dem vom Hn. Pfarrer Brandt herausgegebenen homiletisch-liturgischen Correspondenzblatte Jahrg. 1831. N. 1. S. 15. befindet sich nämlich folgende Nachricht:

Aus dem Tagebuche eines reisenden Theologen.

„Auf meinem Wege durch Sachsen hörte ich auch „Ammon und Bretschneider predigen. Beide „Männer sind nicht nur als Gelehrte sondern auch „als Kanzelredner in Deutschland zu bekannt, als „daß ich mir auf wenige Predigten hin ein bestimm„tes mit ihrem Rufe vielleicht weniger übereinstim-

„mendes Urtheil über sie erlauben sollte; wiewohl
„ich nicht bergen kann, daß sie im Allgemeinen den
„Eindruck auf mich machten, daß man Christen-
„thum mehr in dieselben hinein hören mußte,
„als aus ihnen heraus hören konnte. Auch
„das erstere war mir jedoch nicht möglich in einer
„Predigt des als Herausgeber eines homiletischen
„Journals und der Predigten Tzschirners bekann-
„ten Dr. Goldhorns in Leipzig; denn der ganze
„Inhalt derselben, der von der Pflicht der Wahr-
„haftigkeit handelte, verrieth die alltäglichste Klug-
„heitslehre; und wenn man von einer Kanzel her-
„ab die Worte „Agiotage, falsche Courie-
„re, Börse, Cours der Staatspapiere"
„u. dgl. hörte, so glaubte man eher auf der Leipzi-
„ger Messe als in einer Leipziger Kirche zu seyn,
„und ich mußte die christlichen Seelen bedauern,
„die nach dem Brodte des Lebens verlangten und
„also abgespeis't wurden. Mehr Andacht und Er-
„bauung ward mir zu Leipzig in einem jüdischen Tem-
„pel zu Theil, wo ein Rabbiner aus Hamburg
„über den Text: sey ganz mit dem Ewigen,
„deinem Herrn! die Abschiedspredigt an die
„aus den verschiedensten Theilen von Europa ver-
„sammelten Israeliten hielt. Die Predigt, welche
„wie der ganze Gottesdienst, einige unbedeutende
„Ceremonien abgerechnet, in deutscher Sprache ge-
„halten ward, war nicht nur ganz logisch dispo-
„nirt, sondern auch in ihren einzelnen Theilen eben

„so gründlich als rhetorisch ausgeführt, und obschon „manche Stellen derselben an bloße Vernunftreli„gion und der ganze Cultus an eine Deisten-Ver„sammlung erinnern konnte; so strebte doch der Red„ner, vielleicht unbewußt, über Judenthum und „Vernunftreligion hinaus, und zeigte durch sein „Beispiel, daß er der Kraft und dem Geiste des „Christenthums das Beste verdankte, was er zu „geben wußte.

„So weit also ist es in unserer protestantischen „Kirche gekommen, daß ein Rabbiner christlich „predigt, und ein Christ jüdisch."

Daß ein reisender Theolog mir das Beispiel an die Hand giebt, an welchem ich die Richtigkeit meiner aufgestellten Regeln zu prüfen versuchen will, läßt in mir eine höchst angenehme Erinnerung lebendig werden. Gewiß auch Sie, theuerster Freund, gedenken noch mit Vergnügen der drei Wochen des Frühlings 1804, in denen wir mit einander das gesegnete Thüringen durchzogen, um unsern gemeinschaftlichen Freund, den damaligen Diakonus, jetzigen Superint. Dr. Bonitz in seinem neuen Lebenskreise zu Langensalza aufzusuchen; und wahrscheinlich geschah es mit erneuerten Gefühlen der damals von ihm erfahrnen Gastfreundschaft, daß Sie den Namen dieses wackern Freundes der neuesten Sammlung Ihrer Homilieen und Predigten vorsetzten. Auch wir waren reisende Theologen, und schon damals angestellte Prediger; darum hörten wir mit großer Theilnahme,

wo wir nur dazu kommen konnten, Predigten an, und besprachen und erzählten sie wieder. So hörten wir unter andern den damaligen Domprediger und nachherigen Generalsup. in Weimar Krause in Naumburg, und fanden uns durch seine Predigt wirklich erbaut, wiewohl wir allerdings in ihr einige Anklänge des Geistes vernahmen, der ihm späterhin während seines Professorlebens zu Königsberg den Gedanken eingab, daß selbst die Urheber der formula concordiae nicht vorsichtig und stark genug gewesen wären, den unvermerkten und unwillkührlichen Einwirkungen des in jeder Menschenbrust sich regenden rationalistischen Elementes sich zu entziehen. So wenig wir es aber auch durch unsern Aufzug zu verbergen suchten, daß wir reisende Theologen wären, so erkannte man uns doch nicht überall sogleich für solche an, und unvergeßlich bleibt mir das komische Schrecken, welches über uns kam, als wir auf dem offnen Postwagen vor dem Thore von Erfurt anlangend von dem wachthabenden Unterofficier ausgefragt wurden: wie heißen Sie? Schott und Goldhorn. — Woher sind Sie? Aus Leipzig. — Was sind Sie? Reisende Gelehrte. — Was für Gelehrte; Studenten oder Juristen? Theologen, antworteten wir kleinlaut, und waren froh, daß der strenge Inquisitor bei seiner eigenthümlichen Classification unter der angegebenen Rubrik uns nicht gar als Verdächtige zurückwies. Und was hätten wir damit nicht alles verloren? Vor Schiller und Wieland zwar hatten wir schon mit gebührender Bewunderung gestan-

den; an Göthe uns zu wagen, hatten wir nicht Muth genug gehabt; allein bei Vater Salzmann hätten wir dann nicht einsprechen, dem ernsten Löffler unsre Verehrung nicht bezeugen, und nicht mit tiefer Erschütterung am Sarge des Herzogs Ernst in Gotha stehen können, die beiden letzten, denen, weil sie Fremde waren, der Anblick des fürstlichen Leichnams in dem weiten, stillen Saale, wo er ausgestellt war, noch vergönnt ward, wenige Stunden nur vorher, ehe seine Diener in schweigender Mitternacht geräuschlos ihn nach dem Rasenbette trugen, welches ihm nach seiner eignen Anordnung am Eingange zur Gruft seiner ihm vorangegangenen Kinder auf der Insel seines schönen Parks bereitet worden war. — Alle diese Gestalten gehen in diesem Augenblicke in frischer Lebendigkeit an meiner Seele vorüber!

Leider habe ich von unsrer Art auf dieser Reise Predigten zu hören und zu erzählen in meinen Denkblättern von jenen Tagen etwas Besonderes und Genaues nicht angegeben gefunden. Zuverlässig würde es Sie und mich sehr angenehm beschäftigen, wenn ich unser damaliges Denken und Treiben, in Beziehung auf die homiletische Akustik, nach den von mir aufgestellten, freilich erst 30 Jahre nachher erfundenen (ars prior fuit semper artis regulis sagt unser Gottfried Hermann), Regeln prüfen könnte. Indeß, ganz unpartheiisch wäre diese Prüfung am Ende doch nicht ausgefallen, und ich hätte mich wohl gar versuchen lassen, an meinen Regeln etwas zu ändern, oder

in der Darstellung unseres damaligen Beginnens nicht ganz treu zu seyn; mithin ist es doch besser, daß ich sie an einem fremden, von einer ehrenwerthen Redaction beglaubigten, und wie Sie bemerkt haben werden, weder für Sie noch für mich ganz unmerkwürdigen Beispiele versuche, und für diesen Versuch Ihre theils gefällige theils kritische Aufmerksamkeit in Anspruch nehme.

Indem ich aber meine Regeln an dieses Beispiel zu halten mich anschicke, scheint zugleich beim ersten Anblicke eine ziemliche Unvollständigkeit darin sichtbar zu werden. Denn der erzählende Reisende befolgt, was das Predigthören betrifft, eine Maxime, von der bei mir keine Sylbe erwähnt ist; er versichert, er habe, um nicht unerbaut zu bleiben, in die angehörten Predigten selbst hineingehört, was eigentlich nicht darin gewesen und was er doch gern herausgehört hätte.

Hineinhören — was heißt das aber? Ich denke mir, diese Art von Thätigkeit des Zuhörers bei einer Predigt sey ganz analog dem, was man bei dem Leser einer Schrift das Hineintragen nennt, die Bemühung, in die Worte des Schriftstellers einen Sinn hineinzulegen, den sie entweder ganz und gar nicht haben, oder in welchem sie doch von dem Schriftsteller, wenigstens an dieser Stelle, nicht gebraucht worden waren. Freilich haben gegen dieses Hineintragen der eignen Gedanken und Einfälle in die Worte des Schriftstellers die Hermeneuten große Bedenklich-

keiten erhoben, und es würde mir leicht fallen, eine lange Reihe von Citaten und Anleitungen zur Erklärung der profanen und biblischen Schriftsteller aufzuführen, aus denen erhellen würde, daß die gelehrtesten Philologen und die gründlichsten und frömmsten Theologen einstimmig behaupten, ein solches Hineintragen sey der Tod aller wahren Schrifterklärung, eine offenbare Sünde gegen die Pflicht der Wahrhaftigkeit, und gegen den Schriftsteller selbst, möge man ihn nun durch dieses Unterschieben der eignen Gedanken, entweder etwas recht Schönes und Tiefsinniges, oder etwas Verkehrtes und Verwerfliches sagen lassen, was er selbst nicht hatte sagen wollen. Sie selbst, theuerster Freund, könnte ich mit Ihrer Einleitung in das N. T., Ihrer Epitome der christlichen Lehre und Ihren opusc. exeget. citiren, und mit Ihnen unsern gemeinschaftlichen würdigen Lehrer in der Hermeneutik, den s. Keil, und viele Andere. Auf dieser ihrer Behauptung würden nun jene Hermeneuten höchst wahrscheinlich auch dann beharren, wo vom Hineinhören in einen mündlichen Vortrag die Rede wäre. Und darin hätten sie denn allerdings einen sehr bedeutenden Vorgänger, nämlich den Mann selbst, dessen Sinn und Geist unser Reisender in die Predigten der Herrn DD. v. Ammon und Bretschneider erst hineinhören mußte, damit er ihn heraushören könnte; dieser Hermeneut ist nämlich Jesus Christus selbst. Auch an ihm nämlich machte die Interpretation einige Versuche des Hineinhörens von dem in seinem Vor-

trage, was sie gern herausgehört hätte. — So kam z. B. nach Joh. 3. ein vornehmer Mann, der jedoch, wie ausdrücklich bemerkt wird, ein Pharisäer gewesen, zu ihm, und wollte aus ihm heraushören, was er gern vernommen hätte. Da er sich aber gleich durch die erste Erklärung Jesu in seinen Erwartungen getäuscht sahe; so half er sich damit, daß er ein wenig Unsinn in Jesu Worte hineinhörte. Dieser aber empfand bei aller seiner Sanftmuth dieses Hineinhören doch etwas übel, wiederholte seine Versicherung unter bedeutungsvollen, dem vornehmen Sohne Abrahams nach dem Fleische wohl nicht ganz angenehmen Winken, und trug kein Bedenken, den Meister in Israel wenigstens, wie wir sagen würden, für etwas beschränkt zu erklären.

Aehnliche Proben vom Hineinhören gaben seine Gegner bei der peinlichen Anklage vor Gericht. In seine Ankündigung von der durch ihn erfolgten Eröffnung des Reiches Gottes hatten sie die Ankündigung seines Absehens auf den Thron des Königs Herodes hineingehört; allein in wenigen einfachen Worten wußte er dem Landpfleger die Absurdidät dieser Interpretation nachzuweisen. Für gar nicht werth einer Erwiederung hielt er die Aussage derer, welche in sein Wort: brechet diesen Tempel ab — — — eine Drohung des Demolirens hineingehört hatten; desto unbedenklicher aber nennen die Evangelisten diese Interpreten geradezu falsche Zeugen. Und als ähnliche Hörer seines Angstrufes am Kreuze: Eli, Eli — — eine Aufforderung

an

an den Propheten Elias, ihm zu Hülfe zu kommen, (ungefähr wie derselbe Prophet erst neuerdings vom Hn Pf. Krummacher aus dem Himmel herabgerufen worden ist) hineingehört hatten, lösete sein Unwille über dieses Hineinhören in die Bitte sich auf: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun.

Aus diesem Allem ergiebt sich, daß es eine sehr bedenkliche Maxime ist, um sein selbst willen in eines Andern Worte hineinzuhören, was nicht darin ist und nach des Sprechers Absicht darin gar nicht seyn sollte. Es ist möglich, daß einem solchen Beginnen bisweilen die Liebe zum Grunde liege, der es wehe thut, daß der eben Sprechende dem wahren Sinne seiner Worte nach, wie es ihr wenigstens vorkommt, einen Beweis von Unwissenheit, Ungeschicklichkeit, Ungerechtigkeit, ja wohl gar Ungläubigkeit ablege, und die es daher für ihre Pflicht hält, durch Hinein- und Heraushören des Rechten, des wenigstens ihrer Meinung nach allein Rechten, dem Uebel abzuhelfen und die Sache zum Besten zu kehren. Allein in diesen Augenblicken thut die Liebe einen Mißgriff; bedauern, bemitleiden soll sie den armen Unwissenden, den Ungeschickten und Ungläubigen, soll ihn entschuldigen, soll ihn vertheidigen, und so wie sie ihn selbst nicht lästert und schmäht, ihn auch von den Lästerungen und Schmähungen Anderer zu retten suchen; hingegen seine Worte zu ihrem guten Sinne drehen und deuten, das soll sie nicht. Die Liebe, sagt ja bekanntlich Paulus, freuet sich der Wahrheit. —

Meiner Ueberzeugung nach streitet das Hineinhören dessen in eine Predigt, was nicht darin ist, und wäre es das Beste, mit der Wahrheit und mit der Liebe, ich kann es weder für recht noch nützlich halten; denn sola bona, quae honesta, mithin konnte die Anempfehlung dieses Geschäftes auch keinen Platz unter den Regeln finden, welche ich oben aufgestellt habe. Der reisende Theolog des Correspondenzblattes denkt darüber anders, und hat von seiner Gewohnheit des Hineinhörens bei den Predigten der Herrn DD. von Ammon und Bretschneider Gebrauch zu machen sich genöthiget gesehen. Er erzählt uns, er habe Christenthum in sie hineinhören müssen, um es heraushören zu können. Was mag das heißen? Ich fürchte nicht, dem Reisenden Unrecht zu thun, und in seine Versicherung etwas hineinzutragen, wenn ich denke, er habe sagen wollen: man mußte bei den Behauptungen dieser Prediger theils manches hinzu, theils manches hinweg, theils manches anders denken, damit sie nicht Widersprüche gegen die Lehre Jesu enthielten, und Wünsche und Bestrebungen nach dem Gegentheile dessen, was das Christenthum verlangt, im Herzen der Zuhörer erweckten. Haben aber jene Männer wirklich dergleichen unchristliche Behauptungen vor seinen Ohren auf ihren Kanzeln ausgesprochen: so wäre es denn doch wohl gerathener gewesen, sie lieber gar nicht an= und auszuhören, und sich hinwegzustehlen, um vor Beunruhigung und Unwillen sich zu bewahren, als in dem

mühseligen Hineinhören, was denn doch eine Art von Anstrengung kosten muß, sich die gehoffte Andacht selbst unmöglich zu machen. Und gesetzt, das Hinweggehen hätte Aufsehen erregt und Nachfrage veranlaßt; nun, so mochte ohne Bedenken die Antwort erfolgen: ich mag kein Unchristenthum hören, wo ich mich christlich erbauen will. Das erforderte die Liebe zur Wahrheit — amicus Plato, sed magis amica veritas; und der Reisende konnte mit Zuversicht auf die Billigung seines Benehmens von jedem aufrichtigen Wahrheitsfreunde rechnen.

Mögen denn aber auch jene beide Männer wirklich zuweilen solche unchristenthümliche Predigten halten? Ich würde es kaum glauben, wenn das Correspondenzblatt den reisenden Kirchengänger, welcher dergleichen von ihnen gehört zu haben versichert, nicht ausdrücklich einen Theologen nennte. Gesetzt auch, er wäre ein in irgend einem Missionsinstitute in etlichen Jahren theologisirter und nun seiner Station zureisender ehrlicher Handwerker gewesen; so viel Logik muß ja doch auch auf jeden Fall in der Theologik dieser Leute seyn, daß sie wirklich Unchristliches von Christlichem unterscheiden können müssen. Wiewohl, so eben fällt mir das Beispiel eines sehr christlichen und in seinen Vorträgen mit Andacht viel gehörten und weit und breit gelesenen Predigers aus meiner Bekanntschaft ein, den zwei solche reisende Missionstheologen hörten, und von der nächsten Station aus in einem salbungsreichen Briefe ob seiner Unchristlichkeit so zur

Rede setzten und beschworen, daß man hätte glauben sollen, der Mann hätte geradezu gesagt, laßt uns nicht aufsehen auf Jesum. Und was hatte er gepredigt? Nicht an Kraft zum Guten fehle es unserer Natur, hatte er gelehrt, sondern der Mangel an redlicher und fleißiger Anwendung derselben sey die Ursache so vieler Sünden, und die damit verbundene Geringschätzung des unentbehrlichen göttlichen Beistandes. Wahrscheinlich also ist es sein Christenthum gewesen, welches der Reisende von jenen Männern nicht hörte, wie er wünschte, und welches er nun, da er sie doch gern hören wollte, und in ihnen auch sich selbst, in ihre Predigten hineinhören mußte, wahrscheinlich ist er ein Freund jener Theologie gewesen, die außer sich selbst keine andere in der Kirche anerkennt.

So erkläre ich mir die unerwartete Erscheinung, daß die beiden ersten christlichen Theologen zweier christlichen Ländern unchristliche Predigten gehalten haben sollen, denen nur durch mühsames Hineinhören des Christlichen zu helfen gewesen wäre. Mir selbst ist es nur ein einzigesmal vergönnt gewesen, den H. Oberhofpr. v. Ammon von seiner Kanzel zu hören, in dem Vortrage aber, den ich da von ihm darüber vernahm, wie der Christ in bewegten Zeiten die Ruhe bewährt, die sein Glaube ihm verschafft *) —

*) Diese Predigt ist späterhin von dem Herrn Oberhofpr. aufgenommen worden in seine Predigten zur Förderung christlicher Erbauung an allen Sonn- und Festtagen des Jahres. Bd. 1. Dresden 1828.

sah ich mich durchaus nicht in die Nothwendigkeit versetzt, oder in die Versuchung geführt, Christenthum erst hineinhören zu müssen, es kam mir von selbst daraus entgegen; und hätte ich auch in einzelnen Sätzen nicht gerade das meinige gefunden, so würde ich doch gedacht haben, was ein so gelehrter und frommer Mann sage, möge wohl auch Christenthum seyn, und der Herr selbst, wäre er unter den Zuhörern gewesen, würde uns Allen zugerufen haben: wahrlich, dieser ist nicht fern vom Reiche Gottes; thuet das, so werdet ihr leben.

Den zweiten, von unserm reisenden Theologen erst durch das Hineinhören seines Christenthums christianisirten Prediger, Herrn Generalsup. Dr. Bretschneider, habe ich nie Gelegenheit gehabt zu hören; ich habe aber seine im Drucke erschienenen Predigten fast alle gelesen. Nun könnte es zwar wohl geschehen seyn, daß die von diesem Prediger schon seit unsern akademischen Jahren mir zugewendete freundschaftliche Gewogenheit bei der Beurtheilung seiner Predigten mich zu einer gewissen Partheilichkeit verführet hätte; so ganz verblendet indessen glaube ich mich doch nicht durch dieses freundliche Verhältniß, daß ich in seinen Vorträgen wirkliches Christenthum sähe, wo doch keins wäre. Ueberdies haben auch so viele urtheilsfähige Männer, welche ihn theils gehört, theils gelesen haben, so wenig über Mangel an Christenthum in seinen Vorträgen Klage geführt, daß ich wirklich glaube, einiges Vertrauen auch in meine Versicherung for=

dern zu können, daß ich unter den mir bekannt gewordenen Predigten dieses Mannes keine einzige gefunden habe, in welche ich das Christenthum erst hineinzulesen genöthiget gewesen wäre.

Am übelsten freilich ist der reisende Theolog vor meiner Kanzel daran gewesen; ich habe für ihn so unchristlich geprediget, daß er etwas Christliches nicht einmal selbst hat in meinen Vortrag hineinhören können. Und ich glaube gewiß, daß er es an Mühe darum nicht hat fehlen lassen, zumal da er seiner Versicherung nach von der Pflicht der Wahrhaftigkeit mich hat reden hören. Freilich, wenn ich unter diesem Namen die alltäglichste Klugheitslehre, wie er erzählet, vorgetragen habe; so ist dies auch nicht wohl möglich gewesen, oder doch wenigstens nicht ganz leicht. Wäre es aber auch schwer gewesen, es wäre ihm doch auch vielleicht gelungen, wenn er mich nur derselben Anstrengung von seiner Seite werth gehalten hätte, welcher er sich um jener beiden Männer willen unterzog. Ich kann indessen in meiner eignen Sache nicht Richter seyn, und muß mich auf die Barmherzigkeit Gottes und das Vertrauen meiner Gemeinde und des Publicums verlassen; und kann nur so viel versichern, daß ich noch nie gepredigt habe, ohne mit dem Glauben die Kanzel zu betreten, daß ich bona fide Christum predige. Einige Beruhigung finde ich aber doch theils in dem Gedanken, daß bis jetzt der reisende Theolog im Correspondenzblatte der einzige ist, welcher mich öffentlich des Antichristianis-

mus in meinem Predigtamte angeklagt hat, theils in der Vermuthung, daß er doch vielleicht nur darum meinen völligen Abfall vom Christenthume verkündigt habe, weil er das seinige nicht bei mir gefunden. Allerdings freilich will es den Anschein haben, als sey in Rücksicht auf die Pflicht der Wahrhaftigkeit mehr denn eine Ansicht, welche auf den Namen einer christlichen Anspruch machen könne, nicht gut möglich.

Doch selbst der Wunsch, daß der Reisende auch in meine Predigt das fehlende Christenthum eben so, wie in die der beiden andern von ihm gehörten Prediger hineingehört haben, daß dies zu thun ihm gefällig oder möglich gewesen seyn möchte, selbst dieser Wunsch kann mich nicht bewegen, meinen aufgestellten beiden Regeln für das Predigthören noch die dritte hinzuzufügen: was in der Predigt nicht ist, suche du selbst hineinzuhören. Man muß erschrecken, wenn man nur einigermaßen überlegt, was man bei einem unerschrockenen Gebrauche dieses Grundsatzes aus einer Predigt Alles machen kann; ja ich glaube, der reisende Theolog, wenn er selbst Prediger ist, wird alles Ernstes jeden Zuhörer sich verbitten, welcher auch an ihm die Kunst des Hineinhörens üben wollte.

Ich gehe nun zur Prüfung der zweiten Klasse der von mir aufgestellten Grundsätze fort, nach welcher die Kunst, Predigten wieder zu erzählen, geübt werden solle, und suche sie an demselben Bei-

spiele zu erläutern. Diese Erläuterung kann jedoch sehr kurz ausfallen. Die beiden Regeln: erzähle genau und erzähle ehrlich, scheinen in der Natur der Sache theils so tief, theils so offen da zu liegen, daß sie einer eigentlichen Rechtfertigung nicht bedürfen; genau und ehrlich soll und muß jeder erzählen, der Gehör und Glauben verlangt.

Die Genauigkeit in der Erzählung des reisenden Theologen ist nun freilich nicht sehr zu rühmen. Er hat die Herrn DD. v. Ammon und Bretschneider predigen hören und durch ihre Predigten sich nicht erbaut gefunden, weil es an Christenthum darin gefehlt; das ist Alles, was er berichtet. Wäre es denn nun aber nicht die Schuldigkeit eines genauen Erzählers gewesen, die so sehr erregte Wißbegierde der Leser nicht so völlig unbefriedigt zu lassen? Die Hauptsätze der unchristlichen Predigten wenigstens hätte man zu hören gewünscht, und einen und den andern Wink darüber, ob die fehlende oder unrichtige Benutzung der Bibel, oder wohl gar der für ihn vielleicht noch bedenklichere Widerspruch gegen ein symbolisches Buch ihn zu seiner Klage veranlaßt habe. Oder hätte er nicht von dem Etwas mittheilen sollen, was er von seiner Seite hineingehört habe, wenn er etwa aus Schonung jener Männer nicht mit dürren Worten ihre Unchristlichkeiten rügen wollte? — Genauer geht er allerdings bei mir zu Werke; er giebt an, der „Inhalt" meiner Predigt habe von der Pflicht der Wahrhaftigkeit „gehandelt," statt deren aber habe ich

die alltäglichste Klugheitslehre gepredigt. Allein noch immer nicht genau genug für einen nur einigermaßen kundigen Leser. Viele werden es dem Reisenden kaum glauben, daß ein Prediger von meinem Amtsalter sich noch jetzt entschließen sollte, eine Art von Paragraph in einem moralischen Handbuche als eine Predigt vorzutragen, weil er aus Mangel an Uebung und Erfahrung sich außer Stande gesehen, seinem Stoffe irgend eine mehr praktische Seite abzugewinnen. Noch andere werden wünschen, er möchte wenigstens eine und die andere der alltäglichen Klugheitsmaximen angegeben haben, die ich unter der Firma Wahrhaftigkeit vorgetragen, und bei welchen sich mit aller Mühe etwas Christliches nicht habe hinein- und heraushören lassen. Denn daß eine Predigt über die Wahrhaftigkeit an und für sich selbst etwas Unchristliches sey, hat er ja nicht behaupten wollen, und blos um dieses Stoffes willen würde er mit dem besten bösen Willen nicht im Stande gewesen seyn, mich für unchristlicher zu halten als den jüdischen Prediger im Tempelvereine. — Genau hat er nicht erzählt.

Es thut mir wirklich leid, daß ich behaupten muß, auch der zweiten Regel meiner homiletischen Akustik habe er nicht gehörige Genüge geleistet. Ich will zwar meinen Zweifel nicht so weit treiben, wie ich ihn Andere treiben hörte, welche sagten: es ist sehr wahrscheinlich, daß der Reisende die beiden erstgenannten Herren gar nicht wirklich gehört habe. Seine Angaben sind so vag und unbestimmt, und tragen sogar

keine Spur des wirklich an den genannten Orten Erleb-
ten an sich, daß sie eben so gut auf nur gelesene Pre-
digten gegründet seyn können. Warum sagt er nichts
von ihren Themen, von ihren Texten, oder auch nur
von den Sonntagen, an denen er sie gehört haben
will? Der Mann kann das eben so gut in Leipzig ge-
schrieben haben. Reisen am Studiertische gemacht,
sind in der Literatur gar keine Seltenheit, und warum
sollte man eine solche nicht auch zur Ehre Jesu machen
und darin erzählen können, was man nie gehört und
gesehen hat? Sie fügten noch mehr hinzu, um ihre
Zweifel zu begründen; allein ich konnte mich unmög-
lich entschließen, sie zu theilen, konnte ich sie auch
nicht widerlegen, so konnte ich ihnen doch widersprechen,
und thue es in diesem Augenblicke noch.

Daß der Reisende aber mich wirklich gehört ha-
be und dies als ehrlicher Mann behaupte, ist noch
weit weniger zu bezweifeln. Allein Etwas versichert
er gehört zu haben, was er durchaus nicht gehört
haben kann. Er versichert, die Wörter: Agiota-
ge, falsche Couriere, Börse, Cours der
Staatspapiere u. s. w. aus meinem Munde von
der Kanzel herab vernommen zu haben, so daß es ihm
vorgekommen sey, als befinde er sich auf einem Meß-
platze. Ich sage es noch einmal ohne die mindeste Ein-
schränkung, diese Wörter kann er nicht gehört haben,
und mithin ehrlicher Weise auch nicht mir nachsagen.
Ich bin nämlich ein großer Gegner der unnöthigen Ein-
mischung fremder Wörter in jeder Art von Vortrag und

namentlich im Kanzelvortrage ohne alle Ausnahme. Meine sämmtlichen Concepte von 20 Jahren kann ich dreist vorlegen, und für jedes fremde Wort, das darin sich findet, jeden verlangten Preis versprechen, und seit eben so langer Zeit streiche ich jedes fremde Wort in den Probearbeiten der jungen Theologen, welche unter meiner Anleitung sich im Predigen üben; moralisch, Idee, System, Charakter, Chaos (welches sogar der klassische Reinhard sich gestattet), Politik, Republik, Luxus, Sphäre, Rebellion und andere Wörter dieser Art kommen nie über meine Lippe auf der Kanzel, und werden bei den jungen Homileten nie von mir geduldet, ob sie auch auf die Beispiele sehr ausgezeichneter Kanzelredner sich berufen. Ich halte den Gebrauch fremdartiger Wörter für unrecht; denn in jeder Versammlung, selbst in Hof- und Universitätskirchen giebt es Zuhörer genug, die sie nicht verstehen; und nicht minder für unnöthig; denn für die Vorstellungen und Gegenstände, die wir auf der Kanzel entwickeln und besprechen sollen, ist unsre deutsche Sprache vollkommen mit bezeichnenden Wörtern versorgt. Der allerdings bisweilen dadurch zu erreichende euphonische Gewinn wiegt jene Ungehörigkeiten, nach meinem Bedünken, nicht auf. Nur der ganz allgemein bekannten und ohne Zwang gar nicht zu vermeidenden Fremdwörter: Bibel, Text, Evangelium, Epistel, Apostel, Protestanten u. s. w., bediene ich mich unbedenklich. Ich weiß, daß Sie mein theurer Freund, ähnliche Grundsätze hegen und lehren;

in keiner Ihrer Predigten, die ich gelesen, erinnere ich mich, auch nur ein fremdbürtiges Wort gefunden zu haben. Und so muß ich darauf beharren, jene fremden Wörter kann der Reisende nicht von mir gehört haben, und er ist in vollem Irrthum gewesen, als er sie mir in seinem Tagebuche auf meine Rechnung geschrieben hat. Freilich hat dieser Irrthum die Folge gehabt, daß alle die Leser des homiletischen Correspondenzblattes, die nur aus diesem mich kennen, mich für einen wenigstens unverständigen Mann halten müssen, wenn sie auch nicht mit dem Reisenden im Gebrauche jener fremden Wörter die mit Gewalt durchbrechende Unchristlichkeit sehen wollten. Unerklärlich bleibt mir des Reisenden Irrthum freilich, und weiß ich manchmal kaum, wie ich die Behauptungen derer entkräften soll, welche in dieser entschieden unwahren Angabe ein verrätherisches Merkmal des Umstandes sehen wollen, daß der Reisende auch mich nicht gehört habe.

So sicher ich indessen meiner Sache in Beziehung auf die mir nachgesagten fremden Wörter war, so hielt ich es denn doch für nöthig, das angeblich kauderwelsche und unchristliche Machwerk von Predigt noch einmal nachzusehen. Leider aber hat der Reisende auch mir nicht verrathen, an welchem Sonntage und in welchem Jahre er mich gehört habe. Nur so viel läßt er sich ablauschen, daß es zur Meßzeit geschehen seyn müsse. Nun habe ich aber seit Ostern 1808 das Predigtamt an einer und derselben Kirche verwaltet, mithin 66 Messen erlebt, und im Durchschnitte doch ge-

wiß während jeder Messe zweimal gepredigt, so daß ich bis zu Michaelis 1830 zuverlässig 132 mal während der Messe aufgetreten bin. Von diesen sämmtlichen Predigten sind auch wirklich die Concepte noch vorhanden. Ich durchlief sie schnell, wiewohl nicht mit der allergrößesten Genauigkeit, und fand auch nicht eins unter ihnen, bei dessen flüchtigen Ueberblicken ich hätte glauben können, es möge das dem reisenden Theologen so anstößig gewordene corpus delicti seyn. Gleichwohl lag mir unendlich viel daran, über mein Vergehen mit mir selbst in das Klare zu kommen.

In dieser Verlegenheit wendete ich mich geradezu an den Herausgeber des Correspondenzblattes, den H. Pfarrer Brandt selbst, mit der bescheidnen Bitte, den Herrn Einsender des Fragmentes dahin zu vermögen, daß er mich wenigstens das Jahr und den Sonntag wissen lassen möchte, an welchem ich ihm durch meine Predigt ein so großes Aergerniß gegeben. Mit umgehender Post erhielt ich auch von dem Herrn Herausgeber in freundlicher Zuschrift die Nachricht, daß er sogleich an den Einsender geschrieben und ihn aufgefordert habe, meine Bitte zu erfüllen, daß aber die weite Entfernung, in welcher dieser wohne, einigen Zeitverlust verursachen werde; eine Bemerkung, die freilich meiner Ungeduld und Neugierde nicht eben willkommen war. Einigermaßen hatte ich mich jedoch während dieser Tage von meinem Schrecken wieder erholt, und begriffen, daß ja doch nur von einer Predigt innerhalb der Jahre und Messen die Rede seyn

könne, seit denen der jüdische Tempelverein hier in Leipzig eröffnet ist, welcher seinen Gottesdienst noch überdies nur zweimal, nämlich nur während der Oster- und Michaelismesse hält. Dies ist aber seit Ostern 1820 geschehen. Und so hatte sich die Zahl der zu musternden Concepte bis auf 40 ermäßigt. Ich durchforschte diese noch einmal, und entdeckte bei diesem zweiten Scrutinium wirklich zwei verdächtige Subjecte unter ihnen, welche ihrem Hauptsatze nach wohl unter die freilich nur sehr unbestimmt von dem Reisenden angegebene Rubrik hätte gestellt werden können. Leider aber trat hier wieder eine chronologische Schwierigkeit ein; der Reisende will nämlich gleich nach mir im jüdischen Tempelverein einen Prediger aus Hamburg gehört haben. Ein solcher aber ist seit 1826 gar nicht mehr hier aufgetreten; gleichwohl aber waren jene beiden verdächtigen Documente später als dieses Jahr. Seit 1826 nämlich predigt im jüdischen Tempelverein einzig und allein Herr Dr. Auerbach aus Berlin, von dessen Vorträgen ich selbst mehrere angehört habe, und welcher im vollesten Maaße die Lobsprüche verdient, welche der Reisende dem von ihm gehörten jüdischen Prediger beilegt. Dafür zeugen auch die von dem Hn Dr. Auerbach herausgegebenen und in mehreren kritischen Blättern, auch in unserm Journale selbst, mit gebührendem Beifalle angezeigten: Predigten über die wichtigsten Angelegenheiten Israels, vorgetragen beim israelitischen Gottesdienste zu Leipzig (das. bei Kollmann 1828.). Da

mir nun gegen die Genauigkeit unsres Reisenden im Hören und Erzählen von seinen Kirchenbesuchen schon ein bedeutender Verdacht aufgestiegen war, so kam mir der Gedanke bei, er habe doch vielleicht, in der Meinung einen Hamburger zu hören, vor der Kanzel des Hrn Dr. Auerbach gestanden. Dieser aber unterläßt nie bei seinem Aufenhalte in Leipzig mit seinem Besuche und erfreulichen Beweisen seines Vertrauens mich zu beehren; und so wendete ich mich an ihn mit der Bitte, in seinen Papieren nachzusehen, ob er in dem von dem Reisenden angegebenen Predigttexte vielleicht sich wiederfinde. Und siehe da, meine Vermuthung war nicht ungegründet gewesen; er hatte über diesen Text am 13n October 1829 wirklich hier in Leipzig gepredigt. Nun war es mir leicht, unter meinen Predigten diejenige aufzufinden, in welcher ich mich so schwerer Sünden schuldig gemacht haben sollte; es war wirklich eine von den beiden mir verdächtig gewordenen, am 11n October gehalten. Allein ich kann nicht läugnen, als ich sie nun durchgelesen hatte, ergriff mich theils ein tiefer Unwille, theils ein schmerzliches Bedauern darüber, daß über diese Predigt ein so hartes Urtheil und zwar aus dem Munde eines reisenden Theologen gefällt und ich in der Gestalt eines eben so unverständigen als unwürdigen Mannes hatte dargestellt werden können.

Doch, ich täusche mich vielleicht in mir selbst, und so müssen Sie schon erlauben, theuerster Freund, daß ich Sie zu Hülfe nehme, und bei Ihrer oft be-

währten Theilnahme an mir, Sie bitte, die so hart angeklagte Predigt selbst zu lesen, und zu urtheilen, ob mir recht oder unrecht geschehen. Ich lege Ihnen eine Abschrift derselben bei, in der ich das ursprüngliche Concept mit so vollkommener Treue wiedergebe, daß ich mich augenblicklich zu jeder gerichtlichen Vergleichung der Copie mit dem Originale verstehen kann.

Predigt am 17. Trinit. als am Sonntage in der Zahlwoche der Michaelismesse 1829. gehalten in der Thomaskirche.

Ich weiß mein Gott, daß du das Herz prüfest und Aufrichtigkeit ist dir angenehm; darum erforsche du selbst mein Herz, prüfe mich, und erfahre, wie ich's meine. —

Noch zu keiner Zeit hat die Heuchelei und die Lüge einen Vertheidiger im Allgemeinen gefunden, m. Z., noch nie hat irgend ein Zweifler bis dahin sich verirret, daß er bekannt hätte, darüber sey er in Ungewißheit, ob Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit wirklich die Pflicht aller Menschen ohne Unterschied sey. Ausnahmen jedoch von dem strengen Gesetze der Aufrichtigkeit in aller seiner Rede hat man zu allen Zeiten sich gestattet und entschuldigen zu können gemeint; und am allerhäufigsten und unverholensten geschahe dies von allen denen, welche dem Grundsatze huldigten, man könne Böses thun, damit Gutes daraus entstehe; denn der Zweck heilige auch die Mittel; die Heuchelei und die Lüge höre auf eine Sünde zu seyn, wo man zur Verherrlichung der Ehre Gottes von ihr Gebrauch machen müsse. Vielen unter euch ist es nicht unbekannt, daß es in der römischen Kirche einen mit Jesu eignem Namen bezeichneten Verein von Männern giebt, dessen Lehrer und Häupter diesen Grundsatz in ihren Schriften als Wahrheit öffentlich vor aller Welt ausgesprochen, und in ihrem Leben und Thun selbst ohne alles Bedenken

denken befolgt haben. So gewiß nun aber auch ihr Alle diesen Grundsatz als Grundsatz verabscheuet; so wenig werdet ihr es doch in Abrede stellen wollen, daß er auch gutgesinnte und redlichdenkende Menschen bisweilen beschleiche und überrasche, und daß es fast unmöglich scheine, dem Gesetze der Wahrhaftigkeit in aller Rede eine vollendete Genüge zu leisten. Wir Alle sind geneigt zu glauben, es treten Fälle im Leben ein, wo es ganz unvermeidlich sey, mehr oder minder von demselben sich zu entbinden. So scheint es allerdings, als seyen dergleichen Veranlassungen ganz unzertrennlich mit dem Geschäfte verbunden, welchem unsere Stadt vor Allem ihren Ruf, ihre Wichtigkeit, ihren Wohlstand verdankt, und in dessen Folge eben jetzt wiederum viele tausend Fremdlinge in ihr verweilt und mit einander verkehrt haben. Auch ist es ja allgemein sogar angenommen, daß ein Jeder, der irgend Etwas zum Verkaufe ausbietet, seine Forderung dafür nicht der Wahrheit gemäß angebe, sondern sie so hoch stelle, daß er davon noch Etwas sich abdingen lassen könne, ohne deshalb für seine Mühe und Arbeit unbelohnt zu bleiben, oder wohl gar Verlust zu erleiden. Was aber im Handel und Verkehr geschieht, das wiederholt sich, ob auch unter anderen Gestalten und Namen, unaufhörlich in allen übrigen Lebensverhältnissen. Auch ist es in der That keine leichte Aufgabe, ganz genau nach allen Seiten hin die Grenzen zu bestimmen, wo die Wahrhaftigkeit anfange in Uebertreibung oder in Ungerechtigkeit überzugehen, und wo man mit der vollesten Aufrichtigkeit selbst wiederum zum Sünder werden würde. Alle Versuche dieser Art führen zuletzt in unauflösliche Verwickelungen, und endigen mit der Gefahr, jenem Kleinigkeitsgeiste in Lehre und Leben anheimzufallen, der auf der einen Seite zu tadelhaftem Leichtsinn, und auf der andern zu jener Aengstlichkeit verleitet, welche alle freie Bewegung im Leben hindert, wie zu jener Trübsinnigkeit, die jede Freude des Lebens verbittert, und den harmlosen Genuß der Freundschaft und des häuslichen Glückes zerstört. Je weniger wir aber vermögen, schon im Voraus für jeden einzelnen

Fall zu bestimmen, wie viel der Wahrhaftigkeit gebühre; desto vester müssen wir an den allgemeinen Grundsätzen der Wahrhaftigkeit in unsrer Rede halten, welche durchaus keinem Zweifel unterworfen sind, und deren Licht auch über das Dunkel der schwierigsten und verwickeltsten Fragen sich verbreitet. An diese nun sollen wir uns heute erinnern; erinnern sage ich; denn sie erst zu lernen hat auch nicht einer von uns nöthig; tief sind sie uns Allen in das Herz geschrieben. Wollte Gott, daß sie in dieser Stunde uns Allen in erneueter Klarheit vor die Seele träten! Denn was ist das Leben ohne Aufrichtigkeit, ohne Redlichkeit in Wort und That; was ist die Frömmigkeit, wenn die Heuchelei es wagt, in ihr Gewand sich zu verbergen! Wohnt auch die Wahrheit in ihrem vollen, ungetrübten Glanze, mit dem, der die Wahrheit selbst ist, in einem Lichte, zu welchem Niemand kommen kann, und ist Irrthum auch der Weisesten unvermeidliches Loos; die Wahrhaftigkeit ist darum nicht unerreichbar, und in höchst bedenklichem Zustande befindet sich der, welcher daran zweifelt, daß er sie zu seiner Führerin machen, und durch sie gegen Unredlichkeit sich schützen könne! — Daß wir dies Alle erkennen mögen, dazu verleihe Gott seinen Segen.

Text: *) Sprüchw. 12, 17. 18. 19. „Wer wahrhaftig ist, der saget frei, was recht ist; aber eine falsche Zunge betrügt. Wer unvorsichtig herausfährt, sticht wie ein Schwerdt; aber die Zunge der Weisen ist heilsam. Wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich; aber die falsche Zunge bestehet nicht lange.“

In dreifacher Wendung verkündiget der Weise, dessen Wort ihr vernommen habt, den Preis des Mannes, der aufrichtig ist in seiner Rede und auf dessen Wort man sich verlassen kann; eben so in dreifacher Wendung spricht er aber auch

---

*) Für das J. 1829. war im Königreiche Sachsen eine Reihe neugewählter kurzer Bibelsprüche aus dem A. u. N. T. statt der gewöhnlichen Perikopen angeordnet.

den Tadel aus, welcher dem betrügerischen, unbesonnenen Schwätzer gebührt. Beide, sein Lob und sein Tadel, beruhen, genauer erwogen, auf den beiden, in allen Fällen ohne Ausnahme als giltig sich bewährenden Grundsätzen, in denen zuletzt Alles sich vereinigt, was nur irgend über Wahrhaftigkeit und Falschheit in menschlicher Rede im Allgemeinen festgesetzt werden kann. Je deutlicher, je lebendiger wir uns dieselben vergegenwärtigen, desto klarer wird uns des weisen Mannes Ausspruch werden, desto heller werden wir einsehen, desto tiefer fühlen, worauf es zu allen Zeiten und unter allen Umständen bei der Wahrhaftigkeit einzig und allein ankommt. Lasset uns also

an die Hauptgrundsätze der Wahrhaftigkeit bei allen unsern Reden im geselligen Umgange

gemeinschaftlich uns jetzt erinnern, damit diese Erinnerung uns theils im Glauben an sie befestige, theils zur Anwendung derselben ermuntere. Es sind nur zwei Hauptgrundsätze, denen wir immerdar folgen müssen, wenn wir das Lob verdienen und den Tadel vermeiden wollen, welche wir heute aus dem Munde der Weisheit alter Zeit vernehmen: Nicht darin bestehet die Wahrhaftigkeit, daß man Alles sagt, was man denkt und weiß; darin aber bestehet die Wahrhaftigkeit, daß man Nichts saget, was man nicht auch wirklich denkt und weiß. Lasset uns beide gebührend erwägen.

Ein unläugbares und dabei höchst bedeutendes und folgenreiches Mißverständniß ist es, wenn man sich überredet oder überreden läßt, zur Wahrhaftigkeit in der jedesmaligen Rede gehöre eine unbeschränkte Offenherzigkeit, und es gebühre sich überall, wovon es auch immer sich handeln mag, Alles zu sagen, was man darüber denkt und davon weiß. Denn dieses Mißverständniß ist es eben, wodurch so viele, indem sie als Freunde der Wahrheit zu sprechen meinen,

als lästige Schwätzer, als eitle Prahler, als gefährliche Störer sich darstellen.

Nichts weniger als seltene Erscheinungen sind Menschen, die es in der That redlich meinen, und welche jeder Unwahrheit in ihrer Rede von Herzen feind sind, welche aber eben deshalb in eine Vollständigkeit der Rede verfallen, welche nicht nur überflüssig, sondern zugleich höchst lästig ist. Wo sie aufgefordert werden, über irgend eine Angelegenheit Nachricht zu geben, Auskunft zu ertheilen, ihre Meinung vorzutragen, da ergreift sie der Gedanke, nun sey es an ihnen, Alles und Jedes zu sagen, was sie davon wissen und denken. Ist es ein Vorfall, von dem sie Mittheilung machen sollen, weil sie entweder Augenzeugen oder selbst Theilnehmer waren; so verbreiten sie sich mit ihrer Erzählung auch auf die unbedeutendsten und geringfügigsten Nebenumstände, und bemerken jede Bewegung, die sie dabei gemacht oder gesehen, jedes Wort, das sie gesprochen und gehört, mit einer Genauigkeit, welche auch nicht das Geringste bei sich behalten und verschweigen will. Ist von einem Gegenstande ihres Gewerbes, ihrer Kunst die Rede, sie setzen ihn mit einer Sorgfalt auseinander, als ob es darauf ankäme, einen Lehrling zu unterrichten, und den, welcher sie nur um ihre Meinung über irgend ein Erzeugniß ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit befragte, in den Stand zu setzen, selbst etwas Aehnliches hervorzubringen. Werden sie über eine Einrichtung in ihrem Hauswesen, in ihrer Kinderzucht, in ihrer Zeiteintheilung zu Rathe gezogen, sie ergießen sich darüber in eine Weitläuftigkeit, welche vorauszusetzen scheint, als gebreche es dem, der sie anhören soll, an aller Fassungskraft, und als bedürfe auch das Kleinste einer ganz genauen Auseinandersetzung, damit er nur ihren Sinn ganz fasse. Freunde der Wahrhaftigkeit von dieser Art können es in der That dahin bringen, daß man lieber auf genauere Kenntniß des fraglichen Gegenstandes Verzicht leistet, als daß man der Nothwen-

digkeit sich aussetzt, mit ihrer unerschöpflichen Wortfülle von ihnen sich überströmen zu lassen, und in tausend Worten zu vernehmen, was mit dem zehnten Theile eben so treu und wahr mitzutheilen gewesen wäre. Freilich würde man dergleichen Schwätzern sehr unrecht thun, wenn man in ihrem Verhalten einen absichtlichen Mißbrauch unsrer Geduld und Zeit sehen und ihnen deshalb zürnen wollte; so viel aber liegt doch am Tage, auch der Wahrheit kann man zu viel thun, und man thut es, wenn man sich für verbunden achtet und es zur Gewohnheit werden läßt, Alles zu sagen, was man von einem Gegenstande weiß und denkt, und wenn man den Ruhm der Wahrhaftigkeit hauptsächlich in der Vollständigkeit, oder richtiger zu sagen, in der möglichsten Ausführlichkeit seiner Mittheilungen suchen will. Die längsten Reden sind darum nicht allemal die wahrsten!

Neben der Belästigung aber, welche eine so mißverstandene Wahrhaftigkeit verursacht, erweckt sie auch zugleich den Verdacht der Eitelkeit und der Prahlerei gegen einen solchen unermüdlichen und unerschöpflichen Sprecher. Höret man so Manchen, mit einer weder geforderten noch nöthigen Breite über einen Gegenstand reden, über welchen sein Ausspruch verlangt ward, so kann man sich das zuweilen kaum anders erklären, als daß man von ihm denkt, er möge wohl selbst an seiner Rede Wohlgefallen haben und sich selbst gern sprechen hören; er möge die Meinung von sich haben, daß ihm die Gabe des Vortrags und der Unterhaltung in einem ganz ausgezeichneten Grade verliehen sey. Er hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn man bei dem Anhören seiner langen Auseinandersetzung und seines Eingehens auch auf das, was gar nicht unmittelbar zur Sache gehörte, die Vermuthung von ihm sich bildet, er benutze die ihm willkommene Gelegenheit, seine Kenntnisse bemerklich zu machen, und die erstaunten Zuhörer es wahrnehmen zu lassen, wie gründlich und umfassend er über eine Menge von Dingen auch außer demjenigen

unterrichtet sey, was zu seinem berufs- und amtsmäßigen Wissen gehöre. Wer nicht Maaß zu halten versteht in der Mittheilung dessen, was er über manche Dinge weiß und denkt, er mag es dabei noch so gut meinen, und dabei im guten Sinne in der That nicht an sich denken; es ist beinahe unvermeidlich, daß er in der Gestalt eines Menschen erscheine, der sich selbst gern hört und gern hören läßt; er hat sich selbst anzuklagen, wenn er für einen eitlen Prahler gilt.

Ja wie Mancher ist schon durch sein unüberlegtes, unberufnes Aussprechen Alles dessen, was er dachte und wußte, zum gefährlichen Störer der Ruhe, des Glückes und der Zufriedenheit in dem Kreise geworden, in welchem er seiner Zunge freien Lauf ließ. Wer unvorsichtig herausfährt, sticht wie ein Schwerdt, sagt der Text; und ach, wie unzähligemale hat sich dies Wort in seiner Wahrheit bestätiget! Durch witzige Bemerkungen, die sich einem solchen aufdrängten, durch spottenden Tadel, zu dem er sich gereizt fühlete, durch belustigende Erzählungen, womit er zu unterhalten hoffte, durch scherzhafte Erinnerungen an Auftritte und Verirrungen aus früherer Zeit, ach, wie oft ist nicht schon der Friede eines Hauses und einer Ehe, die Eintracht zwischen Brüdern, Schwestern und Freunden, das gute Einverständniß zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Berufsgenossen und Nachbarn auf eine traurige Weise gestört worden; und doch waren jene Bemerkungen und Spöttereien, jene Erinnerungen und Erzählungen nichts weniger als unwahr. Nur das hatte der, welcher sie von sich hören ließ, vergessen, daß man nicht immer und überall Alles sagen soll, was man weiß und denkt. Schäme dich, sagt bekanntlich schon Sirach (41, 29.), nachzusagen Alles, was du gehört hast, und zu offenbaren heimlich vertraute Rede. Wie Alles, so hat auch das Schweigen seine Zeit; auch wer vor zahlreichem Kreise und in öffentlicher Versammlung sogar sprechen soll, denke nicht nur daran, daß er

die volle Wahrheit sagen solle;' er lasse bei aller Ehrfurcht vor der Wahrheit auch die Erinnerung sich empfohlen seyn, daß nicht zu aller Zeit Alles frommt, und daß auch dem, der reden will, das Wort gesagt sey: was du thust, so bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun. Ein Vernünftiger mäßiget seine Rede, sagt an einem andern Orte (Kap. 17, 27.) der Weise, der uns heute warnet, daß wir nicht unvorsichtig herausfahren. Und wisset ihr nicht, was der Erlöser uns zuruft: Eure Rede sey Ja, was Ja ist, und Nein, was Nein ist; was drüber ist, das ist vom Uebel.

Nicht darin also bestehet das Wesen der Wahrhaftigkeit, daß man Alles sagt, was man denkt und weiß; dagegen ist es völlig unmöglich, auf den Ruhm derselben Anspruch zu machen, wenn man nicht unverbrüchlich fest an dem zweiten Grundsatze hält: Alles, was man sagt, soll man auch denken und wissen; wer auf den Namen eines redlichen Mannes ein Recht haben will, darf es sich durchaus nicht gestatten, gegen seine Einsicht und Ueberzeugung zu reden, er darf in keinem Falle wider besser Wissen und Gewissen sprechen. Wer sich nicht scheuet zu sagen, was er doch nicht denkt und nicht weiß, der zeigt sich entweder als niedrigen Schmeichler, oder als eigennützigen Betrüger, oder als verächtlichen Heuchler.

Viele Verletzungen der Wahrheit haben allerdings nichts anderes zum Grunde, als die Schmeichelei. Auf keine Weise zwar etwas in sich selbst Verwerfliches ist es, wenn wir denen, mit welchen wir in Verbindung stehen, die gute Meinung zu erkennen geben, die wir von ihnen hegen, und das Wohlgefallen, das wir an ihrer Gestalt, an ihrem Betragen, an ihren Talenten, Kenntnissen und Leistungen finden; wir sind noch gar nicht Schmeichler, wenn wir dies Alles in der Absicht sagen, um ihnen dadurch etwas Angenehmes zu erweisen, und hnen dadurch zur Zufriedenheit mit sich selbst und mit ihrem

Verhältnisse zu uns Veranlassung und Recht zu geben. Denn warum sollten wir unserm Nächsten nicht auch zur Freude an sich selbst behülflich seyn, sobald es nicht auf Kosten der Wahrheit geschieht? Eben so wenig werden wir zu Schmeichlern und zu Sündern an der Wahrheit, wenn wir im täglichen Umgange mit andern die Versicherungen unserer Ergebenheit, unsres Gehorsams, wohl gar unserer Unterthänigkeit wiederholen, welche die allgemeine Sitte nun einmal in die Sprache des geselligen Lebens eingeführt hat. Niemand setzet voraus, daß dergleichen Versicherungen ihrem eigentlichen Wortsinne nach ausgesprochen seyen, und Niemand bildet sich ein, daß ihm damit wirklich zugesagt werde, was freilich zunächst damit ausgedrückt wird. Das aber ist Schmeichelei, wenn wir einen Andern versichern, Eigenschaften, Reize, Vorzüge, Tugenden an ihm wahrgenommen zu haben, an die wir im Herzen doch gar nicht glauben; wenn wir ihn versichern eine Freundschaft, eine Bewunderung, eine Verehrung gegen ihn zu empfinden, von der sich in der That in uns gar keine Regung zeigt. Allerdings hat man nicht selten behauptet, es gebe eine Art von unschuldiger Schmeichelei; es könne ja doch unmöglich etwas Verwerfliches seyn, wenn man durch eine wohlgemeinte Abweichung von der strengen Wahrheit einem menschlichen Herzen eine unverhoffte Freude und eine wohlthuende Ueberraschung bereite, ohne daß damit irgend Jemanden ein Nachtheil zugezogen würde; man rechne es ja auch dem Künstler nicht als Sünde an, wenn er einem Angesichte, einer Gestalt, die er im Bilde darstellen solle, einen und den andern kleinen Reiz verleihe, den sie in der Wirklichkeit als Geschenk der Natur nicht besitzen. Allein nur in den seltensten Fällen möchte wohl die Abweichung von der Wahrheit nur das uneigennützige Bestreben nach fremder Freude zum Grunde haben. Und doch, hätte sie es auch, sie ist dennoch nicht zu rechtfertigen, und sie kann dem Schicksale nicht entgehen, das ihr unser Text weissagt: falsche Zunge bestehet nicht lange. Die Wahrheit dringt am Ende doch durch, und du wirst zuletzt we-

nig Dank, ja vielmehr harte Vorwürfe von dem davon tragen, dem du auf Kosten derselben eine Freude zu bereiten gemeint hattest, die bald in einen flüchtigen Dunst sich auflösete, und in ein desto empfindlicheres Mißvergnügen überging. Wie oft aber auch immer die Vernachlässigung der Wahrhaftigkeit von der Schmeichelei ausgehe, die gern gefällig seyn will; ach, bei weitem in viel mehreren Fällen grenzet der Widerspruch gegen das eigne Denken und Wissen und Fühlen, welches in unseren Reden sich offenbart, an den eigennützigen Betrug, oder wie wir auch wohl sagen könnten, an die betrügerische Eigennützigkeit; nur diese ist allzuoft die gefährliche Verführerin zu jener Unredlichkeit, welche für wahr ausgiebt, was sie doch gar nicht gewiß weiß, und als wahr behauptet, was sie doch im Grunde gar nicht denkt. Unzählig sind allerdings die Gelegenheiten zu Vortheil und leicht erworbenem Gewinn, wenn man sich entschließen will, Etwas zu erzählen, zu versichern, zu behaupten, für dessen Wahrheit und Gewißheit man freilich nicht Bürge seyn kann; zu versprechen, was man doch nicht zu halten in Willens ist. Da giebt es auch nicht eine Art von Geschäft und Gewerbe, keinen einzigen Gegenstand menschlichen Wünschens und Bestrebens in der sichtbaren Welt, welche dergleichen Veranlassungen nicht herbeiführte; und groß, ach sehr groß und schwer sind die Versuchungen nicht selten, durch eine dem Anscheine nach unbedeutende Abweichung von der Wahrheit höchst bedeutende Gewinne zu machen. Wie oft sind nicht schon in kriegerischen Zeiten durch kluge Verbreitung selbst erfundener Nachrichten von vorgefallenen, verlorenen oder gewonnenen Schlachten in einer einzigen Stunde Tausende gewonnen worden? Wie oft sind nicht schon durch die ausgestreuete Sage von dem erfolgten Tode hoher Staatsbeamten oder doch von ihrem Rücktritte von der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte höchst bedeutende, dem Einen vortheilhafte, dem Andern nachtheilige Schwankungen der öffentlichen Meinung herbeigeführt worden?

Alle die damit gewonnenen Tausende aber, hätten sie gewonnen werden können, wenn Andere sie nicht verloren hätten? Und der sie dem Andern abgewann, darf er sich vor dem Richterstuhle der Wahrheit und der Gerechtigkeit beklagen, wenn das unbestochene Urtheil ihn einen Betrüger nennt? Ein falscher Zeuge betrügt, sagt unser Text, und wer darf sagen, sein Ausspruch sey grundlos und hart? Darum, so rufe ich euch mit dem Apostel zu: leget die Lügen ab und redet die Wahrheit, sintemal wir unter einander Brüder sind.

Der redliche Mann sagt Nichts, was er nicht denkt und weiß und fühlt, und eben darum gebührt ihm der Name des Wahrheitsfreundes; wer anders verfährt, würdigt sich endlich bis zum verächtlichen Heuchler herab. Denn es fehlt auch nicht an solchen Fällen, wo es weder die Freude noch der Verlust des Nächsten, sondern wo es die Rettung, die Sicherstellung, die Erhöhung der eignen Ehrwürdigkeit ist, um derentwillen der Mund etwas Anderes ausspricht, als das Herz in seiner Tiefe trägt, und die Brust in ihrem verschlossenen Innern verbirgt. Von jedem andern Gewinne, und jeder andern Vermehrung des Eigenthums ganz abgesehen, hat die Ehre in sich einen eigenthümlichen Werth und Reiz. Gott selbst hat dieses Gefühl für Ehre in jede Brust gelegt; und in ihm tragen wir Alle ein untrügliches Merkmal, daß wir mehr sind und seyn sollen, als thierische Wesen, denen nichts an Ehre und Schande liegt, und denen das Höchste geworden ist, was sie begehren, wenn sie sich vollauf sättigen und ihrem Triebe folgen können. Nun aber fühlet es jeder Mensch, wahre Ehre bringe und erwerbe nur die gute, edle Gesinnung, Rechtschaffenheit, Gewissenhaftigkeit, Gottesfurcht. Der reichste Mann und der vornehmste Herr kann es sich nicht verbergen, verächtlich werde und müsse er bei allem seinem Glanze, bei aller seiner Macht doch erscheinen, sobald er sich als einen Menschen von verworfener Gesinnung und bösem, gottesver-

gessenem Herzen erblicken lasse. Aus Aller Munde höret ihr daher das Lob der Tugend und Rechtschaffenheit und die einstimmige Versicherung, daß man nur in ihr seine wahre Ehre suche. Wäre aber diese Versicherung wirklich wahr, sprächen Alle, von denen wir sie hören, in derselben ihren wahren Sinn und ihr wirkliches Gefühl aus; ach, wie ganz anders müßte es doch in der Welt stehen, wie unendlich reichere Früchte müßte der Baum guter Gesinnung tragen, wenn er in der That so tiefe Wurzeln in allen Herzen getrieben hätte. Ach, da müssen ja offenbar tausend solche Versicherungen nicht aus dem Herzen kommen, sondern nur auf der Lippe schweben; tausend Huldigungen, welche mit jeder Stunde in herrlichen und erhabenen Worten der Tugend und Frömmigkeit gebracht werden, müssen offenbar nur leere Töne seyn; tausendfältig muß das Wort des Propheten in Erfüllung gehen: Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen; aber ihr Herz ist fern von mir und vergeblich dienen sie mir; und bei weitem nicht überall mögen Stunden der Andacht auch wirklich gehalten werden, wo die gerühmten Stunden der Andacht in schöner Verzierung die reiche Ausstattung des prächtigen Zimmers vermehren helfen. Alles Lob der guten und frommen Gesinnung, das nur um des guten Scheines willen ausgesprochen wird und an welchem das Herz nicht Theil nimmt, ist Heuchelei, und machet den, der es ausspricht, und absichtlich selbst Gelegenheit sucht, es aussprechen zu können, zweifach zum Sünder.

Nicht Alles sagen, was man weiß und denkt und glaubt; dagegen aber Nichts sagen, man nicht wirklich denkt und glaubt und weiß, das, m. F., ist Wahrhaftigkeit, und von solcher gilt das Wort der Schrift: wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich, aber die falsche Zunge bestehet nicht lange.

Und so bleibt es immer und immer bei dem Worte,

das unser Herr gesagt hat: seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben. Und wer solchen Ruhm begehrt, nun der beginne jeden seiner Tage mit dem Gebete: ich weiß, mein Gott, daß du das Herz prüfest, und Aufrichtigkeit ist dir angenehm; wenn wir aber dennoch am Abende bekennen müssen, daß die Unbedachtsamkeit und die Eitelkeit, der Eigennutz und die Furcht uns verführt hat, der Wahrheit untreu zu werden, nun so lasset uns vor Gott treten, an unsre Brust schlagen, und in Demuth rufen: Väter, vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern, führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Amen.

Ist Ihre Geduld groß genug gewesen, mein hochverehrtester Freund, um Sie bis hierher lesen zu lassen; nun so entschließen Sie sich gewiß auch zur Aufopferung nur noch einiger Minuten. Ich bitte Sie nämlich, hier noch einmal auf das Urtheil des reisenden Theologen zurückzusehen. Daran zweifle ich nicht einen Augenblick, daß Ihre große homiletische Scharfsicht in Stoff und Form meiner Arbeit mehr denn einen Mangel, vorzüglich in Rücksicht auf erschöpfende Vollständigkeit, wahrgenommen haben müsse; ich selbst habe während der Abschrift deren genug entdeckt, denen ich mit leichter Mühe hätte abhelfen können, hätte ich mir nicht die geringste Veränderung streng verboten, um hier ganz so gelesen zu werden, wie ich am 17. Trin. 1829 gehört worden bin. Allein, das kann ich unmöglich fürchten, daß auch Ihnen meine Predigt als durchaus leer von allem christ-

lichen Geiste, als eine Entweihung der christlichen Kanzel und als eine wahre Versündigung an der christlichen Versammlung erscheinen sollte, vor der sie gehalten worden ist. Ich will zugeben, daß sie bis auf wenige einzelne Wendungen wirklich auch in einer jüdischen Versammlung hätte gehalten werden können; vor diesem Umstande erschrecke ich jedoch nicht im Geringsten. Denn sie theilt dann das Schicksal der ersten aller christlichen Predigten, der Bergpredigt Jesu, an der noch heute tausend christliche Gemeinden sich erbauen, ob sie gleich vor einer jüdischen Versammlung gehalten ward, und noch heute, fast ohne ein einziges Wort zu unterdrücken in einer Versammlung, wie der israelitische Tempelverein in Leipzig ist, vorgelesen werden könnte. Das Gebet, das uns Jesus lehrte, läßt es auch nur einen leisen Anklang von dem vernehmen, woran mein Ankläger das Christenthum allein erkennen zu wollen scheint? Wäre, was ich über die Wahrhaftigkeit gesagt habe, wirklich nur leere Spreu, vor welcher denen hätte ekeln müssen, die Brodt des Lebens zu empfangen gekommen waren? Wahrscheinlich hätte der Reisende in hundert andern sächsischen Kirchen an diesem Tage keine andere Nahrung gefunden; denn in allen ist über denselben Text und daher wahrscheinlich auch über einen verwandten Gegenstand gesprochen worden; es ist schwer abzusehen, wie ein Prediger in diesem Texte eine ungesuchte Veranlassung hätte finden sollen, in irgend eine der eigenthümlichen Lehren des Christenthums einzugehen, um da-

mit der Erinnerung an eine Verpflichtung auszuweichen, deren erneuete Erwägung selbst für den gläubigsten Christen keine überflüssige oder wohl gar verderbliche Beschäftigung ist. Recht gern bekenne ich übrigens, daß meine Predigt darüber zu den erschöpfenden und ergreifenden, so fern ich deren zu halten überhaupt fähig bin, auf keine Weise zu zählen ist; an dem Entschlusse, sie hier abdrucken zu lassen, hat der Glaube an irgend eine Art von Vorzüglichkeit in ihr wahrhaftig nicht den geringsten Antheil; nicht für meine Predigerkunst, sondern nur für meine Predigergesinnung sollte sie zeugen!

Was aber namentlich die mir nachgesagten kaufmännischen Fremdwörter anlangt, so muß ich gestehen, daß mir diese Anklage völlig unbegreiflich ist. Ist sie Folge einer unglücklichen Gedächtnißuntreue, nun so muß ich den Mann beklagen, dem sein Gedächtniß solche Streiche spielen und solche Verwechselungen unterschieben kann. Fast aber scheint eine solche, wenigstens in diesem Falle unmöglich! Gleichwohl kann ich mich auch nicht überwinden, den schlimmsten aller Fälle vorauszusetzen, und möchte eher zu der Hypothese meine Zuflucht nehmen, der Reisende habe meine Predigt nicht aus meinem Munde unmittelbar, sondern erst aus der zweiten Hand, vielleicht an der Wirthstafel, aus dem Munde eines kaufmännischen Zuhörers vernommen, welcher den Inhalt derselben nach seiner unvollkommenen Auffassung wiedergab, und namentlich eine Stelle derselben, wo ich ei-

nige wenige kaufmännische Vernachlässigungen der Wahrhaftigkeit berührte, in seiner kaufmännischen Sprache theils wiederholte, theils erläuterte und erweiterte. In dieser Einkleidung aber mußte es ihm freilich vorkommen, als habe ich in einer Vorhalle der Börse oder sonst auf einem Meßplatze gesprochen. Nur auf diese Weise wird es begreiflich, wie er gar nicht wirklich Gesagtes dennoch gehört zu haben versichern könne, ohne einer offenbaren Unwahrheit sich schuldig zu machen. Wäre es anders, so hätte er mich auf der Stelle durch seine That wohl nachdrücklich dafür gestraft, daß ich am gehörigen Orte, wie ich wohl gesollt und im zweiten Theile meiner Predigt recht füglich gekonnt, nicht auch der Verläumder namentlich gedacht habe.

Daß das homiletisch-liturgische Correspondenzblatt bei seinen Erörterungen und Beurtheilungen theologischer und homiletischer Erscheinungen von Grundsätzen ausgehet, welche im offensten Widerspruch mit denen stehen, die in andern theologischen Zeitschriften befolgt werden und namentlich auch in dem Journale für Prediger wenn auch nicht einzig vorherrschen, so denn doch auch nicht verläugnet (noch weniger aber als unchristlich bekämpft, ob auch zuweilen als nicht ganz wissenschaftlich haltbar von einzelnen Mitarbeitern in Zweifel gezogen) werden; wer dürfte ihm sein Recht dazu streitig machen, oder es ihm als Schuld anrechnen wollen, daß es in seinen Mittheilungen nur solche Mitarbeiter zur Sprache kommen läßt, welche sich nun einmal überzeugt haben, daß die christliche Theologie

im sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderte vollendet und für immer abgeschlossen worden sey? Das aber kann ihm unmöglich selbst erwünscht und noch weniger ehrenvoll seyn, wenn einige, oder auch nur einer von ihnen, durch seinen Eifer sich hinreißen läßt, sogar auch Erfahrungen und Thatsachen entweder zu entstellen oder wohl gar rein zu erfinden, um Männer von anderer theologischer Denkart als Gegner der guten Sache des Christenthums darzustellen, und als unwürdige Arbeiter im Weinberge des Herrn. So hat der reisende Theolog die Herren DD. v. Ammon und Bretschneider, so hat er mich gezeichnet. Jene beiden Männer können eine solche Verunglimpfung ruhig verachten, weil die Anerkenntniß ihrer theologischen und amtlichen Ehrwürdigkeit älter ist und weiter reicht, als das homiletisch-liturgische Correspondenzblatt; meinen Namen jedoch lies't vielleicht mancher Leser dieses Blattes zum erstenmale in dem Fragmente des reisenden Theologen; und bei wem dies der Fall ist, muß der nicht nothwendig es bejammernswerth und unbegreiflich finden, daß man einen solchen Unchristen und Schwätzer auf der Kanzel einer Stadt duldet, die wegen der in ihr wohnenden Bildung so allgemein gerühmt, der Sammelplatz so vieler Fremden, und noch überdies der Sitz einer blühenden Universität ist? Wenn ich jedoch überlege, daß ich, um mit dem Apostel zu reden, ein Schauspiel geworden bin vor aller Welt, in Gesellschaft solcher Ehrenmänner, wie die zu gleicher Zeit mit mir Behorchten und

vor

vor demselben Richterstuhle Verurtheilten; so habe ich im Grunde nicht Ursache, über erfahrne Schande mich zu betrüben; im Gegentheil, es kann mich nur ehren und erfreuen, wenn auch hier das alte Wort angewendet werden sollte: noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se. Und das vielfach erfahrne Wohlwollen dieser beiden Verdammten giebt mir in der That einiges Recht zu dem Glauben, sie werden vor dem strengen Gerichte des reisenden Theologen und seiner Einverstandenen nicht sagen, sie hätten mich nie erkannt und ich sey ein ihnen fremder Uebelthäter, den man nicht mit ihnen zugleich hätte hinausführen sollen vor das Lager, um an ihnen in Gesellschaft mit ihm die nun einmal ihnen zugesprochene Züchtigung zu vollziehen, weil das eine offenbar ungerechte Verschärfung der Strafe sey.

Sie haben übrigens von Glück zu sagen, Theuerster, daß der reisende Theolog seinen Weg nicht über Jena genommen und auch Sie gehört hat. Vertrauen zu Ihnen hätte er nicht mitbringen können, da Sie in Ihrer Epitome theologiae christianae und sogar für den Laien verständlich in Ihren Briefen über Religion und christlichen Offenbarungsglauben unzweideutige Anzeichen Ihres Wandels in den Irrthümern der Theologie des achtzehnten ja sogar des neunzehnten Jahrhunderts an sich haben erblicken lassen. Und wahrscheinlich hätten Sie doch im Herbste 1829 noch eben so gepredigt, als im Frühlinge desselben Jahres. Aus diesem aber finden sich in Ihrer neuesten Sammlung drei

Predigten: Wie der Erlöser durch seinen Tod der Sünde die Macht genommen habe; der Mensch ist Bürger zweier Welten; der doppelte Sieg, an den uns das Himmelfahrtsfest und die neubelebte Natur erinnern. Bei der Fertigkeit in der Kunst des Hinein- und Heraushörens, von welcher unser Reisender in Gotha, Dresden und Leipzig so ausgezeichnete Proben gegeben hat, müßte es ihm nicht schwer geworden seyn, auch bei diesen Ihren Vorträgen etwas Pelagianismus, Socinianismus, ja selbst Naturalismus hinein- oder herauszuhören. Sollte er aber gar im gegenwärtigen Jahre erst vielleicht über Weimar in Jena einsprechen; so können Sie auf keine Weise seinem Mißfallen entgehen. Denn Sie haben sich ja im vorigen Jahre beigehen lassen, in Sachen des Halleschen Rationalismus auch eine Stimme, nicht zu dessen Nachtheile, abzugeben; predigen Sie, was Sie wollen, er wird doch zu seiner Zeit aus seinem Tagebuche berichten können, er habe das Beste in Ihre Predigt erst hineinhören müssen, um etwas Gutes heraushören zu können.

Leider muß ich bekennen, daß meine an einem Beispiele versuchte Erläuterung der von mir aufgestellten Regeln für die Kunst Predigten zu hören und zu erzählen, beinahe zu einer Widerlegung der Behauptung Seneca's von der brevitas itineris per exempla angeschwollen ist; ich hoffe jedoch, Sie werden mir diesen Uebelstand schon nachsehen, wenn nur das

efficax darüber nicht hat verloren gehen müssen. Die eigenthümliche Beschaffenheit und Merkwürdigkeit des Beispiels, wenigstens für mich, hat mich unmerklich und unwillkührlich zu dieser Weitläuftigkeit verführt. Je mehr aber ich in der Erläuterung mich übernommen, desto dringender ist meine Bitte, daß Sie der Entwickelung sich annehmen und die vorangestellte Grundlage meiner homiletischen Akustik Ihrer strengen wissenschaftlichen Prüfung unterwerfen. Wollten Sie das Ergebniß davon in dem Journale für Prediger selbst niederlegen, so würden Sie sich damit ein ungemein dankenswerthes Verdienst um die Leser desselben erwerben, welchen doch ohne Ausnahme viel daran gelegen seyn muß, eine brauchbare Anleitung zu einer allen ihren Gemeindegliedern so sehr zu wünschenden und dennoch so vielen unter ihnen noch ganz und gar abgehenden Kunst aus der Hand eines Meisters zu empfangen. Ja mancher von ihnen macht auch wohl einmal eine kleine Reise, und hört auf seinem Wege fremde Prediger; und so könnte die heilsame Wirkung Ihres Unterrichtes selbst bis in die Bruchstücke aus den Tagebüchern künftiger reisender Theologen sich erstrecken.

Nur noch eine Frage erlauben Sie mir, mein theuerster Freund, in Beziehung auf das Epiphonem, mit welchem der reisende Theolog seinen Bericht endet, und in welchem er das Stärkste ausspricht, was über die Verwerflichkeit und Unchristlichkeit meiner Predigt seinen Gedanken nach gesagt werden konnte. Er

spricht: „so weit ist es also in unserer protestantischen Kirche gekommen, daß ein Rabbiner christlich predigt, und ein Christ jüdisch.“

Ich möchte nämlich von Ihnen gern darüber belehrt seyn, ob ich mich irre, wenn ich in diesem Ausrufe theils eine große Unrichtigkeit, theils eine eben so große Ungerechtigkeit zu finden meine. Mir kommt es vor, als sey es eine gar seltsame Klage über das Schicksal der protestantischen Kirche, daß ein Rabbiner in ihr christlich predige! Ist denn das ein Unglück? Sollte der Theolog nicht vielmehr mit Freuden und mit Bewunderung ausgerufen haben: sehet da, unwiderstehlich ist die Kraft des Christenthums in der protestantischen Kirche; selbst die Juden, welche unter ihrem Schutze einen Gottesdienst nach ihrer Weise einrichten wollen, werden unwillkührlich von ihr ergriffen, und predigen ohne es zu wollen und zu wissen im Geiste des Evangeliums. — Auch glaube ich wirklich, daß der Reisende im Vortrage des jüdischen Predigers christliche Anklänge vernommen haben möge! Ist denn nicht das Christenthum in einem großen Theile seiner Lehren die allgemeine Religion aller vernünftig denkenden und rechtschaffenen Menschen, und eben darum in diesen mit dem Judaismus übereinstimmend, ja wohl gar aus ihm hervorgegangen? Und eben so gern will ich glauben, daß er bei jenem Gottesdienste namentlich protestantisch sich berührt gefühlt haben möge. Denn der Protestantismus ist ja nicht etwa eine gewisse abgeschlossene Summe

von Lehrsätzen; sondern es ist eine Denkweise, welche in allen Religionslehren und Disciplinen statt finden kann und soll. Der Protestantismus ist der unversöhnliche Widersacher aller Willkühr und Autorität in Sachen des Wissens und des Glaubens, wo einzig und allein Gründe entscheiden können und der Ausspruch der Wahrheit. Der Protestantismus herrscht schon in den Psalmen und in den Propheten; Jesus selbst tritt als der größte Protestant in seiner Bergpredigt auf; und ereifert sich schon da als solcher, unter andern auch gegen die wortreiche Geschwätzigkeit. Wer daher noch heute gegen diese in ihrer Unzweckmäßigkeit und Eitelkeit und Gefährlichkeit sich erklärt, und ihre nahe Verwandschaft mit Schmeichelei, Betrug und Heuchelei nachweiset, hat gewiß auch protestantisch gepredigt. In diesem Sinne ist der von dem Reisenden mit Beifall gehörte jüdische Prediger auch sogar ein Protestant; als solcher spricht er beim Gottesdienste von seiner Kanzel gegen Talmudismus und Rabbinismus; als solcher erscheint er in seinen gedruckten Predigten vor dem ganzen Publicum, und führt namentlich in der Vorrede eine sehr würdige protestantische Sprache gegen die dem jüdischen Protestantismus des Tempelvereins protestantischer (oder richtiger unprotestantischer) Seits entgegengestellten Hindernisse der freien Bewegung. Darin aber geschieht ihm vom Reisenden sicher unrecht, daß dergleichen protestantisch-christliche Aeußerungen ihm unbewußt in seinen Vortrag sich gemischt hätten. Ich kann versichern, der Reisende würde nach kurzem

Umgange sich überzeugen, daß jener Prediger recht genau weiß, was er will und spricht, und daß er seine klaren Gedanken vielleicht bestimmter noch auszudrücken versteht, als es dem Theologen selbst in seinem Reiseberichte gelungen ist; was er nicht für wahrhaft mosaischen Glauben hält, wird er weder mit noch ohne Wissen unter der Firma desselben je vortragen. Hätte der Reisende aber doch dergleichen von ihm vernommen, so wäre dies höchst wahrscheinlich nur vermittelst seiner Kunst des Hinein- und Heraushörens erfolgt, mit welcher sich allerdings Etwas anfangen läßt. Mit dieser Hindeutung auf ein unbewußtes und unwillkührliches Hinüberschreiten in das Gebiet des Christenthums hat der Reisende jenem Prediger doppelt wieder entzogen, was er ihm vorher durch den Ruhm der logischen und rhetorischen Tüchtigkeit seines Vortrags gegeben hatte. Noch größeres Unrecht aber thut er ihm in dem Augenblicke, wo er, um ihn recht hoch zu stellen, mich ihm gegenüberstellt als einen christlichen Prediger des Judenthums. — Nach seiner Versicherung habe ich die alltäglichsten Klugheitslehren vorgetragen, und eben darin mich als einen jüdischen Prediger bewiesen. Eine Summe alltäglicher Klugheitslehren wäre also das Judenthum; und zum Verkündiger einer solchen sollte ein Mann von dem Geiste jenes Predigers sich gebrauchen lassen? Nur unbewußt und unwillkührlich sollte etwas Edleres ihm bisweilen gleichsam entwischen? Dem Reisenden freilich mag Etwas dieser Art begeg-

net seyn; indem er mich zum jüdischen Prediger machen wollte, sagte er unbewußt oder doch wenigstens unbedacht dem Judenthume Etwas nach, was es fürwahr seinem wahren Wesen nach nicht ist, und als was es wenigstens in dem Tempelvereine nicht erscheint, in welchem er den Sprecher desselben vernahm. Alltägliche Klugheitslehren werden selbst in den gewöhnlichsten Synagogen des alten Schlages nicht vorgetragen, und es wäre mithin die Pflicht des Reisenden gewesen, einen andern Namen für mich zu erfinden, als den eines jüdischen Predigers, wenn er mich nun einmal beschimpfen wollte; er hat sich an mehreren sehr hochachtungswerthen jüdischen Predigern schwer versündigt, indem er jüdisch predigen und pflichtwidrig predigen zu gleichbedeutenden Redensarten machte. *)

---

*) Mein Sendschreiben war schon abgeschlossen und zum Abdruck bereit, als die vom Herrn Pfarrer Brandt mir versprochene nähere Auskunft in einem zweiten freundlichen Schreiben am 11. März bei mir einging. Sie überraschte mich einigermaßen durch die Angabe des in manchem Betrachte fast bedenklichen Umstandes, daß der reisende Theolog und der Einsender des Fragments aus seinem Tagebuche in das Correspondenzblatt zwei verschiedene Personen sind; jener dem Herrn Herausgeber dem Namen und der Person nach ganz und gar nicht, dieser aber als ein wahrheitsliebender, achtungswürdiger Geistlicher ihm wohl bekannt. Die Bolzen sind also von einem Andern gedreht, von einem Andern verschossen; ein Kunstverein, in welchen Christenthum hineinzusehen, um es heraussehen zu können, vielleicht noch schwerer seyn dürfte, als das Hineinhören des Christenthums in die Predigten der Herren DD. v. Ammon und Bretschneider, und in meine arme Meßpredigt von der Wahrhaftigkeit. Aus der Ant-

Ließen Sie also meine Bitte statt finden, so hätte nicht ich allein durch mein Schreiben an Sie gewonnen,

---

wort des Einsenders theilt der Herausgeber mir Folgendes mit: „In Folge der Antwort, die ich von dem reisenden Theologen, aus dessen Reiseberichte das entlehnte Bruchstück genommen ist, erhalten habe, gebe ich folgende Aufschlüsse: Derselbe glaubt sich in der Angabe nicht zu irren, jene Predigt sey den 11. October 1829 in der Thomaskirche zu Leipzig, wie das Leipz. Anzeigeblatt vom vorherhergehenden Tage ihm meldete, über eine Stelle aus den Sprüchen Salomo's gehalten worden. Der erste Theil habe namentlich so gelautet: sage nicht Alles, was du denkst, weißt, glaubst; denn sonst wirst du entweder ein lästiger Schwätzer, oder ein eitler Prahler, oder ein gefährlicher Störer rc. Er verbürgt sich genau für die Wahrheit des weiter von ihm Gemeldeten. Zudem hat er einen Gewährsmann an seinem Reisegefährten, der gleichfalls Theolog ist, die Predigt mitanhörte, und sie in seinem Berichte ungefähr auf dieselbe Weise charakterisirte. Der Letztere hat mir bereits seinen Bericht mit der Aufforderung zugestellt, die betreffende Stelle zum Einrücken in das Correspondenzblatt an den Herrn Pf. Brandt zu schicken, falls Herr Dr. G. sich nicht beruhigen wollte, in dessen Person die Reisenden sich um so weniger geirrt zu haben glauben, da der zweite Reisende ihn später noch einmal predigen hörte."

Die letzte Versicherung bezieht sich auf die Aeußerung von mir in meinem Befragebriefe, ich müsse beinahe glauben, daß der Reisende einen ganz andern Prediger als mich gehört haben möge, weil ich namentlich in der Fremdwörtermengerei mich durchaus nicht wieder erkannte, wenn ich gleich unter meinen sämmtlichen Amtsgenossen auch nicht Einen zu nennen wüßte, dem eine solche unverständige Seltsamkeit nur von ferne ähnlich sähe. So viel geht übrigens aus dem hier mitgetheilten Aufschlusse hervor, daß meine Predigt von dem Urheber des Fragments den Worten nach treu und unverfälscht wiedergegeben worden ist, und daß ich mit Recht den Zweiflern widersprochen habe, welche aus der Unvollständigkeit und Ungenauig-

indem es mir die längst erwünschte Gelegenheit darbot, meine unveränderte, treue Anhänglichkeit an Sie, und meine ungeheuchelte Verehrung Ihrer anerkannten Verdienste öffenlich auszusprechen; es wäre zugleich auch die Veranlassung zu einem neuen Geschenk von Ihnen an den Predigerstand geworden, das er nicht ohne den aufrichtigsten Dank in Empfang nehmen würde.

---

keit der im Bruchstücke befindlichen Angabe schließen wollten, der Referent habe mich gar nicht wirklich gehört. Dadurch aber werden die Mängel jener Angabe noch immer nicht und noch weniger das daran geknüpfte Urtheil gerechtfertiget, auch habe ich in dem ganzen Aufschlusse keinen Grund gefunden, irgend eine in meinem Schreiben ausgesprochene Behauptung zurückzunehmen! Allerdings wäre ich sehr begierig zu wissen, ob die zweite in Gegenwart des zweiten Reisenden von mir gehaltene Predigt ihm eben so unchristlich und buntscheckig erschienen wäre. Erst am 25. October bin ich wieder aufgetreten, und daraus läßt sich abnehmen, daß es dem Reisenden entweder in Leipzig sehr gefallen habe, oder daß ihm recht viel daran gelegen gewesen seyn müsse, gerade mich zu hören, wenn er etwa während der indeß verflossenen vierzehn Tage Dresden besucht, dort sich auch nicht erbaut, und auf dem Rückwege noch einmal im Vorbeigehen mich mitgenommen hätte. — — Uebrigens ermangele ich nicht, dem Herrn Herausgeber des homiletisch-liturgischen Correspondenzblattes hiermit öffentlich meinen schuldigen Dank für die gefällige Bereitwilligkeit zu sagen, mit welcher Er sich bemühet hat, die gebetene Nachweisung mir zu verschaffen. Daß ich übrigens nicht unbescheiden genug gewesen bin, den Namen des dienstfertigen Einsenders von Ihm ausforschen zu wollen, glaube ich kaum erst versichern zu dürfen, und wird Er selbst nöthigenfalls mir gern bezeugen.

Gott lege ferner seinen Segen auf Ihr unermüdetes, fruchtbares und frommes Wirken für sein Reich; er lasse viele Ihrer Schüler an Geist und Herz Ihnen ähnlich werden, und erhalte Ihnen noch lange Jahre den ungestörten Genuß Ihres schönen, häuslichen Glückes. Um die Fortsetzung Ihrer bisherigen Theilnahme und Freundschaft bitte ich nicht erst, ich glaube deren so gewiß seyn zu dürfen, als ich zuversichtlich der Fortdauer der meinigen bis dahin Sie versichern darf, wo wir es erkennen werden, gleich wie wir erkannt sind.

Geschrieben zu Leipzig im Februar 1831.

Goldhorn.

II.

Miszellen.

1.

Protestantische Dogmatik in Frankreich. *)

Rede zur Eröffnung dogmatischer Vorlesungen bei der Universität Strasburg vom Prof. Richard, geh. im November 1830.

Meine Herren.

Ein neues akademisches Jahr geht uns heute auf! Wir alle kehren zu unseren gewohnten Arbeiten zurück, und begrüßen mit Entzücken die Morgenröthe der Freiheit, welche in kurzer Frist Ströme von Licht

*) Indem wir hier ein Seitenstück zu der im vorigen Hefte mitgetheilten Rede des Herrn Prof. Fleck in Leipzig bei der Eröffnung seiner dogmatischen Vorlesungen im Herbst 1830 vorlegen, glauben wir den Lesern des Prediger-Journals eine nicht unwillkommene Gelegenheit zu anziehenden Vergleichungen zwischen deutscher und französischer Theologie zu geben. Im Original lautet der Titel: discours prononcé à l'ouverture du cours de théologie dogmatique, le 9 Novembre 1830, par M.

über die wichtigsten Fragen des forschenden Verstandes ausgießen wird. In wenigen Tagen sahen wir in Erfüllung gehen, was die Geschlechter, die auf der Bahn der Civilisation uns vorangingen, mit ihren sehnsuchtsvollen Wünschen vergeblich herbeigerufen hatten. Ein Volk,

---

Richard Professeur à la faculté de théologie protestante de Strasbourg. — So sehr beide Redner mit einander zusammentreffen und sich berühren, so sehr entfernen sie sich doch auch von einander, und stellen in ihrer Eigenthümlichkeit den Charakter des Volkes dar, dem sie angehören. Allerdings kündigt diese auch in der Sprachdarstellung sich an, da jedoch der Stoff bei unserer Mittheilung das Wichtigste ist, so halten wir es doch für rathsamer, die Rede in einer Uebersetzung zu geben, in welcher aber so wenig als möglich von der Periodirung des Originals abgewichen worden ist. — Eben, indem wir diese Anmerkung niederschreiben, kömmt uns ein geistvoller Aufsatz von Schneller in Freiburg im Breisgau: Charakter der Welttheile zu Gesicht in den Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst herausg. von Pölitz 1831. Mai; in welchem eine Charakteristik der europäischen Völker sich befindet, deren Mittheilung, wie wir glauben, unsern Lesern nicht unangenehm seyn dürfte, da sie nicht ohne allen Bezug auf die Verschiedenheit der beiden von uns vernommenen dogmatischen Sprecher ist. — „Europa, im Uebeln charakterisirt, könnte so heißen: Frankreich das Modenland; England das Land der Launen; Spanien das Ahnenland; Italien das Prachtland; Deutschland das Titelland; Polen das Herrenland; Rußland das Sklavenland; Türkei das Despotenland. Europa im Guten charakterisirt könnte so heißen: Frankreich und Lebensge-

gereift in der Schule der Vergangenheit, stark durch sein Selbstgefühl und dadurch wohl vorbereitet auf die hassenswürdige Befehdung seiner theuersten Interessen, hat die Ketten des Despotismus gebrochen, einen auf Heuchelei und Aberglauben gestützten Thron zu Boden geworfen, und jenen trügerischen Vertrag vernichtet, dessen letzter Zweck kein andrer war, als die Wiederherstellung des Mittelalters mit seinen Schrecken, seiner Unwissenheit und seiner rohen Gewalt. Dies, meine Herren, ist die bewundernswürdige Gewalt des Gedankens, dem in seiner oft zwar langsamen, immer aber fortschreitenden, oft zurückgedrängten, immer aber

nuß; England und Tiefsinn; Spanien und Selbstgefühl; Italien und Geschmack; Deutschland und Gelehrsamkeit; Polen und Freiheitssinn; Rußland und Manneswille; Türkei und Unerschrockenheit. Rußland und Türkei vereinen Europa mit Asien und dem Morgenlande. Rußland ist noch nicht ganz ausgebildet; Polen nur halb hergestellt; Griechenland arbeitet an einem zweiten Werke. Dies entscheidet über ihren Charakter; denn ihnen bricht die Morgendämmerung an von Constitution und Reform; schon ist der Russe stark, der Pole kühn, der Grieche frei. Der Schweizer ist in Europa allein Republikaner; Gott Lob! mag man sagen, aber auch Gott helf!“ Daß der hier aufgestellte Charakterzug: Deutschland und Gelehrsamkeit — durch die Rede des Herrn Prof. Fleck bestätiget werde, haben die Leser gewiß selbst erkannt. Der französische Charakter ist nicht von der intellectuellen Seite aufgefaßt; mithin kann die Rede des Hrn. Prof. Richard nicht an den Maaßstab dieser Charakteristik gehalten werden.

wirksamen Kraft nichts zu widerstehen vermag. In Zukunft werden nicht mehr die Massen mit ihrer Menge und Schwere über das Geschick der Menschheit entscheiden; eben so wenig werden aber auch fernerhin die trügerischen Ränke einer unsittlichen Herrschermacht, und die angeerbten Lehrsätze einer mitten in der allgemeinen Bewegung unbeweglich beharrenden Kaste unser Geschlecht in seinem geraden Vordringen zu einem Zustande der Dinge aufhalten können, wo alle seine Rechte Anerkennung, alle seine Anlagen Berücksichtigung, alle seine gesetzmäßigen Ansprüche Befriedigung finden werden. Die Oberherrschaft der Idee in der bürgerlichen Welt ist feierlich erklärt. Was in Zukunft auf Dauer rechnen will, in unsern bürgerlichen wie in unsern kirchlichen Einrichtungen, im Leben wie in der Wissenschaft, das muß Wahrheit seyn; nichts aber ist wahr, als das, was von der Vernunft beglaubigt ist; sie selbst aber ist das Unterpfand unserer Verwandtschaft mit dem Schöpfer.

Unter allen Ideen, welche die menschliche Vernunft in sich trägt und allmählich entwickelt, nehmen die religiösen den ersten Platz ein. Sie sind für die sittliche Thätigkeit unsers Geistes, was die Nahrungsmittel für die Erhaltung unsers Körpers sind; und so ketten sie sich mit ihrer geheimnißvollen Kraft an alle unsere Wünsche, an alle unsere Gedanken, an alle unsere Bestrebungen. Sie bilden in der Geschichte der Nationen den mächtigsten Hebel bei jenen großen Umwälzungen, durch welche das Ganze eine völlig veränderte Gestalt empfängt, die

Grundpfeiler der bürgerlichen Verfassung verrückt, und die Scheidepuncte im Ablaufe der Jahrhunderte bestimmt werden. Seit dem Eintritte des Christenthums in die Welt bis zu unsern Tagen ist in dem Leben keines Volkes und keines Individuums irgend etwas Entscheidendes eingetreten, worauf die religiösen Ueberzeugungen nicht einen unläugbaren, ob auch bald mehr bald weniger bemerklichen Einfluß geäußert hätten. Jetzt besteigt ein Fürst den Thron durch das öffentliche Bekenntniß zu dem Glauben seiner Unterthanen, und dadurch gewinnt die ganze Staatseinrichtung eine andere Gestalt; jetzt entsagt ein Staatsoberhaupt dem christlichen Glauben, stellt ihn auf eine Linie mit dem Heidenthume, giebt diesem seine verlohrnen Vorrechte wieder, und verdammt die Prediger des Christenthums zu einer förmlichen Erniedrigung. Hier giebt der dogmatische Feuereifer das Zeichen zu blutigen Kriegen, zu verderblichen Auswanderungen, zu spitzfindigen Controversen; dort verursachen einige Funken von Freiheit, in die gährenden Geister geworfen, einen allgemeinen Ausbruch, zerreißen gewaltsam alle politische Verhältnisse von Europa, und entziehen weite Lande auf immer der Herrschaft Roms über die Geister. Immer und überall sehen wir den Kampf zwischen zwei entgegengesetzten Principien in der Religion sich erneuern; und nie endiget er sich, ohne daß das siegreiche Princip seinen Einfluß auf sämmtliche Angelegenheiten der mitlebenden Menschheit verbreitete. So haben wir auf dem bewegungsreichen Ge-

mälde der neuern Geschichte den Sieg der Reformation gehemmt gesehen durch den der Jesuiten; die Gallikanische Kirche, unterjocht vom Ultramontanismus; den Mysticismus angegriffen und zurückgedrängt durch den Rationalismus; das Ansehen des Priesterthums zerstört und ersetzt durch die Macht des Gewissens. Die Gesetzgebung, die Sitten, die Erziehung, der Unterricht, die häuslichen Verhältnisse, befanden sich ohne Unterlaß unter dem magischen Einflusse der herrschenden religiösen Ideen.

Wendet man uns ein, die Berufung auf seine religiösen Ueberzeugungen sey nicht selten nur ein Vorwand, um für Absichten von ganz anderer Art dadurch Eingang zu gewinnen; so mögen wir einer so begründeten Behauptung nicht widersprechen; ja wir wollen sogar nicht in Abrede stellen, daß die religiösen Ansichten bisweilen durch den Einfluß irdischer Kräfte bedeutende Veränderungen erfahren haben. In der sittlichen wie in der physischen Welt üben Erscheinungen, welche mit einander in Berührung gerathen, fortwährend eine anziehende und abstoßende Gewalt auf einander; das gegenseitige Verhältniß von Ursache und Wirkung tritt zwischen ihnen ein. Ist es jedoch unwidersprechlich, daß die religiösen Ideen bei allen großen Thatsachen der Geschichte zum Vorschein kommen, daß man sie selbst bei solchen Kämpfen, welche ihnen ganz fremd zu seyn scheinen, zu Hülfe gerufen hat; sollen wir daraus nicht mit allem Rechte den Schluß ziehen dürfen, sie seyen doch die mächtigste Feder im

ganzen

ganzen sittlichen Mechanismus des menschlichen Daseyns, es liege in ihrem Wesen, Alles zu beherrschen, und selbst im Gebäude der Civilisation den Schlußstein zu bilden?

Einen tiefen Gedanken, reich an den wohlthätigsten Wirkungen, hat das wiedergeborne Frankreich ausgesprochen: unbeschränkte Freiheit der Gewissen, Gleichheit aller Gottesdienste vor dem Gesetze! Dieser politische Grundsatz ist der Ausdruck der tiefsten Verehrung, welche ein Volk nur irgend gegen die religiösen Ideen überhaupt hegen kann. Ihr Gebiet ist die Unendlichkeit, ihr Wesen die Innerlichkeit (spiritualité), ihre nothwendige Gestalt die Freiheit, ihr Quell die ungefesselte Vernunft; ihr Ziel die Vollkommenheit. Dem Menschen stehet in Beziehung auf sie weiter nichts zu, als das Gewand zu ordnen, in welchem sie nach Maaßgabe der persönlichen Fassungskraft, der Zeit, des Ortes und des augenblicklichen Bedürfnisses erscheinen sollen. Die Religion selbst wird für die Bewegung des bürgerlichen Lebens alsdann erst zu einer Wahrheit, wenn das Priesterthum sie nicht mehr als sein Monopol betrachten, wenn die Wissenschaft, indem sie ihrer sich bemächtiget, nicht mehr des Sacrilegs angeklagt werden, und wenn die Philosophie unverholen die Frage aufstellen darf, in welcher Art von religiöser Verfassung die wirklichen Bedürfnisse des Menschen auf seinem Standpuncte zwischen zwei entgegengesetzten Welten ihre vollständigste Befriedigung finden.

Ist dies aber nicht offenbar der Geist des Protestantismus? Allerdings nicht jenes positiven Protestantismus, der, durch symbolische Bücher abgeschlossen, durch beschworne Formeln gefesselt, nur in Zänkereien über unerforschliche Geheimnisse sein Leben offenbart; jener universale Protestantismus vielmehr, welcher nichts anderes ist, als das unsichtbare Reich Gottes selbst, und von welchem Jesus sagte, es sey weder hier noch da, sondern inwendig in des Menschen eignem Innern. Nach langer Verfolgung und Entstellung ward die Freiheit des Denkens für die Religion im sechszehnten Jahrhundert wieder errungen. Zwar nur zum Theile durch die Macht der Umstände ihren Feinden abgezwungen, gewann sie doch Raum genug, um sich auszubreiten, und bei ihrem Fortschreiten Alles an sich zu ziehen, was sich auf ihrer Bahn befand. Die Erfolge, welche Luther, Zwingli und Calvin bei ihrem Unternehmen fanden, brachten in kurzer Zeit die unschätzbarsten Verbesserungen in allen Zweigen des gemeinsamen Lebens hervor. Die Erweiterungen der physikalischen Wissenschaft, die Aufklärungen der Philosophie im achtzehnten Jahrhundert, die wohlthätigen Revolutionen in Nordamerika und in Frankreich, sie sind gleicherweise nur die Früchte eben derselben Freiheit, die man nicht davon trennen kann, ohne sie zu entstellen, und noch weniger unterdrücken, ohne selbst von ihr zerschmettert zu werden.

Zu welcher Rolle aber werden wir, meine Herren, in dem gegenwärtigen Acte von dem großen Dra-

ma unserer Zeit uns entschließen? Sollen wir müßige Zuschauer der wechselnden Scenen seyn, welche vor unsern Augen sich drängen werden? Wir, die erstgebornen Söhne der Freiheit im Denken, sollen wir uns von denen, die sie erst nach uns empfangen haben, überholen lassen? Sollen wir uns begnügen, die Organe einer Parthei zu seyn, während uns Alles auffordert, Dolmetscher des göttlichen Gesetzes zu werden, welches mit verschiedengestalteten Zügen in den Urkunden des Christenthums wie in dem Gewissen des Menschen geschrieben steht? Nein, unsere Anstrengung muß in gleichem Maaße mit dem Kreise unserer Thätigkeit sich erweitern.

Der Protestantismus ist in unsern Tagen weniger eine Form des Cultus als ein religiöses Princip, hervorgegangen aus der Vernunft, welche uns den Prüfstein für jede Art von Symbol darbietet, welches bestimmt ist, zum Vereinigungspuncte für jene denkenden Wesen zu dienen, welche unsere Bedürfnisse, unsere Wünsche, unsere Hoffnungen, unsere Gefühle theilen. Die ganze Religion ist nichts, wenn sie nicht mehr den Zweck hat, unser ganzes Leben durch die rationale Idee der höchsten Vollkommenheit zu beherrschen; sie verliert allen Werth, wenn sie in Widerspruch sich versetzt gegen die Vorschriften der Sittenlehre, gegen die gesetzmäßigen Obliegenheiten des Bürgers, gegen den Willen der Natur, mit einem Worte, gegen den Gang der Civilisation.

Aus diesem Gesichtspuncte seinen Beruf zu betrachten, verpflichtet das neunzehnte Jahrhundert den protestantischen Geistlichen in Frankreich. In diesem Sinne müssen wir, meine Herrn, Theologie ich vortragen, Sie studiren; eine strenge Kritik muß bei unsern gemeinschaftlichen Bemühungen herrschen. Flüchtige Meinungen des Tages, einseitige Theorien, veraltete Formeln müssen ohne Barmherzigkeit in das Gebiet der bloßen Geschichte verwiesen werden; unablässig müssen wir bemüht seyn, durch forschendes Hinblicken auf die menschlichen Geisteskräfte, durch die Wissenschaft des Wahren (dans la science véritable) durch die Aussprüche unserer heiligen Bücher, bei deren Benutzung wir streng an die Gesetze der Exegese und der Archäologie uns halten, das zu entdecken, worin das eigentliche, allgemeine, sittliche und den Bedürfnissen aller vernünftigen Geschöpfe entsprechende Christenthum bestehet.

Zwar ist unsere Aufgabe schwer zu lösen, darum ist sie aber auch um so verdienstlicher; zwar wird sie nicht ohne Widerspruch bleiben, darum werden aber auch ihre Ergebnisse um so mehr an Sicherheit gewinnen. Das Andenken an Ihren Eintritt in die theologische Welt, meine Herren, wird in Ihnen auf immer mit den ruhmvollen Erinnerungen an den Aufgang einer neuen Zeit sich verknüpfen. Ihr Alter, Ihre Fähigkeiten, Ihr Gewissen verpflichtet Sie auf das Heiligste, dem Vaterlande nützlich zu werden,

wie Sie es vermögen. Das Vaterland bedarf des Lichtes und der Einsicht, einer geläuterten Religionslehre, und kirchlicher Anstalten zum würdigen Ausdrucke einer darauf gebauten Religiosität. Alle können wir dazu mitwirken, daß dem Streben unserer Zeit nach diesen Gütern die rechte Richtung gegeben werde, wenn bei uns mit der reinen Gesinnung die Liebe zur Wissenschaft sich vereinigt, mit dem Forschen nach dem Wahren die Verehrung des Guten, und mit der Verkündigung eines vernünftigen Christenthums, die treue Erfüllung aller unserer Pflichten. —

2.

Exegetische Bemerkung zu Jac. III, 6.

In der vorstehenden Stelle werden bekanntlich die Worte „ὁ κόσμος τῆς ἀδικίας" von den Interpreten sehr verschieden erklärt. Alle diejenigen jedoch, welche die Worte „καὶ ἡ γλῶσσα — ἀδικίας" nach allen Handschriften für echt halten, nehmen hier ein doppeltes Gleichniß an, und betrachten ὁ κόσμος τῆς ἀδικίας ebenso wie πῦρ als eine Apposition zu ἡ γλῶσσα; so auch der neueste Commentator D. Gebser. Allein die daraus hervorgegangnen Erklärungen erscheinen, sowohl in Hinsicht der Sprache als des Sinnes, hart und gezwungen, lassen sich nur durch die unerweisliche Annahme, daß Jacobus irgend einen Dichter da-

bei vor Augen gehabt habe, in etwas rechtfertigen, und verstatten noch manche Einwendungen. Denn 1. beziehen sich die vorhergehenden und nachfolgenden Worte nur auf die Vergleichung der Zunge mit einem Feuer, und die Einheit des Bildes, so wie der Zusammenhang der Sätze wird durch den Zwischensatz „ὁ κόσμ. τ. ἀδικ." gar sehr gestört, was wohl zu dem Einschiebsel οὕτως hinter ἀδικίας Veranlassung gegeben hat; — 2. scheint der Ausdruck „ὁ κόσμος τῆς ἀδικίας" nach dem Hellenistischen Sprachgebrauche des N. T. am natürlichsten für ὁ κόσμος ἄδικος zu stehen, wie Luc. 16, 8. οἰκονόμος τῆς ἀδικ. und Luc. 18, 6. κριτὴς τῆς ἀδικ. (vergl Winer's Gramm. des N. T. 2. Aufl. S. 92); — 3. wäre auch der Artikel vor κόσμος auffallend, da πῦρ ohne Artikel steht. — Durch diese Schwierigkeiten bewogen, erklärten andre Ausleger, z. B. Hottinger, die Worte „καὶ ἡ γλῶσσα — ἀδικίας" für eine Randglosse. Allein diese Annahme widerspricht nicht nur allen codd., sondern wird noch unwahrscheinlicher dadurch, daß dann hinter ἀδικίας noch ὕλη ausgefallen seyn soll.

Unterzeichneter erlaubt sich daher, eine von den bisherigen abweichende, seines Wissens noch nicht versuchte Erklärung der angeführten Worte vorzuschlagen, die sich ihm besonders durch ihre Einfachheit empfiehlt. Man nehme nämlich ὁ κόσμος als Vocativ, da sehr häufig im N. T. sowohl als bei Griechen und Hebräern der Nominativ mit dem Ar-

tikel die Stelle des Vocativs vertritt. Ganz ähnliche Vocative finden sich auch in unserm Briefe c. 4, 13 οἱ λέγοντες und c. 5, 1 οἱ πλούσιοι; und so wie in diesen beiden Stellen das ἄγε der Anrede vorhergeht, so scheint schon c. 3, 5 das ἰδού auf eine Anrede hinzudeuten. So wie ferner unser Verf. in den angeführten beiden Stellen nicht seine Leser selbst anredet, sondern von Unwillen fortgerissen, nach Art der alten Propheten, in seiner lebhaften Schreibart jene Sünder mit seinem Tadel angreift, als wären sie selbst gegenwärtig: so bezieht sich auch in unsrer Stelle die harte Anrede „ὁ κόσμος τῆς ἀδικίας" nicht geradezu auf seine Leser, sondern auf alle diejenigen, welche durch Mißbrauch ihrer Zunge Schaden anrichten. Der Ausdruck ὁ κόσμος kann hier also wie c. 1, 27 in der gewöhnlichen neutestamentlichen Bedeutung von Nichtchristen verstanden werden, entgegengesetzt den ἀδελφοῖς, wie Jacobus seine Leser anredet. Das Wort ἀδικία wird im N. T. häufig der ἀλήθεια entgegengesetzt z. B. Joh. 7, 18. 1 Cor. 13, 6. und die Septuaginta übersetzt Deut. 19, 18 das hebräische שֶׁקֶר durch ἄδικα; man könnte demnach ὁ κόσμος τῆς ἀδικίας = ὁ κόσμος ἄδικος übersetzen: „du lügenhafte Welt." Da aber dem Zusammenhange nach nicht sowohl von dem Mißbrauche der Zunge beim Lügen, als vielmehr beim Zanken und Schimpfen die Rede ist: so behalte man die gewöhnliche Bedeutung von ἀδικία „Ungerechtigkeit, Gottlosigkeit"

auch hier bei, und übersetze: „du ungerechte Welt, ihr gottlosen Menschen.“ Stößt man nun das kritisch-verdächtige οὕτως aus dem Texte, so erscheint der Sinn und Zusammenhang unsrer Stelle leicht und klar, und die Auctorität der codd. bleibt unverletzt.

Wilh. E. Müller.

III.

Recensionen.

1.

Novum Testamentum Graece perpetua annotatione illustratum, Editionis Koppianae Vol. VII. Complectens epistolas Pauli ad Timotheum, Titum et Philemonem. Continuavit Joannes Henricus Heinrichs, Theologiae Doctor et dioeceseos Burgdorfiensis Superintendens. Editio altera auctior et emendatior. Gottingae, Dieterich 1828. 8. 266.

Eigentlich bedürfte es bei dieser neuen Auflage nur der Bemerkung, daß sie erschienen sey, um die Welt damit bekannt zu machen, wenn man die Stabilität bedenkt, zu welcher der Herr Verf. sich verurtheilte, und in welcher er, zum Vortheile des Verlegers, wie der Besitzer der ersten Ausgabe, zu gewissenhaft war, auch nur das, was er selbst nicht mehr billigte, zu ändern. „Equidem lubentissime fateor, in retractandis animoque recolendis iis, quae plus triginta annis ante (1798) ab eodem me ad enarrandas has epistolas scripta sunt, non pauca

me invenisse, quae, si primis nunc curis elaborata viris doctis susciperem offerre, aliter demonstrata vellem: neque enim fieri potest, quin per tantum temporis intervallum multa cadant, quae prius firmissimo fundamento videbantur inniti: alia honorem sibi et auctoritatem suam vindicent, quae olim damnanda nullaque animi attentione digna videbantur. Idem tamen rationibus et commodo tam bibliopolae, quam eorum, in quorum manibus est prior editio, parum consulere mihi videbar, si novo examini singula subiiciendo, mutatis et transpositis pluribus, omissis aliis, aliis insertis, omnem orationis telam quasi retexere et novum prorsus libellum adornare instituissem.“ P. XI — XII. Was soll man zu dieser Aeußerung des Commentators sagen? — Die Exegese von 1798 im Jahre 1828 wieder auftreten zu lassen und dabei von allen den neueren Forschungen in Bezug auf das Grammatische und Lexicalische der neutestamentlichen Sprache, von allen den Ergebnissen, die durch Winer und die aus seiner Schule hervorgegangenen, so wie durch die neueren Philologen zu Tage gefördert worden sind, so gar keine Kenntniß zu nehmen. Wegen des commodum bibliopolae? das wäre unverantwortlich. Wegen des commodum der Besitzer der ersten Ausgabe? Wie kann denn denen daran gelegen seyn, was sie in Händen haben, noch einmal in die Hände zu bekommen? Diese im Gegentheil konnten nur durch

eine völlige Umarbeitung gewinnen, bei welcher die neuere Exegese und namentlich auch die neuern Ansichten und Erläuterungen von den Pastoralbriefen entweder aufgenommen oder bekämpft wurden. Wegscheider — das kommt daher — wird gar nicht erwähnt, und Schleiermachers, so wie Plancks, als Gegner von diesem, wird nur mit folgender Phrase, die öfters wiederkehrt, gedacht: Probante (oder dergl.) Schleiermachero, contradicente Planckio. (S. 59.) Ja, man möchte fast zweifeln, ob H. Dr. H. den Commentar durchgängig noch einmal gelesen habe vor dem Drucke. Denn S. 34. in einer Note zu den *ἀνδραποδισταῖς* 1 Tim. 1, 10 ruft er aus: Hanc maculam (Sclavenhandel) outinam saeculo nostro abluat Wilberforcius! Wilberforce, dieses allerdings welthistorische *σκεῦος* in diesem Gebiete der Philanthropie, starb ja aber schon 1826 und seine Stelle nimmt Buxton ein. Aber noch mehr. S. 218 in der Note über die Construction des *μεγάλου θεοῦ* Tit. II, 13 mit Ἰησοῦ Χριστοῦ, sagt Herr H. Multi ad Christum duxerunt — et recentissime Perill. Matthaei. Das recentissime bedeutet nämlich 1782, wo Matthäi's Briefe an die Römer, an Titus und an Philemon erschienen, und S. 128 die scharfe Note drucken ließ, und konnte wohl 1798 gebraucht, mußte aber 1828 wohl weggelassen werden. Der H. Verf. mag es uns verzeihen, wenn wir ihm zu viel thun sollten; aber wir lesen, was wir recensiren, allemal ganz durch und mit Spannung, und darum fal-

len uns auch solche Dinge auf, die eine Nachlässigkeit zu beurkunden wenigstens sehr scheinen.

Wir könnten hiermit enden; allein für die, welche die Exegese treiben, nach dem Standpunkte, den sie jetzt einnimmt, und die sich also Erklärungsschriften über das N. T., im entgegengesetzten Geiste verfaßt, nicht anschaffen wollen, wollen wir die Bemerkung noch belegen, daß dieser Commentar mit der heutigen Grammatik, Lexicogrophie und Rhetorik des N. T. in vollem Widerspruche steht. Was die Partikeln anlangt, so lesen wir z. B. hier öfters von einer mera particula transeundi, was denen, die den Gebrauch der Partikeln begriffen haben, komisch vorkommen wird. Dergleichen soll δέ seyn 1 Tim. 1, 8., wo doch ganz offenbar die Bedeutung des Gegensatzes hervortritt, indem der Apostel von seiner Rede gegen die νομοδιδάσκαλοι einlenkt, um zu bemerken, daß er aber damit den νόμος selbst als καλός recht wohl kenne; — dergleichen καί 1 Tim. VI, 12, wo ja καί stehen muß, und nur vor ihm per brachylogiam ein relatives Wort unterdrückt und aus dem εἰς ἥν zu nehmen ist; — dergleichen γὰρ 2 Tim. II, 7, wo nach dieser kläglichen Erklärung der ganze Sinn der Stelle verwischt wird. Nicht besser berathen sind die Präpositionen, von denen ἐπί 1 Tim. 1, 18, was so ganz zu dem προαγούσας paßt, de heißen, ἐν v. 19. = κατὰ, περὶ Tit. 2, 7. = ἐν, ἐν aber Philem. v. 6, = εἰς seyn soll. Wir würden oft Gesagtes wiederholen, wenn wir dergleichen bestreiten wollten, und ver-

weisen nur auf die Lexica nach Schleusner, auf Wahl und Bretschneider, so wie auf Winers Grammatik, auf Fritzsche Commentar zu Matthäus und Marcus und andre, so wie auf einzelne Abhandlungen, die hierher gehören. Bis zum Ueberdruß wird man mit der Hendiadys gequält, die Herr H. überall fast annimmt, die er z. B. auf μύθοις καὶ γενεαλογίαις 1 Tim. 1, 4. χάρις τοῦ κυρίου ἡμῶν μετὰ πίστεως καὶ ἀγάπης v. 14. εὐσεβείᾳ καὶ σεμνότητι II, 2. πλέγμασιν ἢ χρυσῷ v. 9. ἐν ἀναστροφῇ, ἐν ἀγάπῃ IV, 12. σεαυτῷ καὶ διδασκαλίᾳ V, 16. ὄνομα θεοῦ καὶ ἡ διδασκαλία VI, 1. anwendet, so daß man außer sich kommen möchte. Unsre Leser verweisen wir, um unsre Ansichten über diese Figur kennen zu lernen, auf Fritzsche de figurae ἓν διὰ δυοῖν natura et rationibus, als 4 Excursus zu seinem Commentar zu Matthäus, von S. 853 — 58. In der Ellipse ist Herr Dr. H. auch noch stark und fest, trotz dem, was nach Hermanns Vorgange darüber geltend und auch von den neutestamentlichen Philologen angenommen worden ist. 1 Tim. 1, 7 soll zu μὴ νοοῦντες gedacht werden καὶ ὅμως (warum denn nur? als wenn nicht eben das Particip die ganze logische Verbindung mit dem Vorhergehenden enthielte), v. 6. zu ἀστοχήσαντες, was das ὧν zum Objecte hat, oder, wenn ὧν mit τινές fälschlich construirt werden soll, objectslos vortrefflich stehen kann, τοῦ σκόπου (man lese die Stelle und sehe den Sinn, der dabei herauskommt, vorzüglich wegen des ματαιολογίαν); V, 23 zu ὑδροπότει, wel-

ches Zeitwort aber nicht bedeutet einmal Wasser nehmen, sondern Wasser als regelmäßiges Getränk gebrauchen, *οὐ μόνον*; — VI, 2 zu *εὐεργεσίας*, was ja von *ἀντιλαμβανόμενοι* regiert wird, *ἕνεκα*; — v. 4. zu *μηδέν* ein *ὑγιές*, wodurch die Rede geschwächt wird; — 2 Tim. 3, 10 zu *τῇ προθέσει*, weil es Act. XI, 23 plene scriptum est, *τῆς καρδίας*; — v. 13 zu *προκόψουσιν* noch *ἑαυτούς*. Nicht weniger wundert man sich, daß 2 Tim. IV, 3 *ἔσται* = *ἐστί* seyn soll („de praesenti tempore loqui P. persuasissimum habeo"), was offenbar schon gegen allen Zusammenhang streitet; — daß S. 167 *διωγμοὶ* und *παθήματα* als synonyma und S. 76 *ἴδιοι* und *οἰκεῖοι* als fere synonyma angegeben werden, daß der compar. *πλεῖον* 2 Tim. II, 16 nimium bedeute; daß *ἵνα εἰδῇς* 1 Tim. III, 15, was ja offenbar von *γράφω* v. 14 abhangt („dieß schreibe ich dir, obschon ich schneller zu dir zu kommen hoffe, — wenn ich aber zögere, — daß du [nur, immer, voraus] wissest), imperative zu nehmen oder vor dem Worte *ὅρα* zu suppliren sey; — daß V, 4 *οἶκος* metonymice pro parte *οἴκου* stehn soll; — daß Philem. v. 6 *τῆς πίστεώς σου* abstractum pro concreto, pro *σοῦ, ὃς πιστεύεις* (man sehe nur die Stelle nach) sey; — daß bei Erklärung von 1 Tim. III, 4 gar nicht bedacht wird, daß, wenn *ἔχοντα* zu *τέκνα* gehörte, dieß den Artikel haben würde; — daß v. 2 *καλοῦ* per litoten heiße gravissimi; — daß III, 16. *ὤφθη ἀγγέλοις* constructio inversa

sey pro οἱ ἄγγελοι ὤφθησαν αὐτῷ, „quales inversiones apud graecos, maxime poetas, non sunt infrequentes, qualisque h. l. in orationis fluxu Paulo excidere potuit facillime." Nimmt man nun dazu, wie das Lexicalische vernachlässigt ist, z. B. daß 1 Tim. II, 8. βούλομαι jubeo, VI, 9. πειρασμοί peccata, 2 Tim. III, 1. γίνωσκε memor sis, v. 9. ἄνοια Possenspiel, IV, 10. ὁ νῦν αἰών = κόσμος, pravi mores, Tit. III, 10. παραιτοῦ laß ihn gehn, überlaß ihn seinem Schicksale" — heißen soll, so wird man sich nicht wundern, daß das Verständniß dieser Briefe nicht gefördert worden ist durch dieses Commentars (von 1798) neuen Abdruck, daß Manches falsch erklärt, selbst wohl das Klarste verdreht ist. Man sehe z. B. 2 Tim. I, 12. οἶδα γὰρ ᾧ πεπίστευκα, καὶ πέπεισμαι, ὅτι δυνατός ἐστι τὴν παραθήκην μου φυλάξαι etc., welche schwierigkeitsfreie Stelle, als: implicite scripta et ita evolvenda, nun so verwirret wird: οἶδα γὰρ καὶ πέπεισμαι, ὅτι (ἐκεῖνος θεός) ᾧ πεπίστευκαι τὴν παραθήκην μου, δυνατός ἐστι, φυλάξαι ταύτην τὴν παραθήκην. Man sehe 2 Tim. III, 16. wo mit πᾶσα γραφή ein dritter Grund für das μένε etc. v. 14. anfangen soll; und doch ist es blos für die γράμματα δυνάμενα u. s. f. v. 15 eine weitere Begründung; — v. 14. überdieß wird noch herausgedrechselt: „du weißt, daß ich dich aus keiner eigennützigen Absicht unterrichtet habe."

Hiermit schließen wir, mit dem Wunsche, daß Herr Dr. H. diese Bemerkungen nicht für etwas

Anderes halten möge, als sie seyn sollten. Sie sind nicht die Erklärungen eines Einzelnen gegen einen Einzelnen blos, sondern sind begründet durch den Kampf, den die neuere Exegese noch hier und da gegen die alte zu bestehen hat. Auf die Einleitungen und Excurse gehen wir nicht ein, da Hr. D. H. nicht urgirte, was nach 1798 in dieser Hinsicht geschah, und auch, da wir erst kürzlich bei Beurtheilung der Schrift von Böhl „über die Zeit der Abfassung und den Paulinischen Character der Briefe an Timotheus und Titus. Berlin 1829." in einer weit verbreiteten Zeitschrift, die wir in den Händen unsrer Leser muthmaßen, über das dahin Gehörige uns bereits erklärt haben.

J.

2.

Kaiser Julian der Abtrünnige oder die traurigen Folgen der Verunstaltung des reinen Christenthums. Von Julius Körner. Schneeberg bei Schumann 1830. 8.

Wahrheit und Dichtung aus Julians Leben hätte der geistreiche Verfasser (Diaconus in Schneeberg im sächsischen Gebirge, schon durch seine Briefe über das rationalistische Verfahren im Confirmandenunterrichte rühmlich bekannt) seine Schrift mit allem Recht nennen können und sollen, wenn er nicht den Argwohn einer Nachäffung hätte vermeiden wollen. Die dialogisirte Vorrede (der Verfasser spricht darin mit einem Neuevangelischen über sein Buch) deutet an, der

von

von einem berühmten Theologen ausgesprochene Gedanke: Julian sey der Ahnherr aller Rationalisten, habe ihm den ersten Anstoß zu seiner Arbeit gegeben. Er hat sich dabei keine geringere Aufgabe gestellt, als die, pragmatisch den Gang zu entwickeln, welchen Julians Geist in seiner Entwickelung genommen, so daß er zuletzt zum wirklichen und ernsten Vertheidiger des Reactionssystems gegen die Fortschritte des Christenthums ward. Dabei legt er denn allerdings das wirklich Factische aus Julians Leben zum Grunde, was schon an und für sich in seinen höchst seltsamen Veränderungen zum Theil an das Romanhafte grenzt, und dabei ist er den anerkanntesten Gewährsmännern älterer und neuerer Zeit gefolgt. In demjenigen aber, was diese theils nothwendig, theils ihrem Zwecke nach nicht darstellen konnten, in der Entwickelung des inneren Lebens seines Heldens, läßt sich der Verfasser durch die psychologische Wahrscheinlichkeit leiten, und was er an deren Hand gefunden hat, stellt er mit Hilfe seiner blühenden Phantasie als Geschichte auf eine ungemein anziehende Weise dar. Mit der Erzählung des Geschichtschreibers wechseln Monologen, Dialogen, Disputationen u. s. w. der auftretenden Personen, in denen übrigens der Charakter ihrer Zeit und ihrer Persönlichkeit, wie sie anderweit bekannt sind, sehr treu gezeichnet und mit fester Hand durchgeführt ist. Julians Oheim, der theologisirende oder vielmehr christologisirende Kaiser Constantius und dessen gepriesene Gemahlin Eusebia, der hochbetraute Eunuche Euse-

bius und der gewandte Bischof Eusebius von Nikomedien, Julians unglücklicher Bruder Gallus, die Neoplatoniker Maximus und Chrysanthus, und mehrere andere aus Julians Geschichte bekannte Personen (nur die einzige etwas mysteriöse Julia, welche dem Julian in Ephesus, man möchte sagen nur über den Weg läuft, ist des Verfassers eignes Geschöpf) treten redend und handelnd in einer Gestalt auf, in der man sie meist für historische Personen anerkennen muß. Nur selten verfallen die Darstellungen in Abweichungen von der factischen Wahrscheinlichkeit, in denen man den idealisirenden Dichter zu erblicken sich nicht enthalten kann. Am Schlusse des Buches hat aber auch der Verfasser als solcher erscheinen wollen; gegen alle Geschichte nämlich läßt er den Julian auf seinem letzten Kriegszuge gegen die Perser zur bessern Erkenntniß gelangen, die Vergeblichkeit nicht nur, sondern auch die Verwerflichkeit seines Verfahrens gegen das Christenthum einsehen, und mit tiefer Inbrunst das Licht und den Trost desselben in seinen letzten Kämpfen und auf seinem Sterbebette ergreifen. Seinem Plane zufolge mußte der Verfasser das, was die Geschichte von Julians meuchelmörderischem Tode durch Christenhand (so erklärt ihn noch neuerdings Herr D. Tittmann in der Einleitung zu seiner pragmatischen Darstellung der evangelischen Kirche 1530 und 1830 für das erste fürstliche Opfer der Priesterherrschaft) und von den ihm dabei in den Mund gelegten Ausbrüchen des verzweifelnden Unmuthes oder Aeußerungen unerschütter-

ter Fassung erzählt, beseitigen, damit er ihn wenige Augenblicke vor seinem Tode noch das Abendmahl halten (wobei ihm die wunderbar wieder, auch als Christin, auftretende Julia von Ephesus Gesellschaft leistet) und so in voller Christlichkeit endigen lassen könnte. Ohne dem Verfasser die Zweckmäßigkeit dieser Lösung des Knotens streitig machen zu wollen, dürfte sich doch wohl bezweifeln lassen, daß die bei dieser Gelegenheit gebrauchte Hostie und die zum Schlusse gesprochene mosaische Segensformel wirklich der Liturgie jener Zeit (Julian starb 363, und unsere Hostien kamen erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts zum Vorschein) angemessen sey, und fragen, ob er hier nicht eine sogenannte Krankenberichtung unserer Tage zu sehr nachgebildet habe, wodurch nun freilich ein Anachronismus zum Vorschein gekommen ist.

Zu den anziehendsten und gedankenreichsten Kapiteln des Buches gehört nach des Rec. Urtheil das 31. und 32., in denen der Verfasser die Rückkehr Julians zum christlichen Glauben theils durch erschütternde Auftritte und bestürzende Erfahrungen von den Folgen seines antichristlichen Verfahrens, theils durch die biblisch-philosophischen Widerlegungen seiner neoplatonischen Philosophen, dem Bischof von Arethusa, Markus, in den Mund gelegt, allmählich vorbereitet und herbeigeführt werden läßt. In der Anlage der Scenen und der Gruppirung der Personen zeigt sich hier der glückliche Dichter, in der Widerlegung des gekrönten Allegoristen und Sophisten der scharfsinnige

Philosoph und in der Darlegung und Rechtfertigung des Glaubens an das Evangelium und an dessen Urheber der rational-biblische Theolog in gleicher Vortrefflichkeit. Nur ein ganz kleines Bruchstück dieser Gespräche möge hier stehen: Julian. Hast du meine Schrift gegen die Christen gelesen? Markus. Allerdings und mich aufs Neue überzeugt, wie wenig du das Christenthum kennst, wie gewaltsam du dich gegen die Wahrheit verblendest. Julian. Hab' ich denn nicht das Christenthum ganz so dargestellt, wie es vor Augen liegt? Markus. Eben deshalb hast du es falsch dargestellt. Willst du nach dem trüben Nebeltage die Herrlichkeit der strahlenden Sonne bemessen? Julian. Was nennst du denn Christenthum; was ist dir denn die Wahrheit, welche es offenbart, und wodurch es verdient, mit der ewigen Sonne verglichen zu werden? Markus. Christenthum ist freudiges, gläubiges Bewußtseyn unserer Gemeinschaft mit Gott, oder die Lehre von unserer Gemeinschaft mit Gott, Die Wahrheit, von welcher zu zeugen Jesus kam, ist die: im Menschen wohnt ein Göttliches! Dies θειον im Menschen zum Bewußtseyn zu rufen, war das Werk, das Jesus vom Vater empfangen hatte, daß er es thun sollte. Die Gestaltung des Lebens durch diese Verkündigung mußte nun folgerichtig das Reich Gottes heißen. Julian. Was sagst du mir da; wenn das Christenthum dies wäre, so wäre es ja ein ewiges Gotteswort; dann stände sein Stifter hö-

her als gewöhnliche Menschen, ja als nur irgend der Besten und Höchsten einer je gestanden hat."

Wie übrigens Julian zu seinem Antichristianismus allmählich gekommen, durch unchristlichen Unterricht im Christenthume, durch Anblicke und Erfahrungen von höchst unchristlicher Gesinnung bei angeblich einzig christlicher Gläubigkeit, durch den Umgang mit geistreichen Heiden und durch die Lectüre ihrer Klassiker mit einem schon im Voraus gegen das Christenthum eingenommenen Sinne u. dgl., das hat der Verf. ungemein anschaulich dargestellt, und dabei einen sehr achtenswerthen Grad eigner klassischer Bildung zu Tage gelegt. Was er dabei den Julian selbst von seinen eigenthümlichen Ideen vortragen und denselben zufolge beginnen läßt (und darin stimmt er durchaus mit den Berichten anderer, berühmter Kirchenhistoriker überein) beweiset zur Genüge, daß Julianismus und Rationalismus zwei ganz verschiedene Dinge sind, eben so wenig als dabei irgend eine Verwandtschaft mit dem Supranaturalismus statt finden kann. Julians Religion war eine superstitiose Philosophie, oder eine philosophische Superstition, wenn man anders diese Zusammensetzung nicht für gänzlich unstatthaft erklären will. Hätte der verewigte Tzschirner die Erscheinung dieser Schrift erlebt, so würde er sie zwar nicht als eine Quelle bei seinen Untersuchungen über den Fall des Heidenthums haben benutzen können, wenn er mit seinem Werke bis zu Julians Zeitalter fortgeschritten seyn würde; gelesen

aber und zuverlässig mit großem Wohlgefallen an des Verf. Sinn, Kenntniß und Kunst hätte er sie auf jeden Fall. Wir dürfen einen jeden zur Bekanntschaft mit ihr unter der Versicherung einladen, daß er eine nicht nur angenehme, sondern auch lehrreiche und wissenschaftliche Unterhaltung in ihr finden, und auf keinen Fall gelangweilt oder abgestoßen vor der Vollendung sie wegzulegen irgend einige Lust empfinden werde.

Daß übrigens die Kapitel außer der Zahl ohne alle Ueberschrift, die Seiten ohne Columnentitel, und das Ganze ohne alle Inhaltsübersicht und irgend ein Nachweisungsmittel geblieben ist, — wodurch das Wiederfinden interessanter und das Vergleichen auf einander bezüglicher Stellen höchst beschwerlich geworden ist, ein wirklich unangenehmer Mangel, auf den der Verleger, zu dessen Geschäft die Zweckmäßigkeit der äußern Einrichtung gehört, den Verfasser wohl hätte aufmerksam machen sollen.

Za.

3.

Encyklopädisches Handbuch für Volksschullehrer über alle Theile ihres Wissens, Wirkens und Lebens nach den besten Quellen und bewährtesten Erfahrungen bearbeitet von D. A. Wießner. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung 1829.

Der kurz nach Ausarbeitung der hier anzuzeigenden Schrift vollendete Verf. war bekanntlich ein unermüdeter Compilator, und unter seinen Compilationen

ist dieses Buch unstreitig eine der nützlichsten. Es sollte allem Ansehen nach ein Noth- und Hülfsbüchlein für unbemittelte Schullehrer seyn, und ihnen das, was man in den Werken von Campe, Niemeyer, Denzel, Schwarz, Nebe u. a. findet, in nuce darbieten. Denn außer einer Pädagogik und Didaktik wird eine kurze Anthropologie und Psychologie, eine skizzirte Geschichte des Volksschulwesens in Deutschland, mit Rücksichtnahme auf die übrigen Länder Europa's (wobei aber auch in das alte Aegypten, Griechenland und Rom zurückgeblickt wird), eine Anweisung, wie sich der Schullehrer als Cantor, Organist, Küster, als Untergebner des Pfarrers, als College, Gatte, Vater verhalten soll, überdieß eine ausgewählte pädagogische Literatur und die königl. preuß. Schulordnung gegeben. Ja sogar die physische Erziehung der Kinder im älterlichen Hause ist nicht übergangen.

Da das Buch so vielerlei enthalten sollte, konnte von Keinem viel gegeben werden. So ist z. B. die ganze Katechetik auf 4 Seiten (v. S. 237—241) abgethan, wodurch freilich die Nutzbarkeit der Schrift sehr beschränkt wird, so daß es sich mehr zu einem Lehrbuche als zu einem Handbuche zu eignen scheint. Der schwächste Theil des Buchs ist wohl die voranstehende Anthropologie und Psychologie, wo mitunter Richtigkeit und Schärfe in der Bestimmung der Begriffe gar sehr vermißt wird. So wird S. 8 die Sprachfähigkeit nur als Vorzug des menschlichen Körpers dargestellt, wie es freilich nach der unzurei-

chenden Definition derselben geschehen mußte. S. 9 wird das Temperament erklärt als eine eigenthümliche Art zu empfinden und zu handeln! S. 11 u. 12 behauptet der Verfasser „das Anschauungsvermögen und der innere Sinn sey eins und dasselbe" §. 36 findet sich ein offenbarer Widerspruch. Denn hier sagt der Verfasser: „Zwischen dem Gefühls- und Begehrungsvermögen des Menschen liegt als verbindendes Mittel das Gemüth;" und weiterhin: Man versteht im weitesten Sinne darunter (unter dem Gemüth) überhaupt den Geist, die Seele, aber in der engern das Begehrungsvermögen. Gleichwohl deutet die hinzugefügte Erläuterung nur auf das Gefühlsvermögen hin, so daß man zwischen dreierlei zu wählen hat. §. 31 wird der Reiz des Wunderbaren aus dem Wahrheitsgefühle abgeleitet, da doch der Ursprung desselben offenbar in der Phantasie zu suchen ist. Was soll die Unterscheidung eines guten und glücklichen Gedächtnisses? — Wie kann man sagen: etwas ist unsern Vorstellungen angenehm oder unangenehm? §. 44 lies't man den baaren Unsinn: wenn das Sinnliche den geistigen, den zeitlichen Vortheil dem göttlichen Pflichtgebote aufopfernd unterwirft." Fast möchte man meinen, so etwas könne nur die Wirkung des gedankenlosen Abschreibens seyn.

Dieser Ausstellungen, welche sich leicht noch vermehren ließen, ungeachtet, enthält das Buch viel nütz-

liche Lehren und Notizen, und wir wollen ihm darum eine gewisse Brauchbarkeit nicht absprechen.

A'

4.

Ueber Tod, Vorsehung, Unsterblichkeit, Wiedersehen; Geduld. Von Joh. Aug. Donndorf, dirigirendem Bürgermeister zu Quedlinburg, Ephorus des Gymnasiums daselbst u. s. w. Dritte verb. und stark verm. Auflage. Quedlinburg und Leipzig, bei Ernst 1828. XII. 260 S. 8. 20 gr.

Der H. Verf. suchte nach dem Tode seines einzigen Sohnes, eines siebzehnjährigen hoffnungsvollen Jünglings, durch das Lesen religiöser Schriften ausgezeichneter Männer seine Zuversicht zu den Trostgründen zu stärken und zu beleben, welche ihm sein eigner Glaube darbot. Während des Lesens extrahirte er solche Stellen, die für ihn das meiste Interesse hatten, und weil er hoffte, was zu seiner Beruhigung beigetragen habe, das könne auch für Andere in einer der seinigen ähnlichen Lage wohlthätig werden, so gab er nachmals die extrahirten Stellen in ihrer aphoristischen Gestalt, jedoch möglichst geordnet, heraus. Dies ist die Geschichte der Entstehung des Buches, dessen erste Auflage im J. 1806 erschien. Bei der zweiten Auflage, vom J. 1815 stieg die Summe des Aufgenommenen um das Doppelte, und außerdem wurden gelungene Gedichte verschiedener Verfasser angehängt, deren Inhalt dem Inhalte des Buches

angemessen war. In der neuesten Auflage sind wiederum mehrere Aussprüche und Gedichte hinzugekommen, so daß es der aufgenommenen Stellen 568 giebt, welche bis S. 159 reichen, wo der Anhang beginnt, der die Gedichte enthält. Die wiederholten Auflagen legen nicht nur ein vortheilhaftes Zeugniß für das Buch ab, sondern lassen auch vermuthen, daß den Herrn Verf. die Hoffnung nicht getäuscht habe, welche ihn zuerst zur Herausgabe desselben bestimmte; und so wird es dem Buche auch wohl in der neuesten Auflage nicht am Lesern fehlen. Daß die aufgenommenen Stellen nicht alle von gleichem Werthe sind, ist bei ihrer großen Anzahl natürlich; indessen finden sich allerdings auch manche, welche geradezu der Aufnahme unwürdig waren, z. B. Nr. 183. „Ich muß unsterblich seyn, weil ein Gott ist, und Gott muß seyn, weil ich unsterblich bin." Keinen Sinn giebt Nr. 543. „Es bleibt wahr, daß außer der gänzlichen Ergebung in den Willen der Vorsehung, außer der Ueberzeugung, daß alles zu unserm Besten geordnet sey, welche zum Mißvergnügen führet." Auch den Satz in Nr. 68. „Wir verharren unser dürres, wenn wir" u. s. w. wird schwerlich Jemand verstehen. Für diejenigen, welche gewohnt sind, ihren Glauben an Vorsehung und Unsterblichkeit mit dem Glauben an das Christenthum zu verweben, ist noch zu bemerken, daß bloß solche Aussprüche aufgenommen sind, welche das Christenthum völlig ignoriren, so daß sich in dem prosaischen Theile der Schrift auch nicht Eine bestimmte

Beziehung auf dasselbe vorfindet, denn in einem Gedichte von Spalding kömmt doch wenigstens der Name Christ vor. Daß den aufgenommenen Stellen nicht die Namen ihrer Verfasser beigefügt sind, wie es bei den Gedichten geschehen ist, läßt einen Wunsch unbefriedigt, der sich öfters aufdrängt. — Druck und Papier sind gut.

S.

5.

Die Beichte, eine historisch-kritische Untersuchung von Heinrich Klee, Doctor der Theologie, derselben und der Philosophie Professor am bischöflichen Seminar zu Mainz. Frankfurt am Main in der Verlagshandlung von Ludwig Reinhart 1828. gr. 8. VIII. 360 S.

Eine Monographie über die Beichte, gründlich historisch entwickelt, würde selbst jetzt noch, wo zwischen der römischen und protestantischen Kirche so vieles schon darüber ist verhandelt worden, eine dankenswerthe Arbeit seyn. Aber die unbefangene Forschung, wie sie hier unumgänglich nöthig ist, haben wir in diesem Buche nicht gefunden. Nicht einmal seinen gelehrteren Kirchengenossen wird der Verf. Gnüge leisten, indem schon ältere katholische Theologen vieles als unhaltbar aufgegeben haben, was er noch jetzt im ganzen Ernste behauptet. Dahin gehöret unter andern, daß die Beichte selbst biblische Auctorität für sich habe, und ganz so, wie sie sich in der spätern römischen Kirche ausbildete, bereits in den Schriften der ältesten

Kirchenväter documentiret sey. Wer könnte nicht schon aus dem jetzt Gesagten abnehmen, daß der Verf. ebenfalls zu den Schriftstellern seiner Kirche gehöre, die oft Besprochenes und Widerlegtes dennoch immer wiederholen, und sich gerade so stellen, als werde eben jetzt zum erstenmale darüber verhandelt. Auch die Eigenthümlichkeit finden wir hier wieder, daß Stellen aus ältern Kirchenscribenten, die dem Interesse der römischen Kirche entgegen zu laufen scheinen, bestritten und für unächt ausgegeben werden. Dahin gehört z. B. die bekannte Thatsache, daß Nektarius, Patriarch zu Constantinopel, die geheime Beichte abstellte. Die öffentlichen Bußübungen, verhängt nach der im 2ten Jahrhundert üblich gewordenen Poenitentia publica, legte bekanntlich der Bischof nur auf. Als aber der Abgefallenen zu viele wurden, und der Bischof nicht mehr die Aufsicht über alle führen konnte, wurde die Aussöhnung der Büßenden auch Priestern überlassen, die davon den Namen presbyteri poenitentiarii erhielten. Nach und nach fing man an, es lästig zu finden, für gewisse eingestandene Verirrungen öffentlich Buße zu thun und die eben erwähnten presbyteri poenitentiarii bestimmten nach Beschaffenheit der bekannten Sünden gewisse Privat-Bußübungen, welche die Laien an sich selbst vollziehen sollten, ohne die Kirche davon in Kenntniß zu setzen. Ein ärgerlicher Vorfall aber in der Kirche zu Constantinopel gab Veranlassung diese Observanz wieder abzuschaffen. Die beiden Kirchenhistoriker Sokrates

Hist. eccl. l. V. c. 19. und Sozomenus Hist. eccl. l. VII. c. 16. erzählen, daß eine Constantinopolitanerin dem Bußprediger gestanden habe, während gewisser Bußübungen in der Kirche wegen früher bekannter Verirrungen von einem Diakon zur Unzucht verleitet worden zu seyn. Wahrscheinlich suchte sie auch für dies Vergehen eine Privatbußübung nach. Allein der Bußprediger hielt dies Benehmen für so schändlich, daß er den damaligen Patriarchen Nektarius in Constantinopel davon in Kenntniß setzte, welcher, nachdem er die übrige Geistlichkeit zu Rathe gezogen hatte, dieß Institut der Bußprediger geradezu aufhob, da auch das Volk über den bekannt gewordenen Vorfall murrete. — Diese Erzählung in den genannten Kirchenhistorikern ist von jeher der römischen Kirche zuwider gewesen, weil sie zeigte, daß man früh schon fühlte, wie nachtheilig ein solches Beichtinstitut werden könne. Daher haben schon früher Schriftsteller aus der römischen Kirche diese Berichte des Sokrates und Sozomenus verdächtig zu machen gesucht, was der Verf. S. 108 — 10 auch wieder nachahmt. Allein hätte er nur die gelehrte Abhandlung von F. A. Holzhausen Commentat. de fontib. quibus Socrates, Sozomenus ac Theodoretus in scribenda historia usi sunt etc. Götting. 1825 gelesen, so würde er anders geurtheilt haben. Wir erhalten also durch die Schrift von Herrn Klee nicht sowohl eine kritisch-historische Untersuchung über die Beichte, sondern viel mehr einen nochmaligen Versuch, die Beichte,

wie sie sich später in der römischen Kirche ausbildete, als völlig so gestaltet, bereits im christlichen Alterthume nachzuweisen, was aber bei einer unbefangenen Exegese und Lectüre der Kirchenväter nie darzuthun wird möglich seyn. Uebrigens hat die Dreistigkeit, mit welcher in dieser Schrift längst widerlegte Behauptungen aufgenommen werden, bald nach ihrem Erscheinen eine kurze Gegenschrift veranlaßt, nämlich D. J. Städlin's Beleuchtung des Buches: „die Beichte, eine historisch-kritische Untersuchung von D. Heinrich Klee. Leipzig bei Kummer 1829."

R.

6.

Moses, oder der Stab Wehe. Eine Sammlung christlicher Predigten von Wilh. Thieß. Motto: Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? Joh. 6, 60. Schleswig 1828. Gedruckt im Königl. Taubstummen-Institute. gr. 8. 346 S.

Wir können das Eigenthümliche dieser Predigten nicht besser bezeichnen, als wenn wir die eignen Worte des Verf. aus der Vorrede anführen. Hier sagt er: „Diese Vorträge sind beides, polemisch und mystisch. Polemisch; denn sie stehen in offner Fehde mit der Vernunft und dem Willen des natürlichen Menschen, nach Anleitung dessen, welcher spricht: Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert. (Matth. 10, 34.) — Mystisch sind sie, denn das Mysterium auf Golgatha ist ihr Stern und Kern.

Das Geheimniß von der sündigen Menschheit Alpha und Omega nach Anleitung des Apostels, welcher ausruft: Kündlich groß ist das gottselige Geheimniß, Gott ist offenbaret im Fleische (1 Tim. 3, 16.)."

Schon aus dieser Stelle wird man sehen können, daß der Verfasser sich offen für einen Feind der Rationalisten erkläret und zu den Kirchenlehrern unserer Tage gehöret, die einzelne dogmatische Ansichten für das Wesentliche des Christenthums halten, unbekümmert darum, ob sie sich nach einer gesunden Exegese biblisch documentiren lassen. Die unselige, ins blaue hineingesprochene Vernunftverachtung findet man auch hier. Hat denn der Verfasser nicht gefühlt, daß er ohne die von ihm so sehr herabgewürdigte Vernunft nicht einmal einen seiner Vorträge hätte niederschreiben können? daß, wenn man aus einzelnen seiner Behauptungen Consequenzen ziehen wollte, sich folgerecht dieß ergeben würde: „Gott, ich fühle mich keinesweges zum Danke verpflichtet, daß du mich zu einem vernünftigen Wesen schufest, es wäre mir besser, eine vernunftlose Bestie zu seyn." Wann wird man doch einmal anfangen, sich klar und mit der nöthigen Beschränkung in diesem Streite auszudrücken! Genau genommen stehet hier ja nur Folgendes in Frage: War die menschliche Vernunft durch sich selbst im Stande, die höchsten religiösen und sittlichen Ideen aufzufinden; und bedurfte sie dazu eines Beistandes von außen, und ist dieser ihr durch die sogenannte Offenbarung Gottes im A. und N. T. zu Theil worden? So gestellet, wer-

den sich bei dieser Frage nicht nur manche Uebertreibungen der Supernaturalisten und Rationalisten gegen einander ausgleichen, sondern die Vernunft wird sich auch jetzt als ein herrliches Geschenk Gottes darstellen, welcher Ansicht man auch seinen Beifall geben sollte.

Wenden wir uns jedoch zu den Predigten selbst. Wir wollen dem Verf. das Talent nicht absprechen, daß er zuweilen recht eindringend zu dem Herzen der Zuhörer zu sprechen verstehet, auch daß seine Vorträge zuweilen recht gut logisch angelegt sind. Aber Dispositionen ohne logische Ordnung, leere Declamation und Aeußerungen polemischer Leidenschaftlichkeit finden sich eben so häufig. Wir wollen für beides in einigen Beispielen den Beweis führen. Unter den 26 in dieser Schrift mitgetheilten Vorträgen rechnen wir zu den gut disponirten die 7te: Die Feinde, welche täglich bekämpft werden müssen. Sie heißen 1. Leichtsinn, 2. Sicherheit, 3. Vermessenheit. — Die 23ste: Betrachtungen über das Krankenbett. 1. Es predigt die Eitelkeit alles Irdischen; 2. es rufet die Gewissen wach; 3. es mahnet an die letzte Stunde. — Die 24ste: Die Todesfurcht. 1. Bei wem findet sie sich; 2. woher entspringt sie; 3. wie ist sie zu überwinden. — Doch giebt es auch Vorträge, wo sich an der Disposition Manches tadeln lässet, z. B. in der Predigt: Der Glaube und die drei Wege. Auch wenn man diese Predigt noch so aufmerksam lieset, findet man keinen Grund, warum dem Verfasser

die

die Eintheilung beliebte: 1. Der Glaube auf dem Wege nach Golgatha; 2. der Glaube auf dem Wege nach Jericho; 3. der Glaube auf dem Wege nach Jerusalem. In der 7ten Predigt, wo von denjenigen gesprochen wird, die weder kalt noch warm seyen, wird so disponiret: 1. Klagen, daß ihrer so viele sind; 2. Schilderung derselben; 3. Anwendung. Hier muß No. 2 nothwendig zuerst gesetzet werden. Die 25ste Predigt hat zum Thema: die Stimmen, die aus den Gräbern rufen. Sie ist nach folgenden Puncten geordnet: Aus den Gräbern wird vernommen 1. ein Klageruf, 2. ein Todtenruf, 3. ein Weheruf, 4. ein Warnungsruf, 5. ein Freudenruf, 6. ein Trostruf. Hier erkennt man leicht, daß alles vom Verf. Ausgesprochene sich leicht auf einen dreifachen Ruf zurückführen läßt. Uebrigens geben wir dem Verf. am Schlusse nochmals zu bedenken, daß man von wissenschaftlich-gebildeten Männern, und namentlich von Theologen, Umsicht und weise Besonnenheit zu erwarten berechtigt sey, nicht aber Uebertreibungen und Lieblosigkeiten; die sich selbst das Verdammungsurtheil sprechen müssen. Zuweilen muß der Verfasser einen andern Begriff von christlicher Liebe haben, als Ref., wenn er Männer, die in ihren theologischen Ansichten von ihm abweichen, mit seinem Stabe Wehe moralisch recht weidlich ausprügelt.

R.

7.

Betrachtungen über sämmtliche Evangelien der Fasten mit Einschluß der Leidensgeschichte. Für Homileten und Bibelleser. Zugleich als Beitrag zur praktischen Schrifterklärung. Von Dr. Johann Baptist Hirscher, Prof. zu Tübingen. Ebendas. bei H. Laupp 1829. gr. 8. VII. 515 S.

Bekanntlich werden noch jetzt in der römischen Kirche die Fastenwochen als eine Zeit betrachtet, in welcher sich die öffentlichen Andachtsübungen mehren, und wo auch öfter als sonst gepredigt zu werden pfleget. Tage darin, wie Aschermittwoche und mehrere einzelne Wochentage, werden kirchlich gefeiert, was in der protestantischen Kirche nicht Statt findet. Auf dergleichen Tage sind in den Lectionarien der römischen Kirche eigene evangelische Perikopen verzeichnet. Diese nun, wie einzelne Theile der Leidensgeschichte, praktisch zu erläutern, macht sich der Verfasser zur Aufgabe. Er gehet dabei von dem richtigen (in der römischen Kirche immer noch seltenen) Grundsatze aus, daß die heilige Schrift als Erbauungsstoff müsse benutzt werden, daß aber ihre eifrige Verbreitung nur dann recht segensreich seyn werde, wenn man zu gleicher Zeit auch Sorge für die zweckmäßige Erklärung derselben trage. Dieß und der Umstand, daß viele seiner Amtsbrüder alljährlich über diese Abschnitte zu predigen hätten, habe ihn bewogen, eine praktisch-erbauliche Erklärung der genannten Schrifttheile zu versuchen. — Wir müssen im Ganzen dem Verf. das Zeugniß erthei-

len, daß er von seinem Standorte aus die gewählte Aufgabe gut gelöset habe. Er hat für seine homiletischen Bearbeitungen den Ausdruck Betrachtungen gewählt, weil sie nicht schulgerechte Predigten enthalten, sondern mehr eine erbauliche Schrifterklärung. Viele Amtsbrüder in der römischen Kirche werden dem Verf. Dank für seine Arbeit wissen. Allein vergleichen wir die homiletischen Leistungen protestantischer Prediger, wie sie von Zeit zu Zeit durch den Druck bekannt worden, sobald es gilt, über die Leidensgeschichte Vorträge zu halten: so kommt diesen die Kanzelberedsamkeit in der römischen Kirche noch nicht gleich.

R.

8.

Früchte der Einsamkeit von Hermann Siegel. Ein Nachlaß für Freunde des Heimgegangenen. Herausgegeben von Carl Kirsch. Leipzig bei Carl Cnobloch 1829. 8. XII. 204 S.

An einen edeln früh entschlafenen Jüngling erinnert gegenwärtiges Büchlein. Wie er zu der Hoffnung berechtigte, einst wissenschaftlich etwas Tüchtiges leisten zu können, so besaß er auch schönes Talent zur Dichtkunst. Zwei Männer haben sich um gegenwärtige Schrift verdient gemacht. Herr Bergprediger Schumann in Annaberg, als Lehrer des Verewigten, und Herr Carl Kirsch, als Herausgeber des an,

gezeigten Nachlasses. Letzterer hat dem Werkchen eine Biographie vorgesetzet, die sehr anziehend abgefaßt ist. Wie wenig auch das äußere Leben eines früh vollendeten Jünglings merkwürdige Thatsachen darbieten kann, so ist doch das innere Leben so interessant geschildert, daß man sich unwillkührlich zu ernsten Reflexionen aufgefordert fühlet. Es ist auch darum nothwendig, diese Biographie zu lesen, weil man durch sie einen nähern Aufschluß über einzelne Dichtungen erhält. Der Nachlaß zerfällt in 2 Abtheilungen: I. in Prosa, II. in Versen. Zu der erstern gehören 4, zu der letztern 33 kürzere Abschnitte. Gern erlaubte sich Ref., mehreres Gelungene von dem verstorbenen jungen Dichter hier im Auszuge mitzutheilen, wenn es die Grenzen dieser Zeitschrift gestatteten. Nur eine dichterische Bearbeitung des V. U. will er ausheben, weil sie zum Beweise dienet, wie verschiedenartig und doch immer anziehend dieses Gebet auch von Dichtern ist aufgefasset worden.

Kindlich dir vertrauend, höchster Vater!
Nah' ich mich in Demuth deinem Thron,
Höre du mein Lallen, Hocherhabner,
Gnädig sieh herab auf deinen Sohn.

Heilig, heilig, ist dein großer Name,
Vater, laß auch mir ihn heilig seyn;
Daß die fromme Andacht nicht erkalte,
Präg' er tief sich meinem Herzen ein.

Dein Reich komme, Vater, laß mein Leben
Redlich, gläubig, edel seyn und gut,
Ruhig, sicher wohn' ich dann im Schatten
Deiner treuen, väterlichen Hut.

In den tausend Myriaden Sternen
Ehret dein Gesetz das Geisterreich,
Sey auch mir dein Wille ewig heilig,
Und mein Streben deinem Willen gleich.

Und ich weiß, ich werde nicht verderben,
Gott, weil du so väterlich mich liebst,
Gieb nur, daß ich dankbar das genieße,
Recht gebrauche, was du, Vater, giebst. —

Ach Erbarmer, nimm von meinem Herzen
Meiner Sünden allzuschwere Last;
Lenke du mein Herz, daß ich verzeihe,
Wenn ein Bruder mich verfolgt und haßt!

Du mein Vater, hilf mir schwachen Kinde,
Wenn mir schmeichelnd die Versuchung naht,
Rüste mich mit Kraft, daß meinen Wandel
Nie beflecke eine Lasterthat!

Gieb Gesundheit meinem schwachen Leben,
Ein Gewissen, Vater! fromm und rein,
Und ich weiß, nach ausgerungnem Streite,
Droben wird die Sünde nicht mehr seyn!

Ja auf dich hoff' ich im frommen Glauben,
Dein ist ja die Macht und Herrlichkeit,
Du mein Vater, Tröster, Freund und Retter,
Warst und bist und bleibst in Ewigkeit.

R.

9.

Für die evangelische Jugend zum dritten Jubelfeste des Augsburgischen Bekenntnisses. Von Dr. Ernst Bernhardt. Stettin 1830 bei Morin. 48 S. 8. (3 Sgr.)

In unserer Zeitschrift sind zwar die meisten Schriften, welche das dritte Jubelfest der Uebergabe

der Augsburg. Confession veranlaßte, bereits angezeigt worden; indessen das vorliegende Schriftchen ist gewiß werth, daß eine kurze Anzeige desselben hier noch nachgeholt werde. Da jedoch die reine, klare und gemüthliche Darstellungsweise des Herrn Verfassers längst bekannt ist und man bereits aus seinen frühern Schriften weiß, wie geschickt er das Wahre, Rechte und zur Sache Gehörige aufzufinden und herauszuheben, und immer den rechten Ton fürs Volk und für die Jugend zu treffen versteht: so bedarf es bei unserer jetzigen Anzeige blos einer Angabe dessen, was er in diesem Werkchen niedergelegt hat, um dasselbe auch jetzt noch unsern Lesern zu empfehlen.

Ganz kurz wird erzählt, in welchem Zustande sich die christliche Kirche zur Zeit der Apostel befand; welche Mißbräuche und irrige Lehren sich nach und nach in dieselbe einschlichen; wie diese durch die Reformatoren abgeschafft werden sollten; was auf dem Reichstage zu Speier geschah; weshalb der große Tag zu Augsburg gehalten und was an demselben ausgerichtet wurde, und was nach demselben für die evangelische Lehre erfolgte. Hierauf giebt der Verfasser den Inhalt der Confession in einem freien Auszuge und mit einigen zweckmäßigen Erläuterungen, und beschließt das Ganze mit einigen für die Jugend nützlichen Bemerkungen und Erinnerungen. Voran steht die preiswürdige Verordnung des Königs von Preußen über die Feier des Jubelfestes, und zuletzt sind die Bibel-

stellen abgedruckt, welche zu Texten für die Jubelpredigten im Preußischen vorgeschrieben waren.

Q.

10.

Greiz, bei Henning. Leben des D. Ph. Doddridge. Mit einem Auszuge seiner Schrift: „Ueber den Anfang der Gottesfurcht in der Seele." Frei nach dem Englischen bearbeitet von M. Karl Christian Gottlieb Schmidt, Lehrer an der Domschule zu Naumburg. 1830. 206 S.

Das Leben frommer und ausgezeichneter Theologen kann mehr als sonst ein Beispiel zur Nacheiferung erwecken, weil sich darin mit den Thatsachen selbst häufig auch die nähern Hinweisungen finden, wie dieselben angesehen und benutzt werden müssen. Darum finden wir auch die vorliegende, zum Theil nach eigenhändigen Briefen und Aufsätzen verfaßte, aus dem Englischen frei übertragene Biographie eines der vornehmsten Asceten und Apologeten aus dem Beginne des vorigen Jahrhunderts für den obigen Zweck passend. Sie zeigt, wie eine fromme Erziehung den Grund zu einem wahrhaft christlichen Leben lege, und wie christliche Gesinnung jede Lebensthätigkeit kröne und verherrliche. Die Jugend unserer Tage möge sich an dem Vorbilde des frommen, uneigennützigen, redlichen Predigers, Jugenderziehers und theologischen Schriftstellers Doddridge (1702 — 1751) zu ächt christlichem Sinn und Wandel erwecken lassen. Manche Beimischung von Trübheit

der religiösen Vorstellungen, die theils aus dem Geiste des Jahrhunderts, theils aus der körperlichen Schwachheit des Geschilderten sich leicht erklären lässet, wird ein vernünftiges Urtheil leicht von dem Wesentlichen scheiden. Dies gilt sowohl von der Biographie selbst wie von dem mitgetheilten Auszuge einer kleinen ascetischen Schrift Doddridges. Dem Style wünschten wir weniger Unbeholfenheit und Breite.

K.

11.

Leutschau, gedruckt bei J. Werthmüller. Agnes die standhafte Dulderin, oder die Kraft der Religion und des Gebets, schwere Leiden zu lindern. — Nach einer wahren Begebenheit zur Erläuterung einer philosophischen Theorie bearbeitet. 1828. XX u. 246 S.

Ein ganz seltsames Produkt, welches den klaren Beweis liefert, daß ein schlechter Roman nimmermehr ein gutes Erbauungsbuch geben könne. Der Verfasser las in der Abendzeitung eine angeblich wahre Geschichte von einer glücklich verheiratheten Frau, welche Mann, Vater, Kinder verläßt, um mit einem Fremden durchzugehen, er hört darüber Aeußerungen des Unwillens. Da unternimmt er es, ein Zusammentreffen von Umständen zu erfinden, wodurch die schwer Angeschuldigte völlig gerechtfertigt, ja als ein Beispiel der Frömmigkeit und Tugend erscheint. Die „philosophische Theorie" will er damit erläutern: „daß der Mensch vom Schicksal zu verwerflichen Handlun-

gen gezwungen und doch rein bleiben könne!" Der Leser wird sich wundern, wie der Verfasser dies Problem löset. Die Rechtfertigung ist ihm sehr schlecht gelungen, und gebe Gott, daß nicht viele Frauen ein solches Beispiel der Schwäche nachahmen, die Schwäche bleibt, wenn sie mit noch so vielen edeln Gesinnungen und frommen Redensarten ausstaffirt wird. Das romantische Gewand der Geschichte zeugt von großer Ungeübtheit des Zuschneiders.

K.

12.

Sulzbach bei J. E. von Seidel. — Leitstern für die christliche Jugend. Ein Gespräch des Meisters mit seinen Jüngern. Nach dem Französischen des Abbé de la Mennais. 1830. 162 S. 8.

Ein Religionsunterricht für Katholiken in Gesprächsform. Als Katechet tritt der Heiland selbst auf. Der Katechismus hat wie der Lutherische 6 Hauptstücke. 1. Von den Gefahren der Welt im frühern Lebensalter. 2. Von dem wahren Ziele des Menschen. 3. Von der Treue gegen seine Pflichten. 4. Von der Beichte. 5. Von dem heiligen Abendmahle. 6. Von der Andacht zu der heiligen Jungfrau, den heiligen Schutzpatronen und den heiligen Engeln. Obwohl sich manches Gute in dem Büchlein findet, so werden Protestanten eben Nichts daraus lernen können.

K.

IV.
Historische Nachrichten.

Der schnell auf einander folgende Tod zweier der ersten Geistlichen der Provinz Sachsen, die durch amtliche Verhältnisse sowohl als durch Freundschaft eng verbunden waren, zieht die Theilnahme vieler Mitarbeiter und Leser des Prediger-Journals in so hohem Grade auf sich, daß in Rücksicht auf dieselbe wohl die bisherige Ordnung unterbrochen und die Nachricht über ihr Leben und Ableben schon im 2ten Hefte gegeben werden darf; die wir aus andern öffentlichen Blättern entlehnen.

1.

D. Franz Bogislaus Westermeier wurde am 22sten August 1773 zu Flechtorf bei Braunschweig, wo sein Vater, Georg Ludwig Westermeier, Prediger war, geboren. Nach des Vaters Tode kam er, damals zehn Jahr alt, zu seinem Oheim mütterlicher Seite, Prediger Hartmann im Braun-

schweigschen, wo er seine erste wissenschaftliche Bildung empfing. Hiernächst wurde er auf der Martinischule, und dann in dem Carolinum zu Braunschweig zu den academischen Studien vorbereitet. Er widmete sich drei Jahre lang auf der Universität zu Helmstädt der Theologie, und trat dann eine Hauslehrerstelle in Braunschweig an. Im Jahre 1799, mithin in seinem 26sten Lebensjahre, wurde er von dem Kirchen-Collegium der Kirche St. Ulrich und Levin zu Magdeburg zum zweiten Prediger an der gedachten Kirche gewählt. Er hatte viele Mitbewerber, und war unter diesen einer der ersten, welche die Gastpredigt hielten, hatte aber doch durch seine Beredsamkeit, verbunden mit dem Einnehmenden und Ansprechenden, das in seiner gesammten Persönlichkeit lag, die Mitglieder des Kirchencollegii und die Gemeinde so für sich gewonnen, daß kein späterer Eindruck den gleich nach seiner Gastpredigt gefaßten Beschluß, ihn zu wählen, wankend machen konnte. Er wußte sich die Liebe und das Vertrauen, womit ihn seine Gemeinde empfing, zu bewahren, und der Beifall, welchen seine Kanzelvorträge fanden, steigerte sich von Jahr zu Jahr. Dies veranlaßte um die Mitte des Jahres 1806 das späterhin aufgehobene Domkapitel zu Magdeburg, ihn zum zweiten Prediger an der Stifts- und Domkirche daselbst zu berufen. Seine äußere Lage wurde dadurch bedeutend verbessert, indem bei Gelegenheit seiner Wahl die bis dahin sehr ärmlich dotirt gewesenen Dompredigerstellen aus dem Fonds

des Domstifts reicher ausgestattet wurden. Im Jahre 1809 wurde Westermeier zum ersten Domprediger, und das Jahr darauf zugleich zum Superintendenten ernannt. Im Jahre 1812 ward er Mitglied des Konsistorii zu Magdeburg, und überkam zugleich späterhin als ältester evangelischer Konsistorialrath die Funktionen eines General-Superintendenten für den damaligen Konsistorial-Bezirk. Bei der im Jahre 1817 eingetretenen veränderten Einrichtung des Magdeburgischen Konsistorii blieb er ebenfalls Rath bei demselben, so wie er auch von da an bei der, mit der Regierung zu Magdeburg verbundenen Kirchen- und Schul-Commission, und hiernächst bei der Abtheilung der Regierung für die Kirchenverwaltung und das Schulwesen vorzüglich thätig war. Am ersten Januar 1826 begnadigte ihn des Königs Majestät mit Verleihung der Würde eines evangelischen Bischofs, und im Jahre 1829 wurde ihm der wichtige Wirkungskreis eines General-Superintendenten der Provinz Sachsen anvertraut. Als solcher ward er zugleich Director des Konsistorii der Provinz.

Am 1sten Januar 1831 hielt der Verewigte, schon leidend, seine letzte Predigt in der Domkirche; gleich darnach begab er sich nach Neuhaldensleben, wo er Tags darauf an einer religiösen Feierlichkeit mit sichtbarer Anstrengung thätigen Antheil nahm. Noch am 5ten Januar Vormittags hatte er den Sitzungen des Konsistorii und der Regierung beigewohnt, als ihn am späten Abend desselben Tages ein Blutsturz auf

das Krankenlager warf, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Am 1sten März Abends 9 Uhr endete ein Lungenschlag sein Leben.

Rastlose Thätigkeit, und nie ermüdender Diensteifer zeichneten den Verstorbenen in allen seinen Aemtern aus. Selten wird man die Eigenschaften, die ihm als Geistlichen die Liebe seiner Gemeinde bis zu seinem letzten Lebenshauche erhielten, und fortdauernd dicht gedrängte Reihen erbauter Zuhörer um seine Kanzel sammelten, und die ihm als Geschäftsmann die gründliche Erledigung einer großen Masse von Arbeiten und das Gelingen der schwierigsten Aufträge sicherten, in einem solchen Grade vereinigt finden, als es bei ihm nach dem einstimmigen Zeugnisse Aller, die ihn zu beobachten Gelegenheit hatten, der Fall war. Mit seltenem Ueberblicke wußte er das Ganze seines weitgreifenden Wirkungskreises aufzufassen und festzuhalten, ohne je das Einzelne aus dem Auge zu verlieren; nie sind Gegenstände seines Amtes bei ihm unerledigt geblieben, und den Eifer, der ihn beseelte, wußte er auch in Andern anzuregen.

Solchen Bestrebungen konnten Anerkenntnisse aller Art nicht fehlen. Die Gnade des Königs hatte ihm schon vor Ertheilung der Bischofswürde den rothen Adlerorden dritter Klasse verliehen. Am 31sten October 1817 ertheilte ihm die theologische Fakultät zu Halle die Würde eines Doctors der Theologie, und der 25ste Juni 1824, an welchem er sich 25 Jahr im Predigtamte befand, wurde ihm und seiner Familie

zu einer schönen Feier, indem ihn die Superintendenten mehrerer Ephorieen, als ihren bisherigen General-Superintendenten, durch Ueberreichung eines schön gearbeiteten silbernen Pokals überraschten.

Aus seinen häuslichen Verhältnissen sey angeführt, daß er sich am 19ten September 1799 mit Johanne Sophie Auguste geborne Geffers aus Braunschweig verheirathete. In dieser Ehe wurden ihm sieben Kinder geboren; vier davon starben in früher Jugend; die drei übrigen, ein Sohn und zwei Töchter, haben ihn überlebt. Wie viel Gattin und Kinder an dem Entschlafenen verloren haben, davon zeugen die heißen Thränen, die sie ihm mit zerrissenem, aber demüthig in den Willen des Höchsten sich ergebendem Herzen nachweinen.

Eine durch nichts wankend zu machende Treue in der Freundschaft war ein Hauptzug in dem Character des Dahingeschiedenen. Mit tiefem Schmerze wird daher auch von seinen Freunden, denen er die Tage der Freude durch seine herrlichen, geselligen Tugenden verschönerte und in Leidenstagen mit der liebevollsten Theilnahme, mit Trost und Hülfe nahe war, sein Verlust betrauert und groß ist der Kreis derer, welche in ihm den Vorgesetzten voll Milde und Vertrauen erweckender Güte, welche in ihm den Gönner und Berather verloren haben und beweinen.

An einem schönen Frühlingsmorgen sind seine sterblichen Ueberreste der Erde übergeben worden. Feierliche Stille herrschte am Grabe in der zahlreichen

Versammlung, die es umstand; Trost drang von frommen Lippen in die Herzen; viele Thränen befeuchteten die Erde, die über dem Bestatteten zum Hügel sich erhob.

2.

Dr. Johann Friedrich Wilhelm Koch wurde am 30. Mai 1759 in der im Jahre 1812 demolirten Sudenburg vor Magdeburg geboren; sein Vater war der dortige Kaufmann Koch, aus Braunschweig gebürtig, den er schon in seinem dritten Lebensjahre zu verlieren das Unglück hatte. War auch der erste Unterricht, den er genoß, unzureichend, so machte er doch in der Musik früh so bedeutende Fortschritte, daß er schon als kleiner Knabe die Orgel spielte. Erst Ostern 1771, mithin in seinem 12ten Lebensjahre, kam er an die hiesige Domschule. Ausdauernder Fleiß und nicht gewöhnliche Anlagen führten ihn hier schnell weiter und erwarben und sicherten ihm die wohlwollende Unterstützung bedeutender Männer. Durch ihre Vermittelung empfing er von Ostern 1772 an beinahe ganz kostenfrei seine weitere Schulbildung auf der Schule des Klosters Berge, und sie ward ihm auch für seine akademischen Studien, die er schon zu Ostern 1777 zu Halle begann, hülfreich. Zu Michaelis 1779 verließ er Halle, um eine Lehrerstelle an der hiesigen Domschule anzutreten, die er jedoch zu Anfang des Jahres 1780 mit einer gleichen

Stelle beim Pädagogium des Klosters Unser Lieben Frauen vertauschte. An letzterm ward er im Jahre 1785 zum Rector befördert, und blieb in diesem Wirkungskreise bis zum Jahre 1792, wo er dritter Prediger an der hiesigen St. Johanniskirche ward. Von hier wurde er, nachdem er inzwischen in die zweite Predigerstelle aufgerückt war, im Jahre 1810 von dem Domkapitul zum zweiten Domprediger berufen, und erfuhr dadurch eine bedeutende Verbesserung seiner äußern Lage. Im Jahre 1812 ward er Superintendent der ersten Magdeburgschen Diöces, zu Ende des Jahres 1814 Mitglied des damaligen Konsistorii und im Jahre 1816 förmlich zum Konsistorial- und Schulrath bei dem Konsistorio der Provinz Sachsen ernannt.

Auf sein segensreiches Wirken in den vorbezeichneten geistlichen und Staatsämtern blieb seine Thätigkeit nicht beschränkt. Vom Jahre 1802 bis 1807 widmete er die Zeit und Kräfte, die ihm von Verwaltung seines Predigtamtes übrig blieben, der damaligen Magdeburger berühmten Handlungsschule, der er als Director vorstand. — Im Jahre 1808 wählte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zum Mitgliede des Gemeinderaths der hiesigen Stadt; ein gleiches Vertrauen verlieh ihm im Jahre 1824 das Amt eines Mitdirectors des hiesigen Bürger-Rettungs Instituts. Seine vielseitige wissenschaftliche Ausbildung und die Regsamkeit seines Geistes ließen ihn aber in dem unmittelbaren Wirkungskreise seiner Aemter

ter

ter nicht stehen bleiben, sondern trieben ihn nach den verschiedenartigsten Richtungen hin, in die schriftstellerische Laufbahn, auf der er neben rühmlichen und wohlthuenden Anerkenntnissen, auch die nähere Verbindung mit manchem interessanten und bedeutenden Manne in der Nähe und Ferne erlangte. Außer einer Anzahl gedruckter Predigten, Reden, Gelegenheits- und Schulschriften, so wie kleinerer Schriften wissenschaftlichen Inhalts, zeugen umfassendere wissenschaftliche Werke, hauptsächlich aus dem Gebiete der Botanik, der Arithmetik und der Musik, von der Vielseitigkeit und dem Umfange der Kenntnisse, so wie von dem Fleiße und der geistigen Gewandtheit des Verewigten.

Bedeutungsvoller, als in manchem andern Falle, ward durch ein so ausgebreitetes Wirken ein schon an sich seltenes Fest, welches die Vorsehung unsern Koch erleben ließ: die Feier seiner 50jährigen Amtsthätigkeit, die er am 5ten October 1829 beging. Ganz besonders verherrlicht wurde sie durch eine ausgezeichnete Königliche Gnadenbezeigung. Der Jubilar wurde mit dem rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub, dessen dritte Klasse ihm durch die Königliche Huld bereits beim Ordensfeste des Jahres 1825 verliehen war, geschmückt. Aber auch von andern Seiten wurden bei diesem Feste den Verdiensten des Jubilars nicht gewöhnliche Anerkenntnisse zu Theil; schöne Festgeschenke weihte ihm die dankbare Vaterstadt; die theologische Fakultät zu Halle verlieh ihm die Doctorwürde der Theologie; Gönner, Verehrer

und Freunde beeiferten sich, dem geraden biedern Manne Beweise herzlichster Theilnahme darzubringen.

Die seltene Rüstigkeit des kräftigen Jubilars erschien als sichere Bürgschaft für die lange Dauer eines beglückten Lebensabends. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Ein harter Schlag des Schicksals sollte ihn noch ereilen, und er selbst sollte früher, als sich erwarten ließ, der Erde entnommen werden. Eine geliebte Tochter, die einzige Tochter, deren glückliches Ehebündniß, deren Mutterwürde sein Alter hoch beglückte, sank in der Blüthe der Jahre in die Gruft, und acht Monate darnach schied er selbst aus dem durch innigste Liebe und Anhänglichkeit verbundenen Kreise der Seinen, trennte sein Tod eine Ehe, die nahe an 40 Jahr in herrlichster Eintracht bestanden hatte. Noch am Sonntage, den 27sten Februar, hatte der Verewigte in voller Kraft, wiewohl mit einem durch das Andenken an die dahingeschiedene Tochter nach besonderem Anlasse tief bewegten Herzen seiner Domgemeinde das Wort des Herrn verkündet, und schon am Abend des 3ten März hörte das Herz zu schlagen auf, in dem kein Falsch gewesen war, und das die ein Mal zugewandte Liebe, das ein Mal geschenkte Vertrauen treu zu bewahren wußte. Trostreich ist der Hinblick auf das ganze Leben des Dahingeschiedenen, trostreich und erbauend der Hinblick auf sein Sterbelager. Rührende, tief ergreifende Aeußerungen wahrhafter Frömmigkeit, christlicher Ergebung und Standhaftigkeit bezeichneten seine letzten Stunden. Sie

klangen noch nach in der zahlreichen Versammlung, welche Liebe und Achtung zu der Gruft geführt hatte, die den theuern Entschlafenen aufnehmen sollte. Möge der milde Frühlingshauch, der ihn selbst, den Freund der schönen Natur, hienieden nicht mehr umwehen kann, seinen Grabhügel mit Blumen schmücken.

Ruhe seiner Asche, Trost den Seinen, Trost den Vielen, Vielen, welche in ihm den geprüften, innig geliebten Freund zur Erde bestatteten!

Für den 10. Mai 1831. *)

Trauerst du, Magdeburg? Du trauerst mit Recht um die Theuren,
Welche der letzte Hauch noch dir des Winters entriß!
Wie sie voll Eintracht stets das Werk des Vaters gewirket,
Wie sie der Freundschaft Band innig und ewig verknüpft,
Also waren sie auch in ihres Geistes Erlösung
Weniger Tage Raum nur von einander getrennt.
Ach sie schauen nun nicht des herrlichen Baues Vollendung,
Welchen des Königs Huld in deinen Mauern erhebt.
Andere werden sie sprechen, die heiligen Worte der Weihe,
Wenn nun der zehnte Mai einmal noch wiedergekehrt.
Nicht mehr hörst du sie, seine freundliche Rede voll Salbung,
Anmuth und Würde vereint, Suada der Alten voll Geist,
Wie sie größeren Ruhm ihm erwarb als der Hirtenstab selber,

---

*) Den 10. Mai 1831, an dem Jahrestage der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly, wird die Domkirche daselbst, im Geiste des Alterthums herrlich erneuert, eingeweiht werden.

Den ihm Verdienst und Vertraun über die Kirche verlieh!
Nicht mehr tönet sie uns die tiefe christliche Weisheit,
Die von den Lippen stets seines Gefährten erscholl,
Die der Blick auf die Blüthennatur und der reichere Kunstsinn
In dem Manne der Kraft herrlich geweckt und gereift.
Also dacht' ich und stand in den hohen Hallen des Tempels,
Und durch die Frühlingsnacht hauchte balsamischer Duft.
Da erzittert' im Donner gewaltig das hohe Gewölbe,
Wunder begaben sich rings; sieh! und das Alte ward neu:
Ohne Makel erhoben sie sich, die herrlichen Pfeiler,
Schlank und rein, als wär' gestern erst fertig der Bau.
Oben neigten sie sich, wie des Waldes grünende Kronen,
Freundlich einander zu; kaum noch erblickt es das Aug'.
Durch der Fenster Bogen und Raum schien's wunderbar leuchtend,
Und in dem herrlichen Licht schimmerte hoch der Altar.
Von dem goldenen Kreuz bis hin zum goldenen Gitter
Breitete himmlischer Glanz lieblich das Strahlennetz aus.
Hohes Entzücken erfüllte mein Herz, es schweiften die Blicke,
Durch die Räume dahin, folgten die Hallen hinab,
Siehe da traten sie her, die Händ' in einander gefüget,
Die zwei Freunde, die noch heute das Auge beweint.
Schönerer Glanz ging aus von ihren seligen Stirnen,
Als von dem Kreuz auf der Brust, als von der Bibel am Schnitt,
Und sie bewegen die Lippe zu freundlich männlicher Rede,
Blicken hinauf und hinab, freu'n des Gesehenen sich,
Und sie breiten die Händ' und sprechen die Worte der Weihe,
Leis' und melodisch erklingt's, fast wie der Harfe Getön:
„Sey gesegnet, o Haus, in frommen Tagen erbaut einst,
Rettend Asyl der Schaar banger Verfolgten sodann,
Zierlich erstanden anjetzt, dem frommen König ein Denkmal,
Deinen Besuchern ein Quell geistiger Güter fortan.
Immer müssen in dir die Worte des Lebens erschallen,

Immer kräftiger sie rühren den Sinn und das Herz!
Treue Diener sende der Herr, voll Licht und voll Wärme,
Fromme Hörer auch, feurige Beter dazu!
Voll und laut ersteige der Lippen Opfer zum Himmel,
Und mit der Andacht Schwung folge der selige Geist!"
Und sie sprachen's und wandelten fort, am Altare verschwindend;
Schatten stiegen empor, und es ward dunkel umher.
Da ertönten die Glocken in feierlichen Akkorden,
Und der Morgenstrahl grüßte den zehnten des Mai.

Nachtrag.

Eben als das Vorstehende abgedruckt war, erhielt der Unterzeichnete eine zwar nicht unerwartete, aber darum nicht minder schmerzliche Veranlassung, in diesen Blättern noch des Hinscheidens eines Edeln zu gedenken, der seinem Herzen innig nahe stand und keinem der Leser des Journals für Prediger fremd ist. Das Jahr 1831 scheint zu Opfern des Todes vorzüglich die großen und wohlthätigen Männer ausersehn zu haben, auf welche das Vaterland mit Stolz und Freude blickt, und so wie kurz nach einander Niebuhr, Matthisson, Lafontaine abgerufen wurden von dem Schauplatz ihres verschiedenartigen Lebens, so starb auch am 4. Mai Abends um 6 Uhr zu Berlin der erste Prediger an der Parochial-

kirche, Friedrich Philipp Wilmsen, dem ein großer Theil der norddeutschen Jugend seine erste Bildung verdankt, der durch seine vielfache und erfolgreiche literarische Thätigkeit unendlich viele ehrende Denkmale seines ausgezeichneten und durchgebildeten Geistes hinterläßt und in seinen Lebens- und Geschäftskreisen ein Segen geworden ist für Alle, welche ihm darin nahe standen. Daher dient nicht allein der gegenwärtige Abriß dem Herzen des Unterzeichneten zur Beruhigung, sondern es ist gewiß allen Lesern willkommen, auch hier von dem Leben des Hingeschiedenen Einiges, wenn auch nur das Wichtigste, zu vernehmen. *)

Friedrich Philipp Wilmsen war den 23. Februar 1770 zu Magdeburg, einer der ältesten von sechzehn Geschwistern, geboren. Sein Vater war Prediger an der dortigen deutsch-reformirten Kirche, ein kenntnißreicher und geistvoller, aber ungemein lebendiger und darum zur Jugendbildung nicht ganz geeigneter Mann. Diese übernahm denn in Absicht auf die von ihr Geborenen die Mutter, eine durchaus fromme, lebensweise, seelenstarke und an mannichfachen Erfahrungen reiche Frau, wie ihr Gatte der Lesewelt durch die von demselben herausgegebenen „Predigten eines Frauenzimmers" in welchen sie zuerst sich selbst zum Herzen gesprochen, nicht unvortheil-

*) Etwas mehr findet der Leser in einem Aufsatze des Verewigten, der unter dem Titel „Familiengeist und Familienleben" in seiner 1829 bei Amelang in Berlin erschienenen „Constantia" steht.

haft bekannt. Bei der Geburt ihres Fritz, der nachher ihren Geist erbte und der Trost und Stolz ihres Alters wurde, hatte sie in ihr Tagebuch geschrieben: „Laß dieses Herz ganz an dir, Unendlicher, hangen;" ein frommer Mutterwunsch, der später so reich und schön in Erfüllung ging. Unter ihrer Sorge und Pflege blühte der Knabe im liebevollen Geschwisterkreise, mit herrlichen Anlagen begabt, hoffnungsreich empor. Seine erste Bildung erhielt er in Berlin, wohin der Vater versetzt worden war, durch Privatlehrer, unter denen besonders der geniale, aber etwas unbeständige Moritz sich dem Knaben sehr werth machte. Später nahm ihn ein berühmtes Gymnasium auf, und legte den Grund zu seinem umfangsreichen und gründlichen Wissen. Er zählte hier unter seinen Lehrern neben Meierotto (den er vorzüglich verehrte), auch den berühmten Engel, dessen Vollendung in der deutschen Prosa gewiß nicht ohne Einfluß auf seinen nachherigen, klaren, leichten und reinen Stil geblieben ist. Seine Kindheit und Jugend war von mannichfachen Lebensgefahren, sowohl durch Krankheiten, als durch außerordentliche, plötzliche Unfälle bedroht, aber fast wunderbar wurde er mehrere Male vom augenscheinlichen Tode errettet. So sank er als ein Jüngling mit seinem ältern Bruder Karl zugleich einst bei einer fröhlichen Schlittschuhfahrt unter das brechende Eis, ward aber, glücklicher als Jener, durch schnell und unermüdet angewandte Bemühungen wieder in das Leben zurückgebracht. Ohne Zweifel aber ist diesem Unfall

seine nachherige leichte Erregbarkeit des Nervensystems und seine öftere Kränklichkeit zuzuschreiben.

Im Jahre 1788 bezog er die Universität Frankfurt und studierte hier ein Jahr, vertauschte aber diesen Aufenthalt mit Halle, dessen damals so berühmte Lehrer ihn anzogen. Als er späterhin auf einer Erholungsreise diesen ihm durch die Verheirathung einer seiner Schwestern an einen dortigen Prediger noch lieber gewordenen Ort wieder besuchte, befiel ihn eine langwierige und schmerzhafte Krankheit, von welcher er nur durch die Heilkräfte des Lauchstädter Bades wieder hergestellt wurde. Zu dieser Erholungsreise hatten ihn die fast übermäßigen Anstrengungen veranlaßt, welchen er sich bei dem anhaltenden und erschöpfenden Unterricht in einer noch blühenden Lehranstalt hingegeben. Er studierte nämlich nach seiner Rückkunft von der Universität mit dem lebendigsten und ausdauerndsten Eifer, sowohl theoretisch als praktisch, die Pädagogik, und bildete das ihm von der Natur gewordene, große Lehrtalent aus, das ihn bis zu seinem Ende nicht verließ und von dem er täglich, sowohl durch mündliche Rede als durch das geschriebene Wort, überraschende Proben gab. Sein Augenmerk war hauptsächlich darauf gerichtet, dem schläfrigen Mechanismus und dem traurigen Schlendrian in dem Elementar- und Volksschulwesen ein Ende und eine freiere, geistvollere Methode herrschend zu machen. Zu diesem Zwecke verband er sich mit andern jungen Männern, die sich dem Lehrfach widmeten. Keine wichtige

Erscheinung auf dem Felde der pädagogischen Literatur entging ihm, aber von aller Einseitigkeit im Urtheil fern, wußte er jede nach ihrem wahren Werthe zu würdigen. Was er als gut und heilsam erkannte, das wendete er auch in den Lehrstunden an, die er nach und nach an verschiedenen Anstalten übernahm. Erst später und nachdem er lange geprüft, legte er in pädagogischen Schriften seine Erfahrungen nieder, und schloß sich so an die Reihe unserer ersten Pädagogen an.

Doch auch für das Predigtamt und den Beruf eines christlichen Seelsorgers war er geschaffen und durch sorgsamen Fleiß vorgebildet. Ehe er jedoch diesem Beruf und Amte sich widmen konnte, ward ihm das Glück, als Mitglied der Kandidaten der Domkirche in Berlin auf Kosten einer zu derselben gehörigen, höchst wohlthätigen Stiftung mit einem Freunde *) eine Reise durch Deutschland und die Schweiz zu machen, die ihm nicht allein die herrlichsten Genüsse der Natur und die Freuden des nähern Umgangs mit höchst achtungswerthen Personen, namentlich durch einen längern Aufenthalt in Zürich, gewährte, sondern auch seine Lebenserfahrung und Weltansicht ungemein erweiterte. Bei seiner Rückkunft im Frühling 1798

*) Ein wunderbares Zusammentreffen der Umstände ist es, daß dieser Freund, der jetzige Hofprediger Schregel zu Schwedt, auch der Universitätsfreund meines eignen schon vor 16 Jahren heimgegangnen Vaters war.

H.

fand er seinen Vater im Grabe, aber welch' eine Freude gewährte es der traurenden Wittwe, bald nachher den Sohn an der Stelle des Vaters zu sehen, die er bis an sein Ende bekleidet hat. Er trat dieselbe in einer für die Religion und das kirchliche Leben höchst traurigen Zeit an; der Ausbruch der französischen Revolution hatte die Welt im gewaltigen Aufschwunge, keineswegs aber zum Bessern, mit fortgerissen und der stille heilige Friede, den das lebendige Christenthum gewährt, war aus den Herzen Vieler entflohen, seitdem eine falsche oder zu weit getriebene Aufklärungssucht darin überhand genommen hatte. Das bekümmerte den jungen Diener des Herrn schmerzlich, und er arbeitete unablässig, in seiner Gemeinde Liebe zum göttlichen Wort zu wecken und zu erhalten. Die Parochialgemeinde, die durch die ausgezeichneten Kanzelgaben Wilmsens mit jedem Jahre zunahm, weiß, was sie an ihrem Lehrer hatte und in ihm verlor. Er predigte mit Geist und Kraft, nach strenger Meditation, in den letztern Jahren jedoch meist ohne wörtlich-schriftliche Vorbereitung, aber dennoch mit einer fortlaufenden, schwungreichen Fülle der Rede, der niemals das rechte Wort und der edle gewählte Ausdruck mangelte. Seine außerordentliche Geschicklichkeit, bei besondern Fällen des Lebens das Geeignete würdig zu sagen, und die Herzen zu ergreifen, veranlaßte, fast zu oft für seine bedrängte Zeit, die Bitten um die Weihe der Neugebornen, der Ehebündnisse und der Gräber, auch bei Personen, die nicht eigentlich zu sei-

ner Gemeinde gehörten. Seine sanfte, herzliche, andringende Unterrichtsweise führte ihm Jünglinge und Jungfrauen, besonders aus den gebildeten Ständen, in großer Anzahl zu, um durch ihn zur Aufnahme in den Christenbund vorbereitet zu werden. An einer der unvergeßlichen Königin von Preußen den Namen tragenden höhern weiblichen Erziehungsanstalt unterrichtete er Schülerinnen und Lehrerinnen bis zu seiner letzten Krankheit, ja noch in derselben durch schriftliche Mittheilungen mit unermüdetem Eifer, und erwarb sich dadurch die fast beispiellose Liebe der von ihm Gebildeten, jetzt zum Theil überall hin Zerstreuten, die sich bei der Nachricht von seinem Hinscheiden durch tausend Thränen aussprechen wird. Gleiche unermüdete, umsichtige und erfolgreiche Thätigkeit entfaltete er bei der Mitaufsicht über das Luisenstift *) und das Kornmessersche Waisenhaus, so wie als Mitglied der städtischen Schulkommission und Armendirektion. Seine Redlichkeit, Uneigennützigkeit und Menschenliebe führte ihm außerdem eine große Menge von oft trocknen und abspannenden Geschäften zu, welche fast seine ganze Tageszeit in Anspruch nahmen. Darum ist es fast unbegreiflich, wie er dennoch so unendlich viele, immer den Verlegern und der Lesewelt willkommne, Erzeugnisse des Geistes auf den Büchermarkt zu bringen vermochte,

---

*) Nicht zu verwechseln mit der vorhin erwähnten Luisenstiftung. Dieses ist eine Erziehungsanstalt für 60 arme Knaben.

die so zahlreich sind, daß sie eine ganze Bibliothek bilden, fast alle Zweige der Erziehungs- und Unterrichtskunst umfassen, und in das Gebiet der praktischen Theologie und der Erbauungsliteratur eingreifen. Aber er verstand die Kunst, die Zeit auszukaufen, vermochte auch einzelne Viertelstunden zu benutzen, arbeitete ungemein leicht und rastete nie. Auch durch körperliche Leiden gedrückt, arbeitete er fort und vollendete in seiner letzten schmerzhaften Krankheit, in der er nur einige Tage eigentlich bettlägerig war, und die doch über ein halbes Jahr währte, die neue Ausgabe eines 3 starke Bände umfassenden Werkes. *) Zehn Jahre hindurch war er unter mannichfachen Aufopferungen einer der thätigsten Mitarbeiter bei der Herausgabe des neuen Gesangbuchs für die Gemeinden der Stadt Berlin, das freilich nicht Alle befriedigen konnte, und bei dem lohnenden Beifalle der nicht Unbilliges fordernden Bessern auch vielfachen Widerspruch bei einer Parthei fand, die sich selbst vorzugsweise die evangelische nennt. Dieser Parthei gehörte nun allerdings der wahrhaft fromme und im christlichen Wandel bewährte Wilmsen nicht an. Wie sein Freund und Bruder Hanstein war er ein Mann des Lichts, aber nichts desto weniger reich an religiöser Wärme und ächt evangelischer Tiefe. Sein

*) Seine Naturgeschichte, Berlin bei Amelang. Es ist hier nicht der Ort, seine Schriften herzuzählen. Nur so viel sey erwähnt: daß er von seinem „deutschen Kinderfreund" über hundert Auflagen gesehen.

Glaube war der rechte, lebenskräftige, sein Geist voll Wahrheit in Liebe und durch Liebe. In seinem häuslichen Leben durch eine geistreiche und in jeder Hinsicht vortreffliche, seit 32 Jahren mit ihm verbundene Lebensgefährtin, durch hoffnungsvoll aufblühende Kinder und Enkel, durch liebevolle Geschwister, Verwandte und Freunde beglückt, und dieses Glückes sich bewußt, beseligte und segnete er selbst wiederum Alle, die ihm nahe standen, durch seine thätige Liebe, seine lebendige Theilnahme, seine aufopfernde Hingebung. Alle freudigen und traurigen Ereignisse in seinem Kreise fühlte er tief und aufrichtig mit; Niemand wußte sich herzlicher zu freuen mit den Fröhlichen, Niemand aber auch die Weinenden sanfter, christlicher zu trösten. Fast unzählig sind die schriftlichen Denkmale dieser Theilnahme in liebevollen Briefen und in poetischen Ergießungen, welchen letztern bei reicher Fülle der Empfindung und der Berührung persönlicher Verhältnisse doch keineswegs der ästhetische Werth abgeht. Er fand die Freude des Daseyns in der Erfüllung seines Berufs, in den reinen Genüssen der Natur und Kunst, dem harmlosen Familienleben und in dem Umgange mit gleichgesinnten Freunden. Er gab sich denselben mit Unbefangenheit und Heiterkeit hin, spielte auch mit den Kindern gern, und ergötzte sich aufrichtig an ihrer Unschuld und Fröhlichkeit. Kleine Reisen, zuweilen freilich durch seine Kränklichkeit veranlaßt, führten ihn auch dann und wann entferntern Lebens- und Herzensverwandten zu, und der Unterzeichnete wird sich ewig

der Tage freun, die der Verewigte in seinem Hause, dem glücklichen Gatten seiner geliebtesten, ältesten Tochter verweilte. Die Leiden, die ihm selbst das Leben brachte, in mannichfachen Krankheiten, in dem Hinscheiden treu mit ihm Verbundener, seiner hochverehrten Mutter, der Gatten von vier seiner geliebten Schwestern, zarter Kinder, und einer Tochter, die als blühende Jungfrau plötzlich von dem Arme des Todes ereilt wurde, prüften sein tiefes Gefühl und waren eine Uebung seiner wahrhaft christlichen Geduld. So trug er auch die Schmerzen seiner letzten, durch die Leiden der Respirationsorgane so beschwerlichen Krankheit, unter fortwährenden geistigen Beschäftigungen und Anregungen und schied sanft, mit dem Blick zum Himmel, wo er die ihm bereitete Stätte gefunden.

Er hinterläßt der tief gebeugten Wittwe 6 Kinder, von denen der älteste Sohn eben die Kandidatenprüfung wohl bestanden und damit dem scheidenden Vater die letzte Erdenfreude bereitet hat.

Hesekiel.

In dem Aufsatze: die Kunst Predigten zu hören, befinden sich außer mehrern kleinern, folgende bedeutende Druckfehler:

S. 132	Z. 5	ist zu lesen	ausgelegt	statt	aufgelegt.
— 133	— 13	ist zu lesen	er	statt	es.
— 142	— 10	ist zu lesen	sogleich	statt	zugleich.
— 144	— 22	ist zu lesen	Absurdität	statt	Absurdidät.
— 148	— 18	ist zu lesen	Länder	statt	Ländern.
— 158	— 11	ist zu lesen	hätten	statt	hätte.
— 175	— 11	ist zu lesen	sehr	statt	wohl.
— 181	— 1	ist zu lesen	er	statt	es.
— 184	— 25	ist zu lesen	Anfrage	statt	Befrage.

Die zahlreichen Interpunctionsfehler möge der Leser selbst verbessern.

Anzeige.

Biblische Sonntagsblätter
oder
Auslegung des Evangeliums Johannis,
herausgegeben
von
D. Carl Fikenscher,
Hauptprediger in Nürnberg.

(Verlag von H. Haubenstricker.)

Unter diesem Titel erscheint mit dem Osterfeste 1831 und dann sonntäglich ein halber Bogen in gr. 8. zum genaueren Verständniß der heiligen Schrift. Diese Blätter sollen gründliche Religionskenntniß, wahre Ruhe des Herzens, Lust zum fruchtbaren Bibellesen erzeugen und nähren. Christlich gesinnte Familien, Geistliche, Studierende und Freunde gesunder Schrifterklärung werden diese Blätter, wovon die Nummern 1 und 2 in jeder Buchhandlung eingesehen werden können, ihrer besondern Aufmerksamkeit werth halten. Die Subscribenten bezahlen $1\frac{1}{3}$ Thl. oder 2 Guld. 24 Kr. für den Jahrgang von 52 Nummern, deren Versendung in $\frac{1}{4}$jährigen Heften erfolgt.

Drittes Stück.

I.

Abhandlungen.

1.

Des Geistlichen Fortbildung durch Berücksichtigung und Verarbeitung zeitgemäßer Ideen und Vorstellungen über Religion und Christenthum.

Von

Chr. Fr. Karl Schirlitz,

Pfarrer in Wildenhain bei Torgau.

Tief im menschlichen Geiste liegt ein Trieb nach Entwickelung und Ausbildung seiner verschiedenen Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, der, wenn er einmal geweckt und in Bewegung gesetzt worden, sich durch keine Schranken mehr hemmen, durch keine Hindernisse und Schwierigkeiten weiter abschrecken läßt, sondern kühn und muthig seinen Weg fortsetzt, und, seiner eigenen Kraft vertrauend, selbst vorher unbekannte Gebiete erobert, in ihnen wie in seinem Eigenthum hauset, und durch keine noch so schmeichlerischen oder gehässigen Einreden, durch keine noch so künstlich an-

gelegten Kabalen oder offenen Gewaltstreiche aus seinem wohlerworbenen Besitze zu verdrängen ist. Diesem Triebe der Vervollkommnung verdankt die Menschheit allein alles Große und Edle, was sie hat, und er ist zugleich auch die einzige sichere Bürgschaft, daß sie bei allem scheinbaren Kreislaufe der auf ihr Leben und ihre Bestimmung Bezug habenden und einwirkenden Ideen, dennoch bemerkbar fortschreiten, eine Fessel nach der andern abstreifen, sich jeder lästigen Vormundschaft entziehen, und zuletzt der glücklichen Zeit nähern werde, wo sie sich durch das einmal geweckte, und nun nie wieder verlierbare, Selbstgefühl sich gleichsam selbst wieder gegeben sieht, und im vollen Gebrauche ihrer Vernunft ihre eigensten und höchsten Angelegenheiten selbst ordnen und alle sich aufdrängenden Depositärs ihres Glaubens auf immer verabschieden wird.*) Dahin zu wirken, ist fürwahr auch wohl der glücklichste und erhebendste Gedanke, dessen die menschliche Vernunft fähig ist, und irren wir nicht, so leuchtet derselbe eben jetzt wie ein Pharus über der dunklen Fluth wildempörter Glaubensmeinungen, und verheißet dem noch ungewissen Schiffer eine sichere und gefahrlose Einfahrt in den Hafen. Fassen wir nämlich die Erscheinungen unserer Tage auf dem Gebiete des Religiösen schärfer ins Auge, und ver-

*) Wie wahr dieß sey, hat Starke in seinem Werke: das Leben und dessen höchste Zwecke in ihrer allmählichen Entwickelung und Vollendung durch das Christenthum, sogar geschichtlich nachzuweisen gesucht.

gleichen sie mit denen der früheren Zeit, so kann uns ihr revolutionärer Charakter, der in der Abwehr aller angedichteten, nicht wesentlich in der menschlichen Natur liegenden Religionsbedürfnisse, und der daraus entstehenden zeitwidrigen und eben darum verhaßten, übervernünftigen oder unvernünftigen, Anmuthungen seinen Grund hat, nicht verborgen bleiben. Ideen, welche zwar früherhin in einzelnen der rohen und ungebildeten Menge vorauseilenden Köpfen auftauchten, aber wegen der großen Beschränktheit der letzteren noch nicht Gemeingut werden konnten, mithin noch zu schwach waren, um die dichte Finsterniß mit einem Male zu durchdringen, fangen an, zeitgemäß zu werden, sobald diese Hindernisse ihres Eingangs durch eine allmähliche Aufklärung beseitigt worden; sie entwickeln sich von selbst und reifen zur vollendeten Frucht, wenn ihre Keime in der menschlichen Wesenheit selbst liegen. Solche zeitgemäße Ideen lassen sich denn nun auch auf dem Gebiete des Religiösen nachweisen, und wie sehr auch die Finsterlinge, die noch von der kümmerlichen Frucht der vorigen Jahrhunderte zehren, sich dagegegen sträuben und solches leugnen mögen, so ist schon dieses Lärmschlagen und diese verzweifelte Nothwehr selbst ein sicheres Merkzeichen von ihrem Vorhandenseyn; denn sonst würden sie nicht ihre Schanzen verstärken, längst antiquirte Menschensatzungen, scholastische Philosopheme und die pantheistische Gnosis mit neuer Tünche überziehen und durch diesen frischen Anstrich von Neuem einzuschwär-

zen suchen. Sonst, wo die Vernunft noch in ihrem Dämmerungszustande war, und aus Unkunde ihrer geheiligten Rechte, vermöge welcher sie über religiöse Gegenstände nicht nur urtheilen **kann**, sondern auch **soll**, wurden zweifelhafte Fragen, die sie aufwarf, als eitler Vorwitz zurückgewiesen, und sie mußte es sich in aller Demuth gefallen lassen, daß geheimnißvolle Lehren, die, wenn sie auch nicht mit klaren Worten, oder nach den Gesetzen einer gesunden Exegese in den heiligen Urkunden der Religion gefunden wurden, doch mit dem Stempel des kirchlichen Systems bezeichnet waren, mit dem Bemerken ihr aufgedrungen wurden, daß sie sich wohl zu ihrer Annahme bescheiden müsse, weil Lehren, die **über** sie gingen, darum nicht **wider** sie wären. Jetzt, wo die Vernunft von ihrem Schlummer aufgewacht ist und sich von ihrer Schüchternheit erholt hat, dringt sie darauf, die Religion als ihr höchstes und theuerstes, als den Menschencharakter wahrhaft bezeichnendes Kleinod auch mehr zu einer menschlichen Angelegenheit zu machen, weil ja doch die Menschheit nicht anders als menschlich im edelsten Sinne des Worts, d. h. nach den Aussprüchen ihrer Vernunft und des damit übereinstimmenden Gewissens denken und handeln könne, und zu diesem Behufe nur Lehren brauchen und anwenden müsse, welche mit ihr in gleicher Wage stehen, die sich von ihr erkennen, erfassen und aneignen lassen. Wie es daher sonst gewöhnlich war, sich mit leeren Speculationen, mit eitlen Spitzfindigkeiten und

gehaltlosen Sophismen auf dem Felde der Theologie herum zu treiben, um das Wie zu erforschen, an welchem noch bisjetzt alle Versuche gescheitert sind, und scheitern mußten, weil dieß in das Reich der bloßen Hypothesen gehört, und über alle Grenzen der menschlichen Vorstellungskraft hinausliegt: so scheint es der Denkart der gegenwärtigen Zeit gemäß zu seyn, sich mehr an das Was in der Religion zu halten, das Wesentliche derselben auf immer einfachere, verständlichere, und darum auch brauchbarere Principien zu gründen. Selbst die eifrigsten Supernaturalisten müssen, wollen sie anders aufrichtig gegen sich selbst seyn, erkennen, wie vielen Antheil die Vernunft an dem Aufbau und an der Befestigung ihres eignen Systems habe, und wie sie ohne dieselbe nicht im Stande seyn würden, ihren Lehrsätzen, die nicht auf dem ersten Blick einleuchten wollen, und deren Sinn ihnen tiefer und verborgener liegt und sich in geheimnißvolles Dunkel hüllt, den Schein der Wahrscheinlichkeit zu geben, und durch das einzig mögliche Medium der Mittheilung an den Mann zu bringen. Da sie jedoch dieß nicht geständig seyn können, noch dürfen, wenn nicht der ganze Nerv ihrer Beweisführung zerschnitten werden soll, und sie nur einen formalen Gebrauch der Vernunft in Untersuchung der Religionswahrheiten gestotten: so können sie auch nie dahin gelangen, daß sie die Vernunft als höchsten Richter anerkenneten, welches nur dann möglich ist, wenn die Lehre getrennt und abgesondert von den auf

sie Bezug habenden Begebenheiten geprüft wird. Hierin erblicken wir aber eine anderweite Richtung des menschlichen Geistes in seinen neuesten Bestrebungen, der Wahrheit immer tiefer auf den Grund zu kommen. Man ist zu der vollen und klaren Ueberzeugung gelangt, daß, so lange nicht mit völliger Evidenz die Möglichkeit und Wirklichkeit physischer und moralischer Wunder nachgewiesen wird, wo nicht etwa ein bloßes Wortspiel damit getrieben und ohne Unterschied Alles dahin gezogen werden soll, wovon wir die, solchen Erscheinungen zum Grunde liegenden, Gesetze noch nicht erforscht haben, auch alle Berufung auf sie zwecklos sey, und nicht das mindeste Licht mehr über gewisse Lehren und Wahrheiten verbreite, wenn solche nicht schon ihre Kraft und Gültigkeit in sich selbst tragen. Das müssen sie aber, wenn sie wesentlich zur sittlichen Veredlung, Beruhigung und gegründeten Hoffnung des Menschen beitragen sollen. Besser und edler kann aber der Mensch nicht anders werden, als durch einen gewissenhaften Gebrauch seiner Vernunft, d. h. durch ein sorgfältiges Achten auf ihre deutlichen, keinem Zweifel unterworfenen, Aussprüche und Befehle und ihre allezeitige Anwendung auf seine Gesinnungen, ohne welches es keinen mit Bewußtseyn handelnden Willen giebt. Dieß bedingt zugleich auch seine wahre Ruhe; denn so lange der Mensch nicht selbst weiß, nicht durch das untrügliche Zeugniß seines in seinem Innern als Gottes Offenbarung sich ankündigenden Gewissens weiß, daß er das Gute wenigstens redlich

gewollt, und mit aller, ihm zu Gebote stehenden, Kraft ernstlich angestrebt habe, so kann auch nichts in der Welt, so kann die Gottheit selbst nicht die entstandene Lücke in seinem Leben ausfüllen, und den klagenden Mißton in seinem Herzen verstummen machen, bis er wieder durch eigne Erhebung die Selbstachtung, und dadurch die innere Harmonie mit sich hergestellt hat. Und eben darauf ist auch seine Hoffnung gestellt, eine Hoffnung, die um so weniger trügt, je treuer die Bedingungen, woran sie geknüpft ist, erfüllt werden. Eine von Außen uns zukommende Offenbarung könnte daher uns nichts mehr und nichts anderes geben, als schon in uns selbst liegt, ohne daß wir alles Selbstvertrauen zu der in unserm eigenen Innern als Gottes Stimme zu uns redenden Vernunft verlören, welches ja offenbarer Hochverrath an der Gottheit selbst wäre; und diese, die Gottheit, kann sich unmöglich selbst widersprechen, indem sie uns auf der einen Seite zwar in der Vernünftigkeit einer Lehre ein sicheres Kriterium ihrer Wahrheit und der Verpflichtung gegen sie gäbe, auf der andern Seite aber wieder durch die Abtreibung von diesem sichern Haltepunkte dasselbe entrisse, und das ohnehin schwache Geschöpf, Mensch, einem endlosen Kampfe beunruhigender Zweifel Preis geben wollte. Dieß würde aber der Fall seyn, wenn durch und mit wundervollen Begebenheiten uns Lehren verkündigt würden, die über die menschliche Vernunft wären, sich nicht von ihr erfassen, nicht in ihr Eigenthum verwandeln ließen

oder, bezeichnender gesprochen, nicht schon als Eigenthum von ihr erkannt würden. Daß Gott z. B. die Menschen liebe, als Vater an ihnen handle, das muß Jeder erkennen und zugeben, der nur einiges Gefühl für die großen Wohlthaten hat, die er genießt, und dieses Gefühl, heller oder dunkler, je nach dem höheren oder geringeren Grade der Kultur und des menschlichen Bewußtseyns, treibt selbst zahllose Wilde an, der Gottheit Dank zu opfern. Es kann also die Sendung Jesu nicht Grund, sondern nur Folge jener Wahrheit seyn, zumal da die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde nicht von dem letzteren an einem Dritten erfahren und empfunden werden kann, sondern unmittelbar von ihm selbst gefühlt werden muß. Eben so verhält es sich mit der Vergebung der Sünden, welche verbürgt ist durch die väterliche Langmuth und Nachsicht Gottes gegen unsere Schwächen, begehrt wird durch das Bedürfniß seiner Gnade, welches die Einsicht in unsere Fehler und Mängel erweckt, und nur erlangt wird auf dem für sie allein geöffneten Wege einer gründlichen Besserung unsrer Gesinnungen und unsres Wandels, keineswegs aber unmittelbar um des verdienstlichen Leidens und Sterbens Jesu willen, welches Verdienst ihm allein zufällt. Und hat er dieß nicht klar und deutlich genug selbst gelehrt in dem Gleichnisse vom verlornen Sohne? Auch haben schon fromme Männer der Vorzeit solche vernünftige Ansichten über diesen Punkt gehegt, und schon ein David sang in dem Gefühle seiner großen Verschuldung:

bei dem Herrn ist Vergebung, auf daß man ihn fürchte.*) Die Gegner nun, welche die Idee der Erlösung anders deuten, verrathen nicht nur eine offenbare Unbekanntschaft mit dem Geiste des Christenthums und der Lehre Jesu, sondern befinden sich auch im geraden Widerspruche mit der Vernunft selbst. Doch, zu welchen Mißverständnissen und selbst zu welchen Absurditäten haben nicht Christus und seine Apostel mit ihren Auctoritäten sich hergeben müssen! Sogar das Verdienst einer leichteren, allgemeineren Entwickelung der in uns liegenden Vernunftansichten über die Gottheit und ihre reinere Verehrung ist dem großen Erlöser von Wahn und Irrthum entzogen worden. Gerade diejenigen, welche sich einbildeten, seine einsichtsvollsten Schüler und die eifrigsten Beförderer seiner Ehre zu seyn, indem sie auch die menschlichsten seiner Aussprüche auf ihre Weise zu vergöttlichen und die leisesten Accomodationen zu den in seiner Zeit vorgefundenen dichteren Hüllen (unter welchen die richtige, nur unerkannte, Idee verborgen lag, deren gänzliche Abwerfung seine Weisheit einem aufgeklärteren und reiferen Zeitalter überließ) zu stehenden und unantastbaren Lehrsätzen erhoben, und als Glaubensnorm durch sophistische Dialektik zu verewigen suchten, ohne dabei auf andere deutliche Win-

---

*) Vieles hierher Gehörige kann in dem bekannten Werke von Gebhard: die letzten Gründe des Rationalismus gegen Zöllich, nachgelesen werden.

ke zu ihrer Würdigung Rücksicht zu nehmen, haben sein Licht am meisten verdunkelt, die Frucht seiner Wirksamkeit am längsten verspätigt, und den Geist in eine so schwüle Atmosphäre versetzt, daß ihm das freie Athmen so lange unmöglich blieb, bis die Elasticität der eignen Kraft wieder stark genug war, um jenen Druck abzuwälzen. Vielen, bei welchen es noch nicht zu diesem Durchbruch gekommen ist, und die noch bei aller Liebe und allem Eifer für Wahrheit mit frommer Scheu an dem veralteten scholastischen System festhalten, anstatt ihren Geist durch die kräftige Kost des gesunden Menschenverstandes zu stärken, ergehet es wie jenem Gefangenen, den, nachdem er das milde, erwärmende Sonnenlicht nach jahrelanger Verhaftung zum ersten Male wieder erblickte, eine tiefe Wehmuth ergriff, die ihn nöthigte, in den dumpfen Kerker zurückzukehren, um nun freiwillig noch den Rest seiner Tage daselbst zuzubringen. Daß dieß aber ein eingebildetes Wohlseyn, eine Behaglichkeit sey, welche einen krankhaften Zustand verräth, liegt klar am Tage, und wie der leibliche Arzt bei der Wahrnehmung solcher bedenklichen Symptome kein erfreuliches Prognostikon zu stellen vermag, indem er an einem aufrichtigen Gebrauche und einer vollen Wirksamkeit der natürlichen Heilmittel verzweifeln muß, so sieht auch der geistige Arzt in dem zurückgesetzten Gebrauche der Vernunft durch die Berufung auf wundervolle und abergläubige Mittel eine Hemmung und Lähmung der natürlichen und schon für sich selbst zur

völligen Genesung hinreichenden Geisteskraft. Dieß hindert jedoch Tausende nicht, in der Vernünftigkeit einer Lehre, welcher Begriff mit dem, was sie für Christenthum halten, zusammenfällt, das einzige Kriterium ihrer Wahrheit zu erblicken, und zwar einer Wahrheit, die für sich selbst schon und ohne alle Beimischung des Zufälligen, Aeußerlichen und Geschichtlichen, welches besser abgesondert von ihr betrachtet wird, im Stande ist, zur Erleuchtung, Besserung und Beruhigung beizutragen. Diese Idee ist zeitgemäß, d. h. sie ist dem Standpunkte der gegenwärtigen Bildung angemessen, sie dringt sich jedem unbefangenen Denker, der seinen Antheil an dieser Bildung für sich hingenommen hat, mit einer Stärke und Lebhaftigkeit auf, wie dieß früherhin nie, wenigstens nicht mit solcher Allgemeinheit der Fall war. Hiermit wird auch einer solchen Lehre keineswegs der Charakter der Göttlichkeit abgesprochen, vielmehr ist derselbe nur desto mehr gesichert und fester basirt, und kann nun leichter vernommen und nachgewiesen werden, in dem Einklange und der Uebereinstimmung mit den Forderungen und Bedürfnissen, welche die verlangende Gottesstimme in der Tiefe unsres Wesens, die für uns einzig hörbare und auch wegen des mit ihr verbundenen moralischen Bewußtseyns untrügliche, zur Befriedigung vorlegt. Alle morschen Stützen, die von außen angebracht sind, würden das Gebäude der geistigen Wohlfahrt nicht halten, wenn es nicht schon auf einem festen und soliden Grunde ruhete, und da Gott diesen Grund mit eigner Hand in

uns legte, und wir auch sonst ihn nicht verlassen, so würde es die größte Thorheit seyn, ihm in der höchsten und wichtigsten Angelegenheit nicht zu trauen und statt seiner auf lauter sandigen oder sumpfigen Boden ein Wundergebäude aus lauter phantastischen Werkstücken aufzuführen, in welchem wir uns wegen seiner Riesengestalt wie Zwerge verlieren, und worin uns zur wahren Höhenmessung wie den Astronomen die Parallaxe fehlt. Nein, soll die Religion mehr seyn als ein bloßes Schauspiel von Wundern, soll sie mehr wirken als vorübergehende Gefühle des nutzlosen Staunens, soll sie einen Gehorsam nicht aus Furcht oder Eigennutz, sondern aus reiner Liebe erzeugen, soll sie die schönste Perle in dem Schmucke liebenswürdiger Eigenschaften des Menschen seyn: so muß sie ihm näher verwandt, so muß sie an sein Herz gelegt, so muß sie selbst ein Theil seines edleren Selbst seyn, so darf die Gottheit nicht von Außen, sie muß von Innen zu ihm reden, oder, wenn dennoch jenes der Fall seyn sollte, so dürfen ihre Mittheilungen nicht aus fremdartigen, aller Vergleichungen durchaus ermangelnden, Sätzen bestehen, wenn der Mensch nicht ohne seine Schuld entweder an sich selbst oder an der Gottheit irre werden soll. Auf je einfachere Principien eine Wissenschaft gestellt wird, desto faßlicher, desto behaltbarer sind auch die aus ihnen entwickelten Wahrheiten; je richtiger ihre Vordersätze gebildet sind, desto zwangloser, desto überzeugender dringen sich auch ihre Folgerungen auf und desto mehr fühlen wir

uns auch zu ihrer Anerkennung verpflichtet. Religion nun, als Gegenstand der Belehrung betrachtet, ist ebenfalls eine Wissenschaft, und zwar im strengsten Sinne des Worts, und da ihre Wahrheiten, wenn sie nicht bloßes Gedächtnißwerk seyn sollen, in lauter Ideen bestehen müssen, welche die urtheilende Vernunft von den verschiedenen Beobachtungen, die sie über die physische und moralische Natur des Menschen angestellt hat, abzieht, in lauter Schlüssen, die sie von dem, in Zeit und Raum überall unbefriedigt bleibenden, Verlangen nach einem, mit den Forderungen des Sittengesetzes übereinstimmenden äußeren, denselben genau entsprechenden, Verhältnisse, auf das Daseyn einer höheren moralischen Weltordnung macht: so ist nicht abzusehen, wie man anders zu einer wahren und beruhigenden Ueberzeugung von ihrem hohen Werthe und ihrer Kraft und Wirksamkeit für Herz und Leben gelangen, oder auch wie man Andre dahin führen könne, als durch einen gewissenhaften Gebrauch seiner Geisteskräfte. Dieß erkennt und fühlt man in der jetzigen Zeit immer lebhafter, man sieht es ein, daß mit der Nichtachtung oder wohl gar Verachtung und Geringschätzung der Vernunft in der höchsten und wichtigsten Angelegenheit des Menschen diese selbst in ihrem Credit sinken müsse, und daß nichts die bisherige gröbliche Versündigung an Gott und Menschen vergütigen und die Religion in ihrer wahren Glorie und in ihrem Ruhe und Seligkeit spendenden Einfluß wiederherstellen könne,

als eine den überall lautgewordenen dringenden Bedürfnissen einer gründlichen Belehrung über ihre Wahrheiten genügende Darstellung, welche nicht von Außen hinein-, sondern von Innen herauspredigt, damit der Mensch die lebende, webende Gottheit in sich selbst fühle, durch sein Denken ihr nahe komme, und, von diesem Geiste getrieben, alle seine äußeren Verhältnisse darnach ordne und allen seinen Handlungen das Gepräge wahrer, innerer Gottseligkeit gebe. So lange Religion noch ein Aeußeres, ein bloßes Accidens ist, kann sie nie Seele des Lebens werden, ihre Wirkungen sind dann bloße Fragmente ohne Zusammenhang, nur Sonnenblicke, welche die einzelnen Keime des Guten zwar in uns hervorlocken, aber nicht die Macht haben, sie zum kräftigen Vollwuchs heraufzutreiben, so daß sie zuletzt wie in einem fremden Klima fruchtlos absterben. Nur durch die innere religiöse Beleuchtung fühlt sich der Mensch zum Bilde Gottes geweiht, nur durch ein Erfassen seiner selbst, durch ein Sichselbstverstehen in allen seinen Kräften und Fähigkeiten, durch ein Sichselbstbehorchen in den geheimsten Tiefen seines geistigen Wesens ahnet er die wahre Größe und Nähe des heilig allmächtigen Schöpfers, und indem er sich um der Fähigkeit dieses Gedankens willen selbst achten muß, erblickt er auch mit einem Male alle Folgerungen, die sich daraus für ihn ergeben, und seine religiös-sittliche Bestimmung leuchtet ihm mit einer Klarheit und einer Bestimmtheit ein, daß alle Gründe von Außen her als überflüssig erschei-

nen. Sollte es deren aber wirklich bedürfen, so wäre dieß ein Beweis, daß, da innere Gewißheit das Gewisseste ist, was wir haben können, es überhaupt nie bei uns zu einer festen und beruhigenden Religionsansicht kommen, und daß Gott, falls er dieses selbst von uns verlangte, uns keine solche geben könnte, da er ja alle Ordnung des Denkens in uns verwirrte und verkehrte, und den sichern Boden unter unsern Füßen wegrisse. Dieß deutet aber zugleich mit hin auf eine andere, dieser nahe verwandte Idee in den Einigungsversuchen unserer Zeit, die bereits ins Leben eingetreten ist, und realisirt zu werden verlangt. Der Mensch mit seinem Dualismus als sinnlich vernünftiges Wesen begehrt nämlich durch die Religion auf einen Standpunkt erhoben zu werden, von dem aus es ihm leicht wird, die wechselseitigen Ansprüche und Forderungen beider, seiner Sinnlichkeit und seiner Vernunft, so zu befriedigen, daß keiner Unrecht geschieht, daß keine sich anmaßt, die Rechte und Ansprüche der andern zu kränken, wodurch das nöthige Gleichgewicht aufgehoben, und der Friede im Innern gestört wird.

Tritt die Vernunft als gebietendes Sittengesetz mit ihrem trockenen kategorischen Imperativ vor die Sinnlichkeit hin, ohne irgend einen mildernden Zusatz, ohne irgend eine sie befriedigende Aussicht in die Zukunft, so rächt sich diese für den unnatürlichen und unbegreiflichen Zwang, der ihr angethan wird, mit einem Ungehorsam, der alle Zuredungen vergeblich

macht. Wird hingegen der Sinnlichkeit, und insbesondere der Quelle derselben, der Phantasie, und den Gefühlen ein zu großer Spielraum gelassen, wie dieß von einem großen Theile derer geschieht, welche glauben, der Religiösität dadurch aufzuhelfen und ihr einen Vorschub zu thun, so schlingt sich dieselbe wie eine Schmarotzerpflanze um die denkende Kraft des Menschen, entzieht dieser allen Nahrungsstoff und schweift ohne oberste Regel und Leitung anfangs in den höhern und höchsten Regionen wunderbarer Phantome umher, bis sie, erschlafft und abgemattet von der Ueberspannung, die Flügel sinken läßt, und nun, gleich einem Irrwisch, über Moräste und Sümpfe hingaukelt, ohne sich jemals wieder aufzuschwingen. Qui medium tenuere, beati; der einzig sichere Weg also, um die Religion dem Menschen ans Herz zu legen, sie ihm zu einem unverlierbaren Eigenthum zu machen, zu einer zarten, unzertrennlichen, Freundin, der er auch in den schwierigsten Lagen seines Lebens auf den leisesten Wink gehorcht, ist nicht bloße Moral in dem Kantischen Sinne des Worts als Pflichtenlehre, sondern eine, ihn von allen Seiten erfassende, mit Gott und Welt und mit sich selbst versöhnende, Bestimmungslehre, wodurch ihm das Bild der verklärten Menschheit, die er so oft in der Wirklichkeit vergeblich sucht, so nahe vor die Seele gerückt wird, daß ihm der Eindruck davon unauslöschlich bleibt, und er nun mit Lust und Eifer strebt, nachahmend seine Züge, mit immer sichrerer Hand dieselben sich selber einzu-

zugraben. Aber, um solche Forderungen zu befriedigen, wähnet nicht, ihr Wächter und Hüter des Göttlichen im Menschen, welches zugleich auch das Menschlichste in ihm ist, daß es genug sey, wenn ihr mit einem geharnischten Auctoritätsglauben einhergeschritten kommt, um ihn wie mit einer Zuchtruthe den Weg zu treiben, den er gehen soll, ohne dabei auf sein Wollen Rücksicht zu nehmen, welches doch allein Grund und Wesen aller Religiosität ausmacht, oder wenn ihr ihn mit dem Zauberstabe eurer Wunder berührt, um ihn aus sich selbst heraus und über ihn selbst hinaus zu versetzen und ihn dann überredet, daß er, ohne zu wissen, wie ihm geschah und ohne sein Zuthun, ein ganz anderer Mensch geworden sey. Zwar wird es euch nie an Anhängern und Freunden solcher Täuschung fehlen, so lange es Menschen giebt, die sich gern für die strengen Forderungen des Sittengesetzes mit einem bequemen und müßigen Glauben abfinden, und bei dem Mangel an Ernst, etwas durch sich selbst zu werden, von Zeit zu Zeit Verträge mit dem Himmel abschließen, wobei sie sich mit kluger Vorsicht ihre liebsten Wünsche vorbehalten und ihn wohl gar noch für den kleinen Zwang, den sie sich anthun, zum Danke gegen sich verpflichtet meinen. Aber so denken nicht Alle mehr, der Mensch bleibt nicht ewig Kind, und die zum wahren Mannthum gekommen sind, wissen's euch schlechten Dank, daß ihr ihnen statt fester Speise noch immer Milch reicht, daß ihr sie, wo sie tief ergreifende, selbst Fehler und Schwä-

chen wenig schonende Wahrheit von euch erwarten, mit süßen, überzuckerten, Phrasen füttert, wobei sie nie zu einer gründlichen Selbsterkenntniß und edlem Selbstgefühl kommen, daß sie ihrer eignen Schwäche zürnten, und doch auch den rechten wahren Balsam in sich selbst entdeckten, der diesen innern Schmerz nicht bloß besänftigend betäubte, sondern in der Wurzel heilte. Soll ich meinem Wohlthäter recht dankbar seyn, soll ich ihm diesen Dank nicht etwa mit bloßen Worten, oder mit bloßen auflodernden Gefühlen bringen, sondern in Thaten, die dem dankerfüllten Gemüthe von selbst entquellen, die in allen ihren verschiedenen Richtungen von einem Centralpunkte ausgehen, von dem heißen Bemühen, mich durch einen rechten Gebrauch seiner Gutthaten derselben immer würdiger zu beweisen: so muß ich ihn kennen lernen, und entzieht er sich meinem Anblick, so muß er sich von mir finden lassen in den Erweisungen seiner Liebe, die ich zunächst nur durch ein helles und besonnenes Achten auf das wahrnehme, was ich ursprünglich durch ihn bin und habe, und was ich durch die mir geschenkte Kraft und dargebotenen Mittel noch alles werden und erlangen kann. Ist es überhaupt noch nicht zu diesem Bewußtseyn, zu diesem reinen und ungetrübten Gottesgefühl durch Reflexion auf mein Inneres gekommen, so kann mich auch kein Wunder der Welt hiervon belehren, und alle Deutungen desselben, die mich zu dieser Erkenntniß nöthigen sollen, müssen schon aus diesem Grunde an mir verloren gehen, weil der Grund

selbst, worauf sie gebaut werden sollen, nämlich die innerste Ueberzeugung, die vor aller äußeren Nöthigung da seyn muß, noch nicht gelegt ist. Wollet ihr also wahre Religiösität befördern, wollet ihr die Pfleger der rechten heiligen Gluth der Andacht in den Herzen eurer Anvertrauten seyn, einer Gluth, die nicht, wie sie emporflammt, wieder auslöscht, oder Verderben sprühend Alles in Asche legt, sondern, nach dem Vorgange unsres göttlichen Meisters, in der Gottes- und Menschenliebe ihre unerschöpfliche Nahrung findet, wollet ihr diesen durch die Aufklärung der Zeit immer dringender gewordenen religiösen Bedürfnissen auf eine genügende Art abhelfen, ihnen nicht von Neuem eine verkehrte und gewaltsame Richtung geben, die sie doch früher oder später wieder verlassen, und dann nur um so stärker wieder auf die allein richtige sich hinwenden werden: so lasset, welchem System ihr auch zugethan seyn möget (denn bei keinem ist, wo nur der Hauptzweck, religios-sittliche Veredlung, unverrückt vor Augen schwebt, das Heil gefährdet), solche Ideen nicht unbeachtet. Ohne ihre Berücksichtigung und Verarbeitung würde

1. **weder euer theologisches Wissen bereichert**, noch
2. **die Selbstständigkeit in euren Ansichten erleichtert und befördert**, noch endlich
3. **eure Amtswirksamkeit den Forderungen der Zeit entsprechend und fruchtbar genug werden.**

Es verhält sich mit den Wissenschaften gerade so wie mit den Künsten und Handwerken. Sie erfordern, wenn sie recht verstanden, geübt und gehandhabt werden sollen, von Seiten derer, die sie betreiben, eine rastlose Fortbildung, eine immerwährende Vervollkommnung der schon vorhandenen Anlagen und Fähigkeiten, eine Vermehrung der bereits gesammelten Kenntnisse, die sie nicht anders erwerben können, als durch eine genaue Bekanntschaft mit Allem, nicht bloß was vor, sondern auch was zu ihrer Zeit darüber gedacht, gesprochen und geschrieben worden, und noch fortwährend darüber verhandelt wird. Wer sich entweder aus Bequemlichkeit, oder aus Stolz und Eitelkeit nicht um die Ideen bekümmert, welche so eben im Umlauf sind, der bleibt nicht nur auf der Stufe der Bildung stehen, die er einmal erstiegen, sondern kommt auch wegen der nie stillstehenden, vielmehr vorwärts treibenden Aufklärungsversuche weiter zurück, so daß er zuletzt fremd und unbekannt mit den Erscheinungen seiner Zeit, die alle Fächer des Wissens und alle Gebiete des Lebens durchdringt, wie ein Sonderling dasteht, und bei allem vermeinten Reichthum doch oft genug wider seinen Willen an seine wahre Armuth erinnert wird. In der Theologie können weder die Gerharde, noch die Hollaze, noch die Walche, noch endlich die Reicharde selbst dem Geistlichen, dem es um einen wirklichen Fortschritt in seiner Wissenschaft zu thun ist, allein genügen, wie nothwendig auch das Studium ihrer

Ansichten und Meinungen in geschichtlicher Hinsicht zu einem richtigen Verständniß des Neueren und Neuesten ist. In dem letzteren offenbaren sich die Bedürfnisse seiner Zeit, welche eben so gut, wie alle frühere, bemüht ist, die objective Wahrheit in gewissen, nur für sie geeigneten Formen zur Anschauung zu bringen, und sich der Grundidee des Göttlichen immer mehr zu nähern. Wollte er nun dieselben ganz übergehen und mit starrem Eigensinn an dem Alten festhalten, so gäbe er dadurch zu erkennen, daß seinem theologischen Wissen überhaupt der Charakter der Wissenschaftlichkeit und der philosophischen Durchbildung abginge, welcher ja eben darin besteht, daß man auf Alles aufmerksam ist, was zur quantitativen und qualitativen Bereicherung der Begriffe und Vorstellungen beitragen kann, oder daß er dem menschlichen Geiste geradezu alle Perfectibilität in seinen Forschungen und intellectuellen Bestrebungen wenigstens in Absicht auf das abspräche, was seine Forschbegierde am meisten reizt, und was ohne Befriedigung derselben aufhört, ein Gegenstand seiner Liebe, und mithin auch ein Mittel seiner Vervollkommnung zu seyn, weil alles Todte dem wahren Lebensprinzip widersteht, welches eben in einer kräftigen und starken Entbindung aller Kräfte von jeder Hemmung besteht. Diesen Eigensinn läßt er fahren, und dem natürlichen Eifer, die letzten Gründe für die Wahrheit von Neuem auf verschiedenen Wegen aufzusuchen, läßt er Gerechtigkeit widerfahren, sobald er sich an die Vorstellung ge-

wöhnt, daß auch das Alte, woran er festhält, zu seiner Zeit neu war, und im Gegensatz gegen das noch Aeltere einen eben so heftigen Widerspruch erfuhr und so lange erfahren mußte, bis die stärkeren Gründe genugsam einleuchteten, worauf die Versöhnung damit von selbst erfolgte. Der Wege nun, die zu einer solchen Bereicherung des theologischen Wissens durch zeitgemäße Ideen hinführen, giebt es drei: die mündliche Unterhaltung mit Männern, die mit dem literärischen Verkehr ihres Faches bekannt sind; das Lesen der neuesten Schriften über dasselbe, und endlich das Schreiben.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Geistliche, wie jeder andere Gelehrte, durch den öfteren Umgang mit Männern, welche sich auf dem großen literärischen Markte, auf dem Stapelplatze der geistigen Produkte selbst befinden, und die schon vermöge ihrer Stellung unmittelbaren Antheil an dem Groß- und Kleinhandel derselben zu nehmen genöthigt sind, ungleich schneller von allen merkwürdigen Erscheinungen unterrichtet werden müsse, als derjenige, der durch seine entfernte Lage, wo nicht von aller Bekanntschaft, doch von allem mündlichen Verkehr mit kenntnißreichen und mit der neuesten Literatur seines Fachs vertrauten Leuten ausgeschlossen ist, und auf die dürftigen, oft noch dazu mangelhaften Nachrichten, welche ihm die Zeitblätter davon geben, jahrelang warten muß. Dadurch müssen nothwendig Lücken in seinem

Wissen entstehen, die nur nothdürftig, oft auch aus Mangel an aller Gelegenheit gar nicht von ihm ausgefüllt werden können. Denn, während er, auf das Frühere aufmerksam geworden, dasselbe nachzuholen bemüht ist, bewegen mittlerweile schon wieder andere Ideen die Köpfe, die ihm eben so wenig fremd bleiben dürfen, wenn er mit der Bildung seines Zeitalters fortschreiten will. Und doch ist dieß noch immer der kleinste Nachtheil, der aus der Entbehrung dieses Mittels für die Bereicherung des theologischen Wissens entsteht, da in der wachsenden Fluth literärischer Erzeugnisse so viele Ephemeren zum Vorschein kommen, die auch nur kennen gelernt zu haben sich kaum der Mühe verlohnt, und das Bessere, auch später gekannt, noch immer denselben Werth behält und denselben Nutzen stiftet. Ungleich schmerzlicher ist der Verlust von einer andern Seite, welcher hieraus für Jeden entsteht, der mit Liebe und Eifer an seiner Vervollkommnung und Amtstüchtigkeit arbeitet. In dem mündlichen Austausch unserer Ideen, in der geselligen Unterhaltung mit Männern, die unserm Berufe gewachsen sind, und sich wohl gar in der Bearbeitung einzelner Zweige desselben rühmlichst hervorgethan haben, liegt ein mächtiger Hebel unsrer eignen Geisteskraft und ihrer vielseitigen Stärkung und Ausbildung. Durch die gespannte Aufmerksamkeit, womit wir ihr Gespräch anhören und die verschiedenen Windungen desselben verfolgen, durch die augenblickliche Prüfung der Gründe, die sie für ihre Meinungen aufstel-

len und durch die rasche Widerlegung derselben, wenn sie nicht mit den unsrigen übereinstimmen, werden wir genöthiget, den sonst trägen Gang unsrer Gedanken zu beschleunigen, von den Schätzen, die wir in unserm Gedächtnisse niedergelegt haben, durch plötzliche Besinnung Gebrauch zu machen, die Früchte unsrer Belesenheit einzustreuen und unsre Urtheilskraft zu schärfen. Durch diese innere Anregung und Bewegung aller unsrer Seelenvermögen, durch dieses unterhaltende Spiel unsrer geheimsten Triebfedern, und durch den elastischen Schwung, welchen sie durch den Gegendruck in gelehrten Debatten bekommen, durch das ununterbrochene Mit- und Vordenken bei denselben erlangt unser Geist eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, die ihn allererst recht zum Meister seiner gesammelten Kenntnisse machen, die dunklen Partieen in seinem Wissen aufhellen, schlummernde Ideen wecken und seinen Kopf mit neuen bereichern. Der einsame, sein Studirzimmer nie verlassende Denker mag allerdings oft tiefer auf den Grund der zu behandelnden Materie eingehn und geschickter seyn, ein systematisches Lehrgebäude aufzuführen und neue Theorieen zu ersinnen; aber er ist auch leicht der Gefahr ausgesetzt, sich so sehr in den labyrinthischen Gängen einer müßigen Speculation zu verlieren, daß ihn entweder Niemand versteht, oder daß er, ungeachtet seiner Originalität, auf alle Gemeinnützigkeit Verzicht leisten muß. So lange wir uns selbst überlassen sind, verfolgen wir gewisse Lieblingsideen, die sich bei uns

festgesetzt haben, und spinnen sie vielleicht so weit fort, bis wir durch keine noch so triftigen Gegengründe mehr von ihrer Unhaltbarkeit oder von ihrer nur bedingten Wahrheit zu überzeugen sind. Diese Einseitigkeit und diese Steifheit der Ansichten wird durch den öfteren mündlichen Verkehr am meisten verhütet; die Achtung, die wir dem Andern schuldig sind, und die wir ihm dadurch bezeugen, daß wir seine Meinung aufmerksam anhören und seinen Gründen Gerechtigkeit widerfahren lassen, der Zwang, den wir uns anthun müssen, um nicht durch allzu paradoxe Behauptungen anzustoßen und Blößen zu geben, die Mannichfaltigkeit der Ansichten, die dabei zum Vorschein kommen, und die beständige Hinweisung auf die neuesten Aufschlüsse oder auch nur Versuche, die über diesen oder jenen Gegenstand gemacht worden sind: das alles trägt dazu bei, daß wir unvermerkt und unbeschadet unsrer Selbstständigkeit von jenem Eigensinn und jener Rechthaberei, wie von jeder Befangenheit abkommen und unsern Blick für das Wahre unter allen Formen, Hüllen und Gestalten schärfen. Das Gespräch über gelehrte Gegenstände gleicht einer Art von Wettkampf, die Gründe, die wir für unsre Behauptungen vorbringen, sind die Waffen, womit wir fechten, das Ziel ist die Wahrheit und die innere Stärke der ersteren entscheidet den Sieg. Selbst Niederlagen, die wir in einem solchen Kampfe erleiden, machen uns für die Zukunft vorsichtiger und auf die Fehler aufmerksam, die wir dabei begingen, lassen uns die Lücken, die uns

in unserm Wissen bisher verborgen blieben, deutlich wahrnehmen, und feuern uns an, dieselben auszufüllen, dem verhandelten Gegenstande weiter nachzudenken, ihn von mehreren Seiten zu betrachten, neue Gründe dafür aufzufinden, um so mit gesammelter und erhöhter Kraft wieder auftreten zu können. Was kann dabei natürlicher seyn, als daß jede, selbst die neueste Ansicht sorgfältiger von uns geprüft und durchgegangen wird, keine Auctorität mehr bei uns gilt als die, welche die Wahrheit in sich selbst und durch sich selbst hat, und deren Kriterium in der innersten Ueberzeugung von ihrer allgemeinen Gültigkeit und Anwendbarkeit auf alle Sterbliche zur Erreichung ihrer religiös-sittlichen Bestimmung auf einem für Alle zugänglichen und vor Irrthum und Wahn, so wie vor der Möglichkeit arger Mißverständnisse am meisten sichernden Wege! Der Geistliche, der sich eines geistreichen Umgangs mit wissenschaftlichen Genossen seines Standes erfreut, und der diesen Umgang für seine Fortbildung gehörig zu benutzen versteht, hat entschiedene Vorzüge vor vielen Andern seiner Amtsbrüder, und sein theologisches Wissen wird immerdar durch einen schnellen und ununterbrochenen Zufluß von neuen Ideen bereichert, die seine Kräfte in gleicher Spannung erhalten und ihn vor jedem Rückfall sichern.

Ein zweites Mittel, mit den zeitgemäßen Ideen und Vorstellungen über Religion und Christenthum bekannt zu werden und den rechten gegenwärtigen

Stand der Dinge auszuforschen, ist das Lesen. Für viele, ja für die meisten auf dem Lande und in kleinen Städten lebende Geistliche ist dieß sogar das einzige Mittel, welches ihnen zu ihrer Fortbildung und Förderung ihres theologischen Wissens übrig bleibt. Um so gewissenhafter muß dasselbe daher auch von ihnen gebraucht werden. Freilich versteht es sich hier von selbst, daß der kleine Vorrath von Büchern, den wir in unser Amt mitbrachten, und der oft genug wegen der Befriedigung so vieler andern weit dringenderen Bedürfnisse nur einen spärlichen, zuweilen auch gar keinen Zuwachs weiter erhält, und nicht einmal den Namen einer Bibliothek verdient, zu diesem Zweck nicht hinreichen könne. Aber wem böte sich nicht theils in dem größeren oder kleineren Kreise seiner Bekannten, in den hier und da errichteten Lesevereinen, an die er sich anschließen kann, Gelegenheit dar, wenigstens das Wissenswürdigste aus der neuesten Literatur kennen zu lernen, und einige wichtige Zeitschriften (denn alle zu lesen möchte wegen zu großen Zeitverlustes nicht einmal räthlich seyn) zu erlangen! Es kommt auch hierbei gar nicht auf das multa sondern multum an. Lesen wir nur über die einzelnen Zweige der Theologie die sogenannten Vormänner, welche zuerst jene Ideen anregten und in Umlauf brachten, so können wir füglich einer Menge anderer Schriften überhoben seyn, in welchen wir nichts anderes als ihren Nachhall wiederhören. Soll jedoch dieses Lesen recht fruchtbar für uns ausfallen, soll das Gesagte nicht aus dem Ge-

dächtniß verschwinden, wie wir es aufgenommen haben, soll es ein Belebungsmittel unsrer eignen Meditation werden, und unser selbstständiges Urtheil nicht durch den Reiz der Neuheit und der Originalität bestechen, so müssen wir gleich von Vorn herein auf unsrer Hut seyn, die Idee, die den Schriftsteller leitete, mit unsern eignen Gedanken verfolgen, und zuvörderst sehen, auf welche Resultate wir durch unsre Untersuchung hingeführt werden. Bei dieser Art von Selbstgesprächen erhalten wir unsern Geist nicht nur in der so nöthigen Munterkeit und Beharrlichkeit, den Faden der Lectüre bis zu seinem Ende abzuwinden, sondern haben auch noch die Freude, daß wir, wenn wir dann zum Lesen des vor uns liegenden Werkes übergehen, oft in den wesentlichsten Punkten übereinstimmen, und um desto fester in unsrer Ueberzeugung bestärkt werden. Erfolgt aber das Gegentheil, werden wir unerwartet auf ganz andere Ergebnisse hingelenkt, als wir uns gedacht und vorgestellt hatten: so sind wir wenigstens vor der Schwachheit gesichert, uns nicht unbedingt auf Gnade und Ungnade dem Gegner unsrer Meinung zu überlassen, sondern, da einmal Zweifel in uns geweckt worden, die Prämissen noch einmal einer genauen Prüfung zu unterwerfen, um zu sehen, ob nicht irgend ein Schluß erschlichen seyn möchte, worauf sich dann gewöhnlich mit leichter Mühe erörtern läßt, auf wessen Seite die Schuld des Irrthums fällt. Verbinden wir damit ein fortgesetztes Studium der schriftlichen Urkunden unsrer Reli-

gion, dringen wir immer tiefer in ihren Sinn und ihre Bedeutung ein, ohne irgend einem Systeme anzuhangen, bloß um das Wahre, das Allgemeingültige und Allgemeinverbindliche darin aufzusuchen, was sich jedem Unbefangenen von selbst aufdringt, so sind wir zugleich auch vor jener Verflachung gesichert, die, ohne innersten Kern und ohne einen festen Grund zu haben, uns jedem neuen, abentheuerlichen Einfall Preis giebt, vor jener Lesesucht, die immerfort sammelt und häuft, ohne daß es jemals zum Ordnen und Sichten kommt, die uns zu bloßen Nachbetern, zu eitlen Schwätzern macht, welche wohl von Allem etwas, aber nicht das Rechte wissen, und die sich in dem Labyrinthe so vieler, einander widersprechender, Meinungen ohne treuen und sicheren Führer verlieren.

Daher rathe ich, besonders mit der Feder in der Hand zu lesen, und sich zu gesetzten Stunden in der Woche auch noch mit eignen Ausarbeitungen zu beschäftigen und nicht eher zu ruhen, als bis man sich durch eigne Forschung des selbst erwählten Gegenstandes dergestalt bemächtiget hat, daß die Gedanken von selbst zuströmen, und das Bild, welches heller oder dunkler der Seele vorschwebte, mit lebenvollen Zügen auf dem Papiere zur Anschauung vorliegt. Dieß ersetzt dem auf einsamen Dörflein lebenden Geistlichen wenigstens einen Theil des schmerzlich entbehrten lehrreichen Umgangs mit wissenschaftlich gebildeten Männern seines Fachs, giebt seinem Wissen Leben und Haltung und läßt seine Kraft nicht verrosten. Der

eigne schöpferische Trieb, der mehr oder weniger in jedem denkenden Menschen liegt, verschmäht es ohnehin, immer nur an fremdem Bande zu gehen; er bricht sich am liebsten seine eigne Bahn und findet seine höchste Lust und Freude in dem Erstarken durch sich selbst. Der Geist ist nicht bloß zum Einnehmen der ihm vorgesetzten Speisen, sondern auch zur Verarbeitung derselben bestimmt, und indem er bemüht ist, seinen Versuchen durch eigne Meditation und Aufzeichnung seiner Gedanken nach Inhalt und Darstellung den möglichst hohen Grad der Vollkommenheit zu geben, und sie dem jedesmaligen Geschmack der Zeit gemäß hinzustellen, ist er von selbst genöthiget, sich mit dem gegenwärtigen Standpunkte seiner Wissenschaft bekannt zu machen und sich nach den vorzüglichsten Leistungen darin umzusehen, theils um nicht schon hundertmal vor ihm gesagte Dinge zu wiederholen, theils um seinen Gegenstand von allen Seiten aufzufassen. Wie sehr auch diese Uebung dem Geistlichen in seinem theologischen Wissen fördern, Gründlichkeit und Zusammenhang in dasselbe bringen, ihn vor der Veraltung schützen und mit den gangbaren Ideen und Vorstellungen über Religion und Christenthum, die ihm nicht fremd bleiben dürfen, ohne seine Ansprüche auf gelehrte und wissenschaftliche Bildung fahren zu lassen, vertraut machen müsse, leuchtet Jedem ein, der nur einigermaßen das Wesen der Wissenschaft begriffen hat. Um so mehr muß man sich wundern, wenn Geistliche, die selbst über das We-

sen und den Beruf evangelischer Geistlichen geschrieben haben, es ihren Amtsbrüdern, besonders auf dem Lande, geradezu widerrathen, wie solches unter andern Hr. Hüffel in seinem bekannten, sonst höchst schätzbaren Werke S. 17. gethan hat. Der Einwand, den derselbe dagegen macht, daß z. B. der Landgeistliche nicht populär und praktisch genug seyn könne, scheint mir durchaus ungegründet zu seyn, und eher einen Gegenbeweis für seine Behauptung abzugeben, als dieselbe zu unterstützen, oder wir müßten das Populäre und Praktische mit dem Gemeinen in eine Kategorie setzen. Wer versteht denn die Kunst mehr, seine Gedanken in den verschiedenartigsten Formen auszuprägen, sich in die Denkart Andrer zu versetzen und sich auch dem gemeinen Manne verständlich zu machen, als der, welcher durch viele Uebungen die Sprache in seine Gewalt bekommen hat, und dem jedesmal der passende Ausdruck zu Gebote steht? Wem gelingt es mehr, bis in die innersten Tiefen des menschlichen Herzens einzudringen, und dem Willen die bestimmte Richtung zu geben, als dem, der mit philosophischem Geiste und mit psychologischem Scharfblick alle möglichen Zugänge für die Wahrheit an sich und an Andern zu erspähen suchte, und der bei allen seinen geistigen Wanderungen, die er anstellte, darauf sinnt, wie er ihr einen Sieg nach dem andern verschaffe? Allerdings ist nicht zu leugnen, daß tiefsinnige Speculationen über Gegenstände, welche nicht in der Sphäre des geistlichen Berufs liegen, demselben an seinem Zwecke

hinderlich werden können, und dann auch in dieser Beziehung gilt, was schon Plutarch im Allgemeinen in seinem Werke über Erziehung im 9. Kap. hierüber urtheilt: ὁ δὲ θεωρητικὸς τοῦ πρακτικοῦ διαμαρτάνων, ἀνωφελής. Allein es ist nur zu gegründet, und wird durch ungleich mehrere Erfahrungen leider nur zu oft bestätiget, wie stümperhaft und ungeschickt die bloße praktische Routine ohne theoretische Kenntnisse ausfällt, und sich in ungewohnten Fällen mit schülerhaften Versuchen begnügen muß, und der Zusatz zu jenem Ausspruche sein Recht behält: ὁ δὲ πρακτικὸς ἀμοιρήσας τῆς φιλοσοφίας, ἄμουσος καὶ πλημμελής. Uebrigens lehrt es sich von selbst und es hat wohl gute Zeit, ehe der Landgeistliche, dem es um eine nützliche Wirksamkeit in seinem Berufe zu thun ist, und der das Maß seiner Kräfte gehörig kennen gelernt hat, sich so weit vergißt, daß er seinen Flug in fremde und ungewohnte Gebiete nimmt, wo er sich erst mühsam Bahn brechen muß, und wo er aus Mangel an gelehrten Hülfsmitteln und an Zeit nie hoffen darf, etwas Vorzügliches und Ausgezeichnetes zu liefern, die seltenen Ausnahmen abgerechnet, wo er mit einer überwiegenden inneren Kraft und mit einem, alle Schranken durchbrechenden, Genie von der Natur hierzu ausgerüstet ward. Indessen bleibt es unerläßliche Pflicht für ihn, auch in seiner Abgeschiedenheit von dem großen Tummelplatze gelehrter Streitigkeiten über wichtige Punkte der Theologie, wenigstens Kenntniß davon zu nehmen und immer zu wissen, auf welcher

Stelle

Stelle seines eignen Gebietes er sich befindet, um nicht wie ein Träumender darauf herumzuwandeln und von lauter fremdartigen Erscheinungen umgeben zu seyn, wenn er einmal aus seinem Schlummer unsanft aufgeschreckt wird. Seine Praxis sinkt allmählich zum bloßen Mechanismus herab, wenn der Quell, woraus sie beständig frische und gesunde Nahrung schöpft, die philosophische Betrachtung, die recht eigentlich für ihn (der bloß in dem Reiche der Ideen, und zwar der erhabensten, die es für den Menschen giebt, lebt, und dessen Beruf es ist, sie im Leben geltend zu machen und dasselbe darnach umzugestalten und zu veredeln) gehört, in ihr versiegt. Und so schließe ich denn mit Recht diesen Theil meiner Abhandlung mit dem Folgesatze des obigen Ausspruchs: *πειρατέον οὖν εἰς δύναμιν καὶ τὰ κοινὰ πράττειν, καὶ τῆς φιλοσοφίας ἀντιλαμβάνεσθαι, κατὰ τὸ παρῆκον τῶν καιρῶν.*

Ein zweiter nicht minder wichtiger Grund, warum der Geistliche sein Augenmerk auf die zeitgemäßen Ideen und Vorstellungen über Religion und Christenthum richten müsse, betrifft sein eignes persönliches Interesse, das er an dem Heiligen selbst nimmt, sein Einswerden mit sich selbst, sein Sicherstehen in seinen Ansichten, sein Festhalten an dem, was er einmal für wahr und richtig erkannt hat, welches ebenfalls nur durch eine philosophische Durchdringung und gewissenhafte Prüfung aller auf die Idee des Göttlichen im Menschen Bezug habenden Meinungen, Systeme und Deutungen gewonnen werden

kann, welche zu seiner Zeit im Umlauf sind, und worin sich eben die verschiedenartigen Bedürfnisse derselben in eigenthümlicher, die Farbe dieser und keiner andern Zeit tragender, Form abspiegeln, denen aber bei allem äußeren Widerstreite, den sie dem ersten flüchtigen Blick darbieten, dennoch in dem Allgemeinen, was immer wieder nur in immerfort erneuerten Gestalten wiederkehrt, da die Vorsehung dafür gesorgt hat, daß sich die menschliche Natur selbst bei allen ihren Verirrungen nie ganz verleugnen kann, ein Einigungspunkt zum Grunde liegt. Jedem nun, der sich nicht auf diese Farbenmischung versteht, oder geblendet durch das trübe Glas der Leidenschaft, die fern von jeder Untersuchung bleiben muß, die uns zu einem heitern Frieden mit uns selbst bringen soll, ihren Grundton verloren hat, muß nothwendig dieser Einigungspunkt verborgen bleiben, und er fühlt sich, ehe er sich's versieht, früher oder später, aber sicher und unvermeidlich in die Fluth so wild empörter Elemente hinausgeworfen, und in einen so heftigen Kampf mit Zweifeln verwickelt, daß kein noch so fest geglaubter Anker ihn mehr halten, keine noch so eifrige Beschwörung den innern Sturm zum Schweigen bringen kann. Viele meinen zwar dieser Gefahr zu entrinnen und im sichern Hafen geborgen zu seyn, wenn sie, unbekümmert um das Treiben auf offener See, gestützt auf ihren Auctoritätsglauben, den sie von Jugend auf erbten, sich ruhig verhalten; aber es kommen auch für sie die Tage der Prüfung, wo Stimmen von Außen

und Innen sie angehen und rufen: Willst du, entsagend den unveräußerlichen Rechten deiner Freiheit, unter ewiger Vormundschaft bleiben? nie versuchen, auf eignen Füßen stehen zu lernen und nie deine innere Kraft erproben? Schämst du dich nicht, immer nur in fremdem Hause zu bleiben, an fremdem Tische zu zehren? Willst du nicht lieber deine eigne Wohnung bauen und sie auf dem Felsen deiner innersten Ueberzeugung gegen Sturm und Wellen sicher stellen? Wer hätte nicht solche und ähnliche Fragen leiser oder stärker in sich vernommen! und Heil dem, der, in Zeiten vor ihnen erröthend, seinen Blick voll stillen Ernstes in sein Inneres senkte und da die Wiederversöhnung mit sich selbst suchte, wo sie allein zu finden ist. Gegeben, so daß er ihn nur hinnehmen dürfte wie ein Geschenk, das dem Trägen mühelos zufällt, wird wahrlich heut zu Tage Niemanden der Friede mit sich selbst, er will gewonnen, errungen seyn unter schmerzlichen Kämpfen; er ist die Frucht eines gereiften Nachdenkens und eines kühnen Eindringens in die geheimsten Tiefen des menschlichen Geistes, wobei der Durchgang durch auffallende Widersprüche und Entgegensetzungen zwar unvermeidlich, der Gewinn aber, wenn alle Entwickelungsperioden vorüber sind, eine geläuterte Einheit ist, wobei erst die rechte Erhebung zu dem Unendlichen, und die selbstverständige freiwillige Rückkehr zum kindlichen Glauben an Gott in unzertrennlicher, alle Momente des Lebens ausfüllender, Liebe in uns anhebt. Und eben hierzu fordern die neuen

und neuesten Ideen und Vorstellungen über Religion und Christenthum, die in immer dichteren Massen auf uns eindringen, so daß wir uns ihrer nicht erwehren können, um so stärker auf, je widersprechender und verwickelter sie sind, und je mehr uns ihre vielseitigen Angriffe zu der klaren und vollen Ueberzeugung nöthigen, daß ohne durchgreifende Prüfung und ohne einen inneren Läuterungsprozeß es nie zu einer Entscheidung kommen könne, bei der wir uns beruhigen, und daß gerade diejenigen am übelsten berathen seyen, welche auf bloßen Glauben hinnehmen, was ihnen geboten wird. Mögen sie auch ihre Ohren noch so sehr gegen alle Meinungen und Ideen verstopfen, die ihre Ruhe bedrohen, ihre Sicherheit gefährden könnten; mögen sie sich auch noch so sehr durch die Priester des Unverstandes überreden lassen, als sey die Vernunft der wahre Antichrist, dessen Einmischung in alles Göttliche man sich auf immer verbitten müsse: so ist es dennoch zu spät zu einer Zeit, wo Philosophie und Christenthum ihre Hände so fest in einander gelegt haben, daß keine ohne die andere mehr seyn kann, ohne ihre tiefe Betrübniß über die eigenmächtige Trennung von der geliebten Schwester und die Sehnsucht nach baldiger Wiedervereinigung fühlbar zu machen. Denn mehr oder weniger steht doch Jeder unter dem Einflusse der Zeit, mehr oder weniger hat doch Jeder ihre Denkart und Anschauungsweise kennen gelernt, und dieß reicht schon allein hin, um ihn mißtrauisch gegen sich selbst zu machen, indem er dem auf ihn zukom-

menden Strome keinen sichern Damm, den drückenden Lasten kein starkes Gegengewicht entgegenzusetzen hat. Darum, ehe wir immerfort verschmachten vor Furcht und Warten der Dinge, die noch kommen sollen, und ehe der brausende Wechsel der Meinungen uns gewaltsam in seinen Strudel hineinzieht, wollen wir frisch an das Werk gehn, das baufällige Gerüste eines ungeprüften Glaubens, das ohnehin Wind und Wetter uns aussetzt, verlassen, und beherzt durch das Läuterungsfeuer hindurchgehn. Es wird zwar einen harten und langwierigen Kampf geben, aber der Sieg und die Ruhe, wenn wir angelangt sind auf der heitern Höhe eines Glaubens, den die Vernunft von Allem gereinigt hat, was noch irdisch und zeitlich an ihm war, welches allein den Widerstreit in uns weckte und nährte, und den das Hochgefühl der nunmehr an uns verklärten Menschheit zu der einzig wahren verständlichen und wirksamen Offenbarung der göttlichen Liebe umschafft, sind dann auch um so beseligender, und wir können nun dem weiteren Drängen und Treiben, wodurch wir uns selbst eine so helle Bahn gebrochen haben, gefahrlos zusehn. Nun zwar könnte der, welcher sich bis jetzt noch gar nicht in eine solche Untersuchung und Prüfung der Gründe seines bisherigen Glaubens einließ, vielleicht, und wohl gar, wie er wähnt, mit größerem Rechte, ein Gleiches von sich behaupten, und sich überreden, daß es eines solchen mühevollen Durchgangs, einer solchen Abarbeitung durch so viele widersprechende Urtheile und Mei-

nungen gar nicht bedürfe, um die nämlichen Vortheile wohlfeiler und bequemer zu genießen; aber wer sieht es nicht ein, daß ein Solcher bis jetzt entweder ohne alles Interesse gegen das geblieben ist, was von jeher die größten Denker und edelsten Weisen unsres Geschlechts als ihr höchstes und wichtigstes Geschäft erachtet und woran sie ihre beste Kraft versucht haben, oder daß er sich schon so sehr an diese Unnatur im Denken gewöhnt hat, daß diese ihm selbst zur andern Natur geworden ist. In keinem Falle aber gereicht es ihm zur Ehre! Denn wenn es auch wahr ist, daß es nur weniger einfacher Wahrheiten bedarf, um ein frommes und gottseliges Leben zu führen, und der Mensch oft durch sein moralisches Gefühl sichrer hierzu angeleitet wird, als durch weitläuftige Belehrungen, so soll doch er als Lehrer dadurch von der übrigen Gemeinde sich unterscheiden, daß sein Glaube auch noch den Charakter der Wissenschaftlichkeit an sich trägt, daß er überall da, wo jene bloß nach dunkeln oder nur halbbewußten Vorstellungen und Gefühlen das Wahre und Rechte treffen, sich stets deutlicher und sieghafter Gründe bewußt ist, um dadurch auch auf Andre wohlthätig einzuwirken, ihnen mit völliger Evidenz die Nothwendigkeit dieser oder jener Denkart zu einer beruhigenden Weltansicht nachzuweisen, ihren Glauben zu befestigen, ihre Begriffe aufzuhellen, ihre Zweifel zu heben und besonders durch die Belebung und Beförderung einer richtigen Selbsterkenntniß das Selbstgefühl ihrer erhabenen Menschenwürde zu wecken und zu nähren,

worauf dann von selbst ihr Gemüth dem Religiösen mit aller Liebe sich zuwendet und erst eine wahre Einsicht in das eigentliche Wesen des Christenthums und seine Göttlichkeit erlangt, so daß ihnen dieselbe nun nicht mehr wie vordem in Zeichen und Wundern erscheint, sondern allein in der Hebung und Stärkung des Göttlichen, was sie in sich selbst finden.

Denn eben dieß ist der dritte und letzte Grund, welcher den Geistlichen nöthigt, zeitgemäße Ideen und Vorstellungen über Religion und Christenthum zu berücksichtigen und zu verarbeiten. In ihnen erkennen wir zugleich die religiösen Forderungen und Bedürfnisse unsrer Zeit; wir müssen also mit ihnen bekannt seyn, wenn unsre Amtswirksamkeit denselben entsprechen soll. Die Zeiten, wo Ideen und Meinungen, die in der Kirche zum Vorschein kamen, aus politischen oder andern Rücksichten durch List oder mit Gewalt unterdrückt werden konnten, sind vorüber, seit der Menschheit durch den Bücherdruck das sichere Mittel eines schnellen und ununterbrochenen Gedankenverkehrs in die Hände gegeben worden ist. Die Wahrheit verbreitet dadurch ihre Strahlen bis in die entferntesten Winkel der Erde, und hat schon tausend und aber tausend Verehrer und Anhänger gefunden, noch ehe es einer herrschsüchtigen oder engherzigen Priesterkaste auch nur möglich wird, dieß zu wehren. Alle noch so ängstlichen Bemühungen, alle noch so eifersüchtige Wachsamkeit, daß nicht diese oder jene Idee,

mit der wir uns vielleicht nur anfangs nicht befreunden können, oder die wirklich Verderben drohend uns in den Weg treten könnte, auch in unsre Nähe komme, auch in unsrer Umgebung Zunder fasse, sind daher vergeblich. In welche sichtbare Verlegenheit müssen wir aber nicht gerathen, wenn wir unvorbereitet und ohne philosophische Durchbildung unsres theologischen Wissens auf solche fremdartige Erscheinungen stoßen, bei welchen wir weder uns noch Andern zu rathen und zu helfen wissen! Werden wir nun nicht zu unsrer tiefen Betrübniß, aber zu spät die traurige Erfahrung an uns machen, daß, um Lehrer des Göttlichen im vollkommnen Sinne des Worts zu seyn, und um Allen zu gnügen, und Jedem nach seinen individuellen Ansichten und Bedürfnissen das Rechte und Befriedigende zu gewähren, es nicht hinreiche, daß wir uns bloß mit Einer Denkweise bekannt machen, und alle übrigen ungeprüft, ja wohl gar unbeachtet von der Hand weisen? Giebt sich aber nicht in den neuesten Bestrebungen der Gebildetsten dieser Zeit das sehnsüchtige Verlangen immer deutlicher kund, in freier Entwickelung aller Geisteskräfte, welche allein das rechte Element der Wahrheit ist, den Menschen durch eine größere Vernunftbildung dahin zu bringen, daß er die bloßen Raisonnements des kalten einseitigen Verstandes verabschiede, aber auch dem Gefühle nur seinen rechten und gebührenden Antheil lasse, und so tiefer wurzle auf dem Boden der Religion? Es wäre also ein ganz thörichtes Begin-

nen, wenn wir zu einer solchen Zeit, wo nicht bloß das, was über Religion und Christenthum, sondern alles, was über Natur und Menschenwelt gesprochen und geschrieben wird, sich an dem scharfen Prüfstein der Philosophie versuchen lassen muß, der ohne Unterschied wegbeizt, äzt und ausscheidet, was die Probe nicht aushält, oder den Rechten und gegründeten Ansprüchen der Vernunft, die sie wie ein Cherub mit flammendem Schwerte vertheidigt, zu nahe tritt, uns allein mit schwacher Hand in die Speichen dieses gewaltigen Rades stämmen, oder längst antiquirte Meinungen, die wie abgegriffene Münze außer Cours gesetzt worden, auffrischen und uns nun einbilden wollten, daß sie ihren alten Werth wieder erlangen sollen. Einzelne vielleicht nehmen sie noch an, bis auch sie, auf ihren Unwerth aufmerksam gemacht, hinter die Täuschung kommen, und sich nach gehaltvolleren umsehn; aber Viele werden sie gleich bei dem ersten Blicke als unächt verwerfen und dafür andere von uns fordern, die wir ihnen jedoch nicht zu geben vermögen. Mit Einem Worte, die Wissenschaft dringt unaufhaltsam weiter vor, es fehlt ihr nie an Priestern, die ihren Seherblick an ihrem reinen Lichte schärfen und verklären, und mit ihrer Fackel in der Hand sich auf des Lebens-Höhen stellen; aber es ist unsere Schuld, wenn wir mit sehenden Augen blind sind, uns nicht um ihre Wahrheit kümmern oder ungeprüft sie schmähn, und nun voll Unverstand und Ingrimm rufen, wenn unser Feld zur Zeit der Aerndte voll tau-

der Aehren steht: Das hat der Feind gethan, der Widerchrist, der die Vernunft — — in ihre Rechte setzte? — doch nein, das wäre ja wieder uns selbst gezeugt, vielmehr, der sie zum Götzen machte. —

2.

Ist es denn wirklich entschieden gewiß, daß der Geistliche auf dem Lande an Einkommen weniger brauche, als der Geistliche in der Stadt?

Eine Frage, welche, bei der beabsichtigten Fixirung der Stolgebühren und des Beichtgeldes der Geistlichen im Königreich Sachsen, einer nähern Beleuchtung bedarf.

Man muß es dem Herrn Domherrn und Professor Dr. Tittmann in Leipzig aufrichtig Dank wissen, daß er bei der in Vorschlag gebrachten und vielleicht noch in Ausführung zu bringenden Fixirung der Stolgebühren und des Schulgeldes im Königreich Sachsen in seiner eben so zeitgemäßen, als treffenden Schrift: Ueber die Fixirung der Stolgebühren und des Schulgeldes u. s. w. Leipzig 1831 bei A. Barth. — der guten Sache das Wort geredet und zwar, theils zur Beschämung derer, welche mit der in Vorschlag gebrachten höchst wünschenswerthen Einrichtung aus irgend einem Grunde unzufrieden zu seyn scheinen, theils zur Beruhigung und Ermuthigung der Aengstlichen, welche nicht wis-

sen, wofür ihr Wunsch entscheiden soll, ein durchgreifendes Wort gesprochen, zugleich aber auch das wahre Interesse der hierbei betheiligten im Ganzen genommen verhältnißmäßig so kärglich besoldeten evangelischen Geistlichkeit durchgehend im Auge behaltend, mit völliger Sachkenntniß und weiser Umsicht die Art und Weise, wie diese Fixirung am zweckmäßigsten geschehen könne, hinreichend nachgewiesen hat. Gerade ein solcher Mann, der nicht bloß als scharfsinniger und fruchtbarer theologischer Schriftsteller, sondern auch wegen seiner einflußreichen Stellung als ein stimmgebender wohlmeinender Beförderer des heilsamen Vorhabens betrachtet werden kann und als solcher zugleich das Vertrauen der evangelischen Geistlichkeit für sich hat, mußte die Feder ergreifen, um dem richtigern Urtheil über die Sache eine feste Unterlage und den Vorschlägen in Absicht auf den Modus der einzuführenden neuen Ordnung die beste Richtung zu geben. Möge sein überzeugendes und kräftiges Wort überall Gehör finden, und die gewiß von jedem würdigen, sein besseres Gefühl nicht verleugnenden Geistlichen und Schullehrer ersehnte bessere Einrichtung nach seinem Sinne baldigst ins Werk treten! — So sehr Einsender dieses mit dem Gesammtinhalte jener Schrift des hochverdienten Herrn Verfassers selbst einverstanden ist, so konnte er sich doch mit einer in der eben so interessanten Vorrede enthaltenen Ansicht bei Gelegenheit der Rede über fragliche standesmäßige Bedürfnisse der Geistlichen nicht befreunden, mit der, freilich

von Vielen genommenen, aber deshalb noch nicht ausreichend begründeten Ansicht nämlich, „daß ein Geistlicher auf dem Lande, welcher jährlich 400 Thaler „Einnahme habe, deshalb nicht weniger habe, als „viele Stadtgeistliche (in größern Städten), welche „doppelt so viel einnehmen.“ — Einsender dieses, selbst vieljähriger Landprediger, und darum durch Erfahrung vom Gegentheil überzeugt, hält es gleichfalls für zeitgemäß, seine individuellen Ueberzeugungen vom Gegentheil ohne Rückhalt, obgleich mit gebührender Bescheidenheit darzulegen, ohne zu besorgen, der vom Einsender dieses sehr hochverehrte Herr Verfasser jener wichtigen Schrift, der, als anerkannt scharfsinniger, fertiger und schlagender Disputator, das pro et contra immer so wohlwollend achtet und schützt, und dem audiatur et altera pars! jederzeit volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, werde in diesem bescheidenen Worte einen geflissentlichen Widerspruch gegen das von ihm ausgesprochene Urtheil finden, welches durch den berühmten Namen des allgemein verehrten Herrn Verfassers gerade in gegenwärtiger Zeit ein dem wahren Interesse des Landpredigerstandes leicht nachtheiliges Gewicht erlangen könnte. Einsender dieses beschränkt sich nicht bloß auf die von jenem hochverdienten Lehrer freilich nur im Vorbeigehen und nur kürzlich angedeuteten, den Schein für sich habende Gründe, sondern beleuchtet die hier in Rede stehende ziemlich herrschend gewordene Ansicht von mehreren Seiten. Eben so wenig giebt etwa

ein mißgünstiger gegen die städtische Geistlichkeit gerichteter Scheelblick dem Einsender die Feder in die Hand, da er sie wegen ihrer Stellung nicht beneidet, im Gegentheil aus Erfahrung weiß, daß die Meisten von ihr gleichfalls nicht selten im schweren Kampfe mit den Bedürfnissen der Zeit liegen. Nicht, daß der städtische Geistliche gerade besser daran sey, als der Landgeistliche, will er darthun, sondern nur, daß wir, als evangelische Stadt- und Landgeistliche, verhältnißmäßig Einer des Andern Last tragen, d. h. hier, gleiche Verlegenheiten, gleiche Sorgen und darum auch gleiche Wünsche mit einander theilen. Der Landgeistliche ist vortheilhafter gestellt, als der Stadtgeistliche, sagt man gewöhnlich, er kann wohlfeiler leben, als letzterer, denn

1. es wächst ihm vieles zu, was bei diesem nicht der Fall ist. Dieser Grund könnte freilich nur bei denjenigen Landgeistlichen gelten, welche die ihnen zugetheilte Landwirthschaft selbst führen und benutzen, nicht aber von denen, die um guter Gründewillen ihre Wirthschaft verpachtet haben. Letzteren, wenn sie sich nicht etwa bei der Verpachtung gewisse Auszüge an Naturalien bedungen haben, wobei indeß der Vortheil selten auf des Verpachters Seite ist, wächst in der Regel weiter nichts zu, als der Erbau des meist sehr beschränkten Küchengartens, von dem auch der Stadtgeistliche (wenigstens in kleinen und Mittelstädten, — große Städte machen allein eine Ausnahme) gleichen Nutzen ziehen kann,

wenn er den meist in der Nähe der geistlichen Wohnung befindlichen städtischen Blumengarten in einen ländlichen Gemüsegarten verwandelt, wenigstens mit dem Angenehmen zugleich das Nützliche zu verbinden weiß, wie es der Landgeistliche lernen muß. Allein, wenn auch nicht, wie gering ist nicht der Vortheil, den in so fern der Landgeistliche genießt! — wie wohlfeil sind nicht alle Gemüsearten in Städten, wo dergleichen im Ueberfluß zu Markte gebracht und zu beliebiger Auswahl aufgestellt werden, — wie wohlfeil, wenn man die Kosten und Mühwaltungen in Anschlag bringt, die jährlich wiederholte Einrichtung, Wartung und Pflege eines Gemüsegartens, dessen Vermachung nicht selten von dem Landgeistlichen selbst im Stande erhalten werden muß *), verursacht, der Unfälle nicht zu gedenken, welche durch ungünstige Witterung, oder durch verheerende Insekten, wodurch oft schnell die schönsten Hoffnungen vereitelt werden, herbei geführet werden, eben so wenig der Beschädigungen durchs Vieh und der noch weit ärgerlichern Beraubungen durch Menschen zu gedenken, die häufig genug auch der Geistliche auf dem Lande erfahren muß. Ein Gleiches gilt von den Baumgärten. Wie selten kommt

*) Ein dauerhafter Staketzaun kostete einen meiner ländlichen Amtsbrüder 70 Rthlr., einen andern 50 Rthlr. — wie viele Früchte können nicht für eine solche Summe erkauft werden!

einmal ein fruchtreiches Jahr, wenigstens in der zur Obstcultur nicht geeigneten Gegend des Verfassers — (seit dem J. 1813 lieferte nur erst das vorige Jahr einen seltenen Ertrag, zu welchem sich auch heuer wieder freundliche Hoffnungen blicken lassen) — wie selten, sage ich, auch wenn Alles für die Anpflanzung, Veredlung und Wartung der Bäume geschehen ist und noch geschieht! — wie oft verheert Raupenfraß, der bei aller Sorgfalt nicht immer abgewehret werden kann, — (andere Unfälle nicht zu erwähnen) — die herrlichsten Bäume und macht allen Aufwand vergeblich, der auf Rettung der Bäume verwendet worden ist! — Außer dem Brodbedarf aber, der wohl meistens durch das gewöhnliche Zinsgetreide ausgefüllt wird, welches ja aber auch die meisten Stadtgeistlichen (wenigstens in kleinern und mittlern Städten) erhalten, fällt dem Landgeistlichen, der die Wirthschaft nicht selbst übernimmt, an Naturalien weiter nichts zu, sondern er lebt völlig wie der Stadtgeistliche, ja er muß die meisten Bedürfnisse (Fleisch, Beleuchtung, Semmeln, Materialwaaren u. s. w. mit Einschluß aller Kleidungsstücke und Geräthschaften) erst durch zu bezahlende Boten, die der Städter entbehren kann, aus der Stadt bringen lassen, andere Dinge aber, als Butter, Milch, Eier u. s. w., wenn er sie auch am Orte haben kann, doch nach dem Marktpreise bezahlen.

Nur von den Landgeistlichen also kann man

im eigentlichen Sinne sagen, daß ihnen vieles zuwächst, welche die Wirthschaft selbst führen und benutzen, denn von diesen ist es wahr, daß ihnen die ersten und nöthigsten Lebensbedürfnisse durch die Natur selbst zugeführet werden, dahin gehören alle Getreidearten, viele Hülsenfrüchte, Erdbirnen, so wie überhaupt alles, was eine wohleingerichtete Landwirthschaft erzeugt, wohin auch Flachs u. s. w. gehört. Selbst an Vieh wächst ihnen Vieles zu, was ihnen zur Consumtion dient. Wollten aber diejenigen, welche den Landgeistlichen deshalb glücklich preisen, die jährlichen Ausgaben summarisch überblicken, welche die Feldwirthschaft und die damit verbundene Haushaltung durchaus nothwendig machen, so würden sie ihn um eines solchen Zuwachses willen schwerlich beneiden. — Schon beim Antritt seines Amtes muß er ein bedeutendes Inventarium an Getreide, Stroh, Heu, Vieh, Schiff und Geschirr, welches zur Fortstellung der Wirthschaft, wie sie bisher wenigstens war, durchaus erforderlich ist, übernehmen, seinem Vorgänger oder dessen Wittwe den in die Felder verwendeten Dünger und Saamen vergüten und sich so (denn wie wenige haben eignes Vermögen?) gleich anfänglich eine Schuldenlast zumuthen, die nach Verhältniß des Pfarrgutes leicht die Summe von 300 bis 1000 Thalern und wohl drüber erreichen kann. Diese Schulden kann er nur nach und nach, und zwar lediglich in glücklichen Jahren, ab-

abtragen und muß so den fraglichen Gewinn nothgedrungen wieder aufopfern, den ihm etwa die wohlberechnetste und sorgfältigste Wirthschaftsführung, ich sage noch einmal in glücklichen Jahren, bringt. Wie viele Amtsbrüder aber müssen sich mit dieser unseligen Schuldenlast ihre ganze Amtsführung hindurchschleppen und wohl ihren Hinterlassenen noch die Bezahlung derselben überlassen! — Ist nun das täglich aus der dürftigen Schüssel mitzehrende Capital oft mit Mühe und Noth aufgebracht — (wer streckt wohl einem Geistlichen, der außer einem ehrlichen Gesicht dem Gläubiger weiter keine Sicherheit zu geben vermag, gern 50 Thaler vor?) — und zu dem behufigen Zwecke verwendet, so beginnt der der Wirthschaftsführung noch völlig unkundige Landpfarrer sein großes schwieriges Werk unter Mühen und Sorgen. Zwar scheinen ihm alte löbliche Einrichtungen der Vorzeit trefflich zu statten zu kommen; — die Gemeinden müssen ihm vielleicht die Felder für eine mäßige Vergütung — (in des Verf. Gegend den Acker für 12 Gr.) bearbeiten, gegen eine noch billigere Entschädigung den Dünger aufs Feld fahren, Heu und Getreide, so wie die übrigen erbauten Feldfrüchte unter Obdach bringen; er lernt aber durch die Erfahrung bald einsehen, wie wenig die Art der Feldbestellung, wie sie gewöhnlich von Gemeinden verrichtet wird, ihm nützen könne, wenn sie den Namen einer guten und sichern verdienen solle. Er will sich nicht in Zank

und Streit mit seinen Parochianen einlassen, die er, will er heilsam auf sie wirken, nicht gegen sich haben darf. Hat er nun nicht etwa Zugvieh, Ackergeräthe u. s. w. schon von seinem Vorfahren übernommen, so muß er sich solches anschaffen, um wenigstens das, was die Ackerbauern schlecht gemacht haben, noch auszubessern und möglichst gut zu machen, wozu er ohnedies noch genöthiget wird, wenn die dienstthuenden Bauern, der alten Observanz zufolge, an der sie in der Regel festhalten, gewisse durch die neuere Bewirthschaftungsart eingeführte Verrichtungen z. B. das Hacken u. s. w. sich nicht aufbürden lassen wollen. Ja, ist er im Fortgange der Zeit (und wie häufig zum Nachtheil seines Amtes) ein guter Feldwirth geworden, so sieht er endlich ein, daß die Frohnbestellung, so gut sie auch gemeint sey, doch keinen reellen Nutzen bringen könne. Er leistet am Ende freiwillig auf dieses Emolument Verzicht und behält sich (kann er diesfalls mit seinen Gemeinden einig werden) bloß einige freie Dienstleistungen vor; denn zu baaren Entschädigungen für unterbleibende Dienste verstehen sich ja Gemeinden aus Besorgniß, es könne daraus ein Recht werden, so selten! — Will er nun, gleich dem Bauer, nicht überall selbst nachsehen, wo es fehlt (beides kann er bei seinen oft gehäuften Arbeiten im größern Amtskreise nicht immer, hält es wohl auch in einzelnen Fällen unter seiner Würde), so muß er sich einen tüchtigen Voigt und

wenigstens einen thätigen und völlig brauchbaren Knecht halten; für die innere Wirthschaft aber bedarf er mindestens zweier guter Mägde, wobei die Frau Pastorin und deren Töchter, wenn solche bereits genugsam erwachsen sind und nicht etwa selbst noch der Wartung und folglich eines Kindermädchens bedürfen, außer der Küche immer noch die Haus- und Milchwirthschaft selbst übernehmen muß. Er hat demnach jährlich wenigstens eine Summe von 130 bis 140 Thalern an Dienst- und Tagelohn (denn der Tagelöhner kann er deshalb immer noch nicht entbehren) und hat er Schiff und Geschirr, wenigstens 50 Thlr. an Wagner- und Schmiedekosten von den Revenüen der Wirthschaft sogleich baar in Abzug zu bringen, die Auszüge an Naturalien nicht gerechnet, von welchen die Dienstboten selten abgehen, und entnimmt er dem Erbau den jährlichen Hausbedarf an Getreide und übrigen Naturalien zum Unterhalte für sich, seine Familie und die in der Regel unersättlichen Dienstboten und Tagelöhner, so wie den sehr hoch in Anschlag zu bringenden Bedarf an Körnern zur Erhaltung und Verbesserung seines vielleicht nicht unbeträchtlichen Viehstandes; zieht er endlich, neben dem Scheffelausdrusch, noch das nöthige Saamengetreide ab, so wird er im günstigsten Falle froh seyn müssen, wenn er, ohne Schulden gemacht zu haben, mit den Seinigen wenigstens das Leben durchgebracht hat, ohne an das Zurücklegen eines reinen Gewinns denken

zu können. So hat mich ein mir sehr befreundeter Amtsbruder, der den Ruf eines sehr erfahrnen und umsichtigen Oekonomen für sich hat, vor kurzem noch heilig versichert, daß er von seinem vorjährigen anscheinend reichlichen Getreideerbau (der wenigstens den Schocken nach erheblich genug war) nicht mehr als 5 Scheffel Weizen und 50 Scheffel Hafer, vom Korn aber, das kaum zum Brodte und zu sonstigem Bedarf in die Wirthschaft hinreiche, nichts habe verkaufen können, und er demnach nicht wisse, wie und wovon er die hangend gebliebenen baaren wirthschaftlichen Ausgaben bestreiten solle. — Doch immer noch gut, wenn in der Wirthschaft alles glücklich von statten geht, und wenn angemessene Fruchtpreise nur einigermaßen für die gehabten Sorgen und Mühwaltungen lohnen. Wenn nun aber unvorhergesehene, unverschuldete Unglücksfälle eintreten, z. E. Mißwachs oder wenigstens verminderter Erbau, durch ungünstige Witterung, durch Hagelschlag (so eben*) fiel ein nicht unbedeutendes Schloßenwetter, das aber, wenigstens hiesigen Orts, keinen beträchtlichen Schaden angerichtet zu haben scheint, weil es, so furchtbar es auch anderwärts gewüthet haben mag, unsre Gegend bloß berührte), oder durch Ungeziefer herbeigeführt, so wie Verlust an Viehstande, oder aber, wenn Zeiten eintreten, wo, wie im langen Laufe vergangener

*) Am 3. Mai 1831 Nachmittags halb vier Uhr.

Jahre, die Früchte fast zu einem völligen Unwerthe herabsinken und nicht einmal gesucht werden, oder endlich, wenn grausame Verheerungen des Krieges auch den armen schon durch Einquartierungen schwer belasteten Landprediger um die Frucht seines Schweißes bringen? — In solchen und andern, nicht seltenen Fällen ist die bedrängte Lage des guten Landpfarrers wahrhaft beklagenswerth; — denn, will und kann er nicht borgen und auf eine unsichere Zukunft sich und die Seinigen in noch größere Schulden versenken, so muß er das Deficit im recht eigentlichen Sinne sich und seinen Angehörigen abzudarben suchen. — Solche Verluste aber sind oft unvermeidlich, und welcher ländliche Amtsbruder hat sie nicht schon in Menge getheilt? — So verlor der Verf. im Kriegsjahre 1813, wo er die Wirthschaft theilweise auf ein Jahr selbst zu übernehmen gezwungen war, durch die französischen Bivouaks an noch nicht ausgedroschnem Korn und Hafer, mit Einschluß des Heues, ohne hierbei die kostspielige häusliche Beköstigung von 16 Staabsoffizieren in Anschlag zu bringen, nach mäßiger Schätzung Sachverständiger, wenigstens 350 Thaler am Werthe. Als aber im J. 1825 der Werth der Getreidefrüchte so tief herabgesunken war, daß nach Ablauf der frühern Verpachtzeit sich Niemand finden wollte, der Lust und Muth genug hatte, aufs Ungewisse einen Pacht einzugehen und somit der Verf. sich entschließen wollte, die Wirthschaft selbst zu übernehmen,

riethen ihm sachverständige Gemeindeglieder wohlmeinend ab, indem sie ihm, ob er gleich die Feldbestellung durch die Gemeinden für sich hatte, durch klare schriftliche Berechnung bewiesen, daß er bei den vorwaltenden Preisen, auch wenn alles glücklich von statten gehe und folglich ohne weitere Rücksicht auf unzuberechnende Unglücksfälle, jährlich wenigstens 80 Thaler zusetzen müsse; worauf der Verf. à tout prix verpachtete und, wie er später einsah, bei aller Geringfügigkeit des Pachtquantums zu seinem Vortheil! Hieraus ist aber wohl ersichtlich genug, wie unsicher wenigstens das Einkommen eines an die Wirthschaft gebundenen Landgeistlichen ist, dessen sowohl und hauptsächlich, der die Wirthschaft selbst führt, als auch dessen, der sie verpachtet, da ja auch letzterer von den für die Oekonomie ungünstigen Zeiten, die auch auf die Vortheile der Verpachtung nicht anders als nachtheilig einwirken können, abhängig ist und sich so in seinem jährlichen Einkommen leicht auf 100 Thaler und drüber zurückgesetzt sieht, — wie unsicher, sage ich, da ja fast seine ganze Besoldung, die wenigen Accidenzien ausgenommen, in Naturalien besteht. Weit sicherer kann dagegen der Stadtgeistliche auf den größten Theil seines Einkommens rechnen, das ja mehr in fixer Besoldung besteht, und hat er nur die Kunst des Dividirens praktisch gelernt, eine Kunst, die dem Landgeistlichen durch die Noth mehr als geläufig geworden ist, so wird er das Quantum sei-

ner jährlichen Ausgaben nach dem Verhältniß seiner Einnahme weit sicherer berechnen können, als der Landgeistliche. Dabei kann er ruhig an seinem Studiertische sitzen, oder in seinen Mußestunden entweder in geselligen Kreisen oder auf Spaziergängen sich erheitern, während der arme Landprediger die amtsfreien Stunden seiner Wirthschaft widmen und mit Arbeit, Mühe und Sorge kämpfen muß. — Gewiß spreche ich hier den Wunsch der mehrsten meiner ländlichen Herren Amtsbrüder aus, daß unsere in großen Reformen begriffene Zeit (versteht sich in aller Ruhe, Ordnung und Einigkeit!) auch noch die herbeiführen möchte, daß den Landgeistlichen die Oekonomie entnommen, ihr jährlicher Gehalt dagegen auf eine ausreichende und anständige Weise fixirt und an Naturalien ihnen nur so viel gewähret werden möchte, als zur Nothdurft erforderlich ist, wozu vielleicht großentheils schon das an sich gewöhnliche Zinsgetreide hinlänglich seyn würde. Auch für den ausreichenden Bedarf des erforderlichen immer theurer und seltner werdenden Brennholzes sorge man in natura, da ein Landgeistlicher, welcher kein Deputat-Holz erhält, wie dies beim Verfasser und bei mehreren seiner Amtsnachbaren in holzarmer Gegend der Fall ist, einen großen Theil seines Einkommens zu solchen dringenden Ausgaben verwenden muß, — worüber die städtischen Geistlichen bei den ihnen zugetheilten Deputaten selten zu klagen Ursache haben. Die Art und Weise der so

eben zur Sprache gebrachten Fixirung ist für den ersten Anschein schwierig, aber deshalb nicht unmöglich. Nicht jeder Landgeistliche kann, so gern er's auch wohl möchte, der Ortsverhältnisse wegen verpachten; aber auch der, der es kann, sieht dem Ablauf der Verpachtzeit jedesmal mit ängstlicher Sorge entgegen, da er nicht weiß, ob und wie ihm sein Vorhaben gelingen werde.

Der Landgeistliche kann wohlfeiler leben, als der Stadtgeistliche, sagt man ferner, denn

2) er braucht auf dem Lande weniger Aufwand zu machen, als der Prediger in der Stadt in mehrfachen Rücksichten machen muß. Allein auch bei diesem Grunde waltet mehr der Schein vor, als die Wahrheit. Es läßt sich vielmehr erweisen, daß ein standesmäßiger Aufwand, d. h. ein solcher, den der Stand und dessen Verhältnisse herbeiführen, auf beiden Seiten gleich groß, ja vielleicht auf Seiten des Landgeistlichen weit größer und unvermeidlicher sey, als auf Seiten des Stadtgeistlichen. Schon

a) die Verwaltung des Amtes selbst macht bei ersterm einen größern Aufwand nöthig. Der Stadtgeistliche bleibt als solcher in der Regel in loco und hat meist nur einige Schritte in seine Kirche. (Nur drei Städte sind dem Verf. bekannt, in denen die Subdiaconen eine Filia zu begehen haben, so viele Dörfer übrigens auch eingepfarrt seyn mögen.) Die

meisten Landgeistlichen dagegen haben ein, zwei, ja wohl drei Filiale. So lange der ländliche Pfarrer jung und rüstig ist, wird er gern seine Dörfer nicht bloß Sonntags, sondern so oft seine Gegenwart erforderlich wird, zu Fuße besuchen, und er muß es auch wohl, wenn er von seinem Dienstgehalte leben und die paar Groschen, die ihm bei Kranken-Communionen, Taufen, Seegensleichen u. s. w. zufallen, verdienen will. Allein es kann ja leicht der Fall eintreten, daß der Geistliche, der früher auf seinen Filialwegen seinem Körper zu viel zumuthete und bei Wind und Wetter leider zumuthen mußte, in so fern ein Opfer seines treuen Diensteifers wird, als er seine Gesundheit verliert und somit wohl unfähig wird, fernerhin, wenigstens bei ungünstiger Witterung, zu Fuße zu gehen. Er muß reiten oder fahren, jenachdem es die Convenienz gestattet, wenn er seinen Gemeinden seine vielleicht nützliche Wirksamkeit und seiner Familie sein längeres Leben erhalten will. Nöthigt ihn nun nicht etwa schon seine eigne Wirthschaftsführung, sich Pferde zu halten, so ist es noch ein Glück für ihn, wenn sich an seinem Orte Gelegenheit findet, hinsichtlich der Förderung seines Fortkommens aufs Filial mit einem Pferdeanspanner accordiren zu können, sonst sieht er sich ja nothgedrungen, zu solchem Behufe sich ein eignes Pferd zu halten. Was kostet ihn aber schon der, durch Unglücksfälle vielleicht mehrmals eintretende Ankauf eines Pferdes und eines seinen Körper völlig schützenden Wagens? was kostet ihn noch mehr

die fortwährende Unterhaltung beider? was kostet ihn, hat er die Wirthschaft verpachtet und folglich keinen eignen Knecht, der am Orte vielleicht sich vorfindende Tagelöhner, der neben dem Kutscherposten zugleich die Abwartung des Pferdes übernimmt? — Sind mehrere Landgeistliche so glücklich, bis in ihr spätes Lebensalter ihre Filiale und in einzelnen Fällen zugleich ihre eingepfarrten Dörfer ohne körperliche Behinderung begehen zu können, so gehören ihre Beispiele fürwahr unter die seltnen Ausnahmen, denen der Verfasser wenigstens das Beispiel eines ihm nahen und ihm werth gewordenen Amtsbruders nicht beizählen kann, und wie viele haben mit diesem gleiche Schicksale?! — Sieben Jahre lang achtete der in Rede stehende Amtsgenosse auf seinen Filialwegen weder Frost noch Hitze, weder Sturm, noch Regen, noch Schnee, ja oft arbeitete er sich, wie offenkundig ist, in strengen Wintern, bei Frühkirchen auf dem Filial, noch in der Morgendämmerung, durch die auf 2 Ellen tief verweheten Hohlwege. Endlich aber traten doch die natürlichen Folgen hiervon, gichtische Beschwerden, ein, und er mußte, um sich vor dem schädlichen Einfluß der Witterung, namentlich vor Erhitzung und dadurch leicht entstehender Erkältung zu schützen — fahren. Pferd, Wagen und Geschirr (er sah hiebei auf Güte und davon abhängige Dauer) kamen ihm 180 Thaler. Die Unterhaltung kostete ihn nebst den Kutscherlöhnen jährlich über 100 Thaler, womit sich die Re-

venüen des Filials hoben. Nach 8 Jahren hatte er das Unglück, sein brauchbares Pferd einzubüßen. Seitdem nahm er das Anerbieten eines Pferdebesitzers seines Orts, ihn um ein billiges Entgeld jedesmal aufs Filial fahren zu wollen, dankbar an, und er bedient sich dieser Gelegenheit noch. Bei aller Billigkeit des Accords beträgt aber die Summe des alljährlichen Fuhrlohns demungeachtet über 30 Thaler. — Von dem Aufwande, den Amtsfuhren nöthig machen, ist dagegen der städtische Geistliche frei, die amtlichen Fuhren des Ephorus abgerechnet, welche ihm jedoch besonders vergütet werden. —

b) Selbst die Mittel zur geistigen und amtlichen Fortbildung des Landpfarrers — (angenommen selbst, daß Wissenschaftsliebe seine literarischen Bedürfnisse nicht erweitert) — kommen ihm theurer zu stehen, als dem Stadtgeistlichen, der, sind an seinem Orte zugleich Buchhandlungen oder wenigstens wissenschaftliche Leseinstitute, recht eigentlich an der Quelle ist, während der Landgeistliche, wenn er noch so glücklich ist, Gelegenheit dazu zu finden, an weit verbreiteten Lesegesellschaften Theil nehmen muß, die ihn, außer dem freilich fast unvermeidlichen Uebelstande, nur erst, wenn die Reihefolge ihn trifft, und somit oft erst nach mehreren Jahren mit den (für ihn) neuesten Erscheinungen der Literatur bekannt zu werden, zugleich in die Nothwendigkeit versetzen, die

gelesenen Schriften durch zu bezahlende Boten weiter zu fördern. Sehen wir ferner

c) auf die Erziehung und Bildung der Kinder des Predigers, die sich, dies fordert schon das eigne Gefühl eines gebildeten Mannes, durchaus von der gemeinen Bildung unterscheiden muß, so wird diese auf dem Lande gleichfalls weit mehr erschwert, als in der Stadt. Freilich kann der Landgeistliche seine Kinder am füglichsten und besten selbst erziehen, unterrichten und für die Welt heranbilden, auch wenn er seine Söhne, des Standes wegen, gerade nicht zu Gelehrten bestimmt, und welcher Vater wird sich hiezu, hat er nur Zeit dazu, nicht gern verstehen? — aber wie viele Landprediger sehen sich nicht durch ihre häufigen Amtsgeschäfte, die noch überdies so oft im Gedränge mit ökonomischen Verrichtungen sind, an der ordnungsmäßigen Abwartung der ihren Kindern zu gebenden Unterrichtsstunden, es mag hier bloß von diesen die Rede seyn, gehindert? — wie viele, denen das Wohl ihrer Kinder wirklich am Herzen liegt, sehen sich, so lange unsre Volksschulen sich nicht über das Gewöhnliche erheben, bei aller Beschränktheit ihrer äußern Lage genöthiget, Hauslehrer anzunehmen, welche zu unsern Zeiten bekanntlich nicht geringe Anforderungen machen? — wie viele sehen sich in der Folge gedrungen, ihre heranwachsenden Töchter bei dem auf dem Lande vorwaltenden Mangel eines feinern Umgangs und der Ange-

wöhnung an nützliche künstliche weibliche Arbeiten einem Institute oder wenigstens einer gebildeten Familie in der Stadt anzuvertrauen, damit sie wenigstens einige Bildung für die Welt erlangen? — Solchem Aufwand — (von der Bildung der Knaben mag hier weiter nicht die Rede seyn!) — ist der Stadtgeistliche überhoben. Er kann bei seiner größern Amtsmuße seine Kinder ungehindert selbst unterrichten und unter Beihülfe seiner gleichfalls weniger beschäftigten Gattin, die sich insbesondere der weiblichen Kinder mit größerer Sorgfalt annehmen wird, bilden und erziehen, wie er es wünscht; ihm stehen außerdem städtische Schulen und Institute zu Gebote, die am Orte selbst nicht kostspielig sind, und der Vortheil, daß seine Kinder schon frühzeitig mit andern gebildeten Kindern in nähere Verbindung zu treten Gelegenheit haben, wodurch die höhere Bildung für die Welt ungemein gefördert wird, ist nicht hoch genug in Anschlag zu bringen. Die Meinung endlich,

d) **der Anstand fordere auf dem Lande weit weniger, als in den Städten,** gründet sich auf relative Begriffe und von ihnen ist darum auch das Urtheil abhängig, ob der Geistliche in der Stadt mehr brauche, als auf dem Lande. Sehen wir freilich lediglich auf Landpfarrer, die, entfernt von Städten und ohne weitere Berührung mit gebildeten Personen ihrer Umgegend, Jahr aus, Jahr ein nur mit Gliedern ihrer Dorf-

meinden umgehen und höchstens nur dann einmal in die Stadt kommen, wenn der Jahrmarkt sie zum Ankauf nöthiger Bedürfnisse ruft, oder wenn sie in Fällen amtlicher Verlegenheiten mit dem Herrn Ephorus Rücksprache zu nehmen haben, oder die es als einen ausgezeichneten Tag betrachten, wenn der gleichfalls keine Ansprüche machende Herr Amtsnachbar oder Confessionarius mit seiner werthen Familie zum Besuch anlangt, so mag es wohl wahr seyn, daß der Anstand auf dem Lande weniger fordere, als in den Städten. Stehen aber Landgeistliche und ihre Angehörigen im Rufe einiger Bildung, und regt sich auch in ihnen bisweilen das Bedürfniß, mit gebildeten Personen umzugehen, so hält der Anstand auf dem Lande mit dem Anstande in der Stadt wohl ziemlich gleichen Schritt. Der gebildete Städter macht ja gern eine Parthie aufs Land, und wen besucht er da wohl lieber als die gebildete Predigerfamilie, mit welcher vielleicht zugleich die vorzüglichsten Häuser der Umgegend, adelige und bürgerliche Rittergutsbesitzer u. s. w. in Verbindung stehen. Es giebt Besuche und Gegenbesuche, wobei die Gesetze der Wohlanständigkeit und des angenommenen guten Tons, auch ohne namentlichen Aufwand, doch einige Rücksichten gebieten. Neben dem Gastzimmer, ist anders ein solches vorhanden, darf auch das gewöhnliche Wohnzimmer der geistlichen Familie auf dem Lande wenigstens nicht zurückstoßen, sondern muß jeden Falls in ei-

nem solchen Zustande seyn, daß jeder eintretende Gebildete sich in demselben behaglich fühlt *). Dem reinlichen und wo möglich gefälligen Zimmer, das ja der gebildeten Predigerfamilie, außer der freien Natur, die kleine Welt ist, in der sie sich täglich bewegt, muß auch das Meublement entsprechen, wenn solches den an Luxus gewöhnten Städter nicht zum Spott und Gelächter reizen soll. Ist die Predigerfamilie musikalisch, (und geht ihr auf dem Lande diese Eigenschaft ab, so ist sie zu beklagen!) so wird sie eben so angelegentlich auf ein gutes Instrument halten, als der städtische Geistliche. Will die ländliche Predigerfamilie durch unvorhergesehenen Besuch sich nicht unangenehm überrascht fühlen, so wird sie, hat sie die Wirthschaft selbst, wenigstens in den Nachmittagsstunden sich so anzukleiden wissen, daß sie von Jedermann gesehen werden kann. Wohnt der Gerichtsherr und Kirchenpatron am Orte und steht der Geistliche mit demselben (wie zu wünschen ist) in einem angenehmen Verhältnisse, so wird er, außer den schuldigen Besuchen, nebst

*) Haben zu unsern Zeiten mehrere unsrer begüterten ländlichen Gemeindeglieder, die sich über die Gemeinheit erheben, reinliche, alljährlich ausgeweißte und mit bunten Einfassungen versehene Stuben, und in denselben Kanapées, Polsterstühle und Commoden, kann und darf dann der Geistliche zurückstehen, wenn er nicht spöttischen Beurtheilungen unterliegen will? Auch der Bauer unsrer Zeit fühlt, was anständig ist!

Familie vielleicht öfters zu Tische gebeten werden. Bei diesem sowohl, als bei dem Gerichtsherrn des Filialdorfs, wenn ein solcher seinen Sitz dort hat, und bei welchem er vielleicht der Observanz zufolge an Predigttagen die Speisung erhält, kann er aber eben so wenig in grober Amtskleidung erscheinen, als der städtische Geistliche. Doch er genießt als gebildeter Geistlicher, wie schon gedacht, zugleich die Achtung der vielleicht nicht fernen Stadt und der Umgegend; er muß, ist ihm, so weit Amt und ökonomische Verhältnisse es gestatten, an einem gebildeten Umgange für sich und die Seinigen gelegen, empfangene Besuche erwiedern, ja wohl Einladungen zu Diné's, Soupé's, oder wenigstens zum Kaffee oder Thee annehmen. Körperliche Umstände Seiten seiner oder seiner Gattin, üble Witterung oder weitere Entfernung gestatten ihm nicht, mit der Familie den Weg zu Fuße zu machen; er muß Lohnfuhre nehmen. Die Zeiten, wo der bedrängte Landpfarrer mit seiner Familie in einer abgedankten knarrend-klirrenden Post- oder Lohnkutscher-Chaise, die er um einen civilen Preis an sich gebracht hatte, mit abgemergelten Pferden durch die Straßen der Stadt sich hinschleppen ließ und von allen Seiten aus dem zischelnden Munde witzelnder Bürger das den armseligen Zustand des Landgeistlichen genugsam bezeichnende: „Gottes Wort vom Lande!" vernehmen mußte, die Zeiten, wo das rothbäckige Pfarrtöchterchen in ihrem freilich endlich aus der

Mo-

Mode gekommenen Pracht- und Staatshute, den sie vor 6 Jahren von ihrer guten Frau Muhme in der Stadt zum Geschenk erhalten hatte, in sichtbarer, selbstgefälliger Freude über ihren ungewohnten Putz, den selbst der hocherfreute Kutscher noch rühmt, aus dem schwerfälligen Wagen stieg, — diese Zeiten, sage ich, sind vorüber. Die Zeiten haben hinsichtlich der Equipagen und Kleidungen große Revolutionen herbeigeführt, und so wenig der Landprediger für seine Person der Modesucht fröhnen und sich einen Aufwand zumuthen wird, der über seine Kräfte geht, so wenig kann er doch den Sonderling machen und durch das steife Festhalten am Alten, das leicht als Wiederschein seiner theologischen Grundsätze gelten könnte, auffallen wollen. Er muß sich so gut in herrschende Sitten und Gewohnheiten nach angenommenen Begriffen von dem, was zeitgemäß und wohlanständig genannt wird, zu finden suchen, als jeder andere Gebildete der bürgerlichen Gesellschaft; er kann in Zeiten, wo man dem Mann auf den Rock und der Frau auf Kleid und Mütze (Haube) sieht, um so weniger von seiner Gattin, so wie von seinen erwachsenen Töchtern verlangen, daß sie, so wenig er gestatten wird, daß sie jedem Wechsel der leider nur allzu veränderlichen Mode huldigen, durch einen auffallenden Anzug mit städtischen Sitten und Gewohnheiten in schreiendem Contraste stehen. — G a s t e r e i e n verhütet er bei den Forderungen, die man jetzt an ein Gast-

gebot macht, so viel er kann, — das ist für seine beschränkte Lage zu kostspielig; allein empfangene Höflichkeiten im verjüngten Maaßstabe zu erwiedern, kann er nicht ganz umgehen. Ein Kaffee, ein Thee, ein ländliches Abendbrot, durch eine heitere Laune gewürzt, trägt zu seiner Verarmung so wenig bei, als wenn er bei Gelegenheit ländlicher Feste, als am Ernte- und Kirchweihfeste, ja bisweilen vielleicht selbst an Geburtstagen seiner Familie, einige ihm besonders befreundete Familien vom Lande oder aus der Stadt, unter welche ich namentlich auch die Familie seines vertraulichen Confessionarius, die er ohnedies jährlich einige mal in freundlicher Nähe um sich weiß, so wie anderer ihm gleichgestimmter und befreundeter Amtsnachbarn rechne, theilweise in seinem Hause um sich versammelt. Eine wohlgeordnete Oekonomie wird solche kleine Opfer der Freundschaft und des Wohlwollens bald wieder vergessen machen! Was ist aber das an sich immer einfache und oft so mühselige Leben des Landpredigers ohne gesellige Freude, die nach manchen bittern Erfahrungen doch auch neue Lebenslust in ihm weckt und ihn zum unverdrossenen Eifer in seinem sauern Berufe stärkt! Wer Freude zu geben vermag — (und dies bewirkt ja wahrhaftig nicht allein der volle Beutel, den der wahrhaft Gebildete bei dem gewöhnlichen Landprediger, der von seiner Stelle leben muß, nicht sucht und erwartet) empfängt sie auch wieder!

Nimmt man dies zusammen, so sehe ich nicht ein, in wie fern man sagen könne, der Landgeistliche brauche weniger, als der Stadtgeistliche. Weiß nur Letzterer seinen allerdings großen Versuchungen zu Gastereien, zur öftern Theilnahme an Concerten, Schauspielen und andern Lustbarkeiten, zum Wechsel der Mode in Kleidungen und Möbels rc. bis zur Grenzlinie bescheidener Ansprüche, die die gebildetere Welt an ihn zu machen berechtiget ist, verständigen Einhalt zu thun, so kann er in der Stadt wenigstens eben so wohlfeil leben, als der Geistliche auf dem Lande; denn er braucht weder Pferde noch Wagen, um sich die Freude des geselligen Umgangs zu sichern, weil er solche in der Stadt und folglich in freundlicher Nähe hat, und will er ja (das Leben bedarf ja auch der Abwechselung!) zu Zeiten mit seiner Familie eine Landparthie machen, wie wenig kostspielig sind dann in Städten die Gelegenheiten der Lohnkutscher! — Erhält er Freundesbesuch, den er auszeichnen will, — in der Stadt steht ihm alles zu Gebote, was auf dem Lande erst durch oft nicht zu erlangende, wenigstens nicht selten theure Boten herbeigeschafft werden muß. Klagt er über den Bedarf mehrerer Dienstboten, so ist, wie oben schon gedacht, besonders der wirthschaftführende Landgeistliche noch weit schlimmer daran! — zu dem sind die Dienstboten in der Stadt weit wohlfeiler, als auf dem Lande, denn die Ansprüche der letztern steigen ja fast mit jedem Jah-

re, und muß man sich leider nicht in solche fügen, wenn man gutes und brauchbares Gesinde haben will?

Doch noch ein und zwar sehr wichtiger Umstand ist zu erwähnen übrig, der dem Landgeistlichen seine äußere Lage weit drückender macht, als dem Stadtgeistlichen, — er betrifft die Krankheitsfälle auf dem Lande. Der Stadtgeistliche, ereignen sich Krankheitsumstände in seiner Familie, hat den Hausarzt sowohl, als die Apotheke in der Nähe und ohne große Kosten und ohne langen Zeitverlust sind seine Sorgen und Wünsche gestillt. Der Landgeistliche dagegen muß zuvörderst Boten nach dem Arzt schicken, der, langt der Bote nicht sehr früh oder in den Mittagsstunden an, in der Stadt oder auf dem Lande seiner Praxis nachgeht und folglich nicht zu Hause ist, — der zum Warten angewiesene Bote läßt sich die versäumten Stunden natürlich bezahlen. Der ersehnte Arzt kommt endlich, oft erst nach Ablauf mehrerer Stunden, in des Predigers Wohnung an; er wiederholt seine Besuche, nach Beschaffenheit der Krankheit, vielleicht täglich, wenigstens allzweitäglich; — die Boten wechseln, so oft die Medizin wechselt; — die Wege des Arztes, so wie der Boten, müssen nothwendig und soviel möglich, anständig honoriret werden; — und wer giebt einem treuen sorgfältigen Arzte nicht auch gern Beweise dankbarer Anerkennung, so wie einem gefälligen Boten, der zur Zeit der Noth und der

Gefahr sich nicht vergebens rufen läßt, Merkmale williger Entschädigung für gehabte saure Wege, besonders bei ungünstiger Witterung? Halten nun aber Krankheiten (und wie häufig sind nicht gefahrvolle Kinderkrankheiten!) oft 3 bis 4 Wochen lang an, und ist vielleicht der Aufenthaltsort des Predigers, wie nicht selten, wohl mehrere Stunden weit von der Stadt entfernt, welche Summen beträgt dann nicht allein das Roßlohn des keine Mühe und Wege scheuehden Arztes, welche Summen das Botenlohn!

Ja, verehrte städtische Herren Amtsbrüder! erkennen Sie es, wir arme Landgeistliche sind nicht besser daran, als Sie! — haben wir als Landprediger auch in einzelnen Stücken wirklich einige wenige Vorzüge vor Ihnen (viele sind bloß scheinbar!), so haben Sie dagegen wirkliche Vorzüge in Menge vor uns! — Um beide, seyen sie wirklich, oder nur scheinbar, wollen wir einander nicht beneiden; — unsre Lage, wie sie noch ist, ist in keinem Falle beneidenswerth! — wir leiden gemeinschaftlich an den Folgen eines Mißverhältnisses, welches die Zeit in ihren Forderungen und Ansprüchen, die sie in geistiger und weltlicher Hinsicht an unsern gewiß ehrenwerthen Stand macht, für unsere so kärglich besoldete amtliche Stellung herbeigeführt hat. Lassen Sie uns von dem guten Geiste der gegenwärtigen Zeit, die sich durch vorhabende und in der Einleitung begriffene bessere Einrichtungen und heilsamere Anstalten so rühmlich auszeichnet, auch für unsern Stand, der

vor allen Ständen einer würdigen Berücksichtigung bedarf, das Beste hoffen! — Mögen insbesondere durch häufige und drückende Amtsarbeiten beschwerte Predigerstellen, namentlich die seufzenden Filialisten, angemessenere Entschädigung erlangen! — und vielleicht, daß erleuchtete Regierungen, denen einsichtsvolle und kräftige Männer zur Seite stehen, baldigst da vermittelnd eingreifen, wo es Noth thut! Ist aber Religion die stärkste Stütze der Staaten, so kann man wohl die Diener der Kirche nicht gleichgültig übersehen! — Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, es ist schon weiß zur Ernte!

Zusatz.

So viel offenbar Wahres und Unwiderlegliches auch der vorstehende Aufsatz enthalten mag, dennoch glaubt der Unterzeichnete sich nicht dadurch genöthiget, dasjenige zurückzunehmen oder auch nur merklich zu beschränken, was er schon im Jahre 1812 in seiner Gastvorlesung bei einer Landpredigerconferenz behauptet hat: daß der Prediger in der Stadt des Muthes mehr und häufiger bedürfe, als der Prediger auf dem Lande (s. Tzschirners Memorabilien für Prediger Bd. 4. St. 2.); selbst das, was in dieser Vorlesung über die größern Ansprüche an den Muth des Stadtpredigers von Sei-

ten seiner ökonomischen Bedrängnisse seinen eleganten Nachbarsleuten gegenüber gesagt ist, findet heute größtentheils noch eben so statt, wiewohl er es nicht in Abrede stellen will, daß seit jener Zeit der Luxus der Landleute große Fortschritte gemacht und die Lage des Predigers in diesem Betrachte bedenklich verändert haben mag. Noch immer bleiben dem Landprediger nur die drei dort schon genannten Arten von Vorrang in der Noth vor dem Stadtprediger: die größere Verlassenheit bei plötzlichen und schweren Krankheitsanfällen von ärztlichem Beistande, die größere Unsicherheit vor Diebstählen, und die größere Rettungslosigkeit bei Feuersbrünsten. In seinen Zweifeln an der Zulänglichkeit der vierhundert Thaler zu einem standesmäßigen Auskommen hat übrigens der Verf. unter seinen Amtsbrüdern nicht wenige Genossen, und mehrere unter ihnen haben gegen den Unterzeichneten im vertraulichen Gespräche fast die nämlichen Bedenklichkeiten ausgesprochen. Er trug daher kein Bedenken, dem mit ehrenvoller Auszeichnung ihm wohlwollenden Herrn Domherrn Dr. Tittmann selbst einige von diesen gegen seinen Ausspruch erhobenen Bedenklichkeiten mitzutheilen, und erhielt darüber von Ihm folgende authentische Erklärung: „Keineswegs habe ich die Meinung ausgesprochen, daß ein Landgeistlicher an 400 Thl. genug habe und damit sich begnügen müsse; sonst würde ich auch gesagt haben, daß ein Stadtgeistlicher mit 800 Thl., selbst in größern Städten auskommen könne. Ich habe jene Summe bloß als

Beispiel angenommen um, meine Ueberzeugung deutlich auszudrücken, daß der Landgeistliche in der Regel wohlfeiler leben könne, als der Stadtgeistliche, und in dieser Ueberzeugung finde ich mich durch Ihre Bedenklichkeiten noch immer nicht gestört. So viel wohl ist wenigstens gewiß, daß, wenn das Einkommen Einschränkungen und Entbehrungen fordert, diese von dem Landgeistlichen, der nicht gezwungen ist, mit und unter Wohlhabenden zu leben und Umgang mit ihnen zu pflegen, leichter und für sein Gefühl weniger drückend gemacht werden können, als von dem Stadtgeistlichen. Dieser muß manchen Aufwand machen, den von jenem Niemand erwartet. Freilich wenn der Geistliche auf dem Lande zum Standesmäßigen rechnet, was offenbar nur von dem Wohlstande abhängt und erwartet wird — und hierzu gehört manches von Ihnen für Ihre ländlichen Amtsbrüder Geforderte — dann hat er Recht. — Es giebt eine gewisse Großmuth im Entbehren, welche allerdings dazu erfordert wird, wenn man nicht der *μεμψιμοιρία* zum Opfer werden will."

Nur als das Minimum also würde dieser Erklärung zufolge bei einer Fixirung der Predigereinkünfte die Summe von Vierhundert Thalern anzusehen seyn; ein Minimum, das in der That für eine nicht ganz kleine Zahl von Predigerstellen im Königreich Sachsen sogar eine Erhöhung ihres bisherigen Ertrags herbeiführen und mit Dank angenommen werden würde. Wenn aber eine Gemeinde

mit Berufung auf jene beispielsweise genannten 400 Thaler darauf antrüge, daß die bisher höhern Einkünfte ihres Pfarrers bis auf diese Summe herabgesetzt und ihm deshalb und nach diesem Maaßstabe sein bisheriger Zehent u. dgl. gekürzt werde (ein Beispiel solcher unverständigen Consequenzmacherei soll es wirklich unweit Leipzig schon gegeben haben): so dürfte sie unmöglich auf die Unterstützung des Consistoriums zählen, dessen Beisitzer der Herr Domherr Dr. Tittmann ist, und auch wohl schwerlich irgend eines andern. Nur die Erhöhung bis zu einem bestimmten Minimum, nicht aber die Herabsetzung bis zu einem solchen von einem schon vorhandenen Majus ist auf jeden Fall die Absicht aller der Vorbereitungen zu einer künftigen Beseitigung des Accidenzienwesens, die jetzt getroffen, werden und zu deren Beförderung die Tittmannische Schrift des Zweckmäßigen und Dankenswerthen gewiß nicht wenig enthält, was denn auch der Hr. Einsender des vorstehenden Aufsatzes selbst gebührend anerkennt. So viel Gleichgesinnte er aber auch unter den Amtsbrüdern in Bezug auf die Ansicht von 400 Thaler jährliche Einnahme als eines Minimum im strengsten Verstande haben mag: so viel Widerspruch wird er bei demselben mit dem Wunsche finden, daß bei der Fixirung eine durchgängige Aufhebung aller Landwirthschaft für den Landprediger erfolgen möchte. Grund und Boden sehen wenigstens für jetzt noch bei weitem die Mehrsten als unentbehrlich zur Sicherstel-

lung ihres Unterhaltes an, und glauben, daß für diesen ein zuverlässiger Ersatz schwerlich auszumitteln seyn dürfte. Uebrigens verdienen bei den gegenwärtigen Verhandlungen über die Aufhebung der Stolgebühren und Accidentien noch immer die Bemerkungen, Warnungen und Vorschläge erwogen zu werden, welche schon vor längerer Zeit in dem Journale für Prediger in zwei auf denselben Gegenstand bezüglichen Aufsätzen niedergelegt worden sind; Bd. 45. S. 140 ff. von Heidenreich (jetzt Senior in Merseburg) und Bd. 60. S. 129 ff. vom Prediger S. in W. (wahrscheinlich Seltenreich in Wermsdorf, jetzt Oberconsistor. R. und Superint. in Dresden), ob auch in manchen Stücken seit jener Zeit die Umstände sich geändert haben.

Goldhorn.

II.

Miszellen.

1.

Pflicht, Gefahr und Kraft des Geistlichen unter den Schrecknissen der Cholera.

In der Schrift: die Asiatische Cholera in Rußland in den J. 1829 und 1830 nach russischen amtlichen Quellen bearbeitet von Dr. J. R. Lichtenstädt, Prof. der Med. in St. Petersburg, Berlin 1831. — befindet sich unter Andern auch der Bericht eines Predigers zu Saratow *), welchen der Her-

*) Saratow ist die Hauptstadt des sieben und dreißigsten Gouvernements im russischen Reiche, gleiches Namens, an der Wolga mit 12000 Einwohnern, größtentheils deutschen Colonisten protestantisch-lutherischer Confession, einem Gymnasium, botanischen Garten u. s. w. Diese Stadt war im vergangenen Jahrzehnt der Schauplatz sehr ärgerlicher Auftritte in der lutherischen Gemeinde durch die Streitigkeiten zwischen dem berühmten (oder soll man

ausg. mit folgender Bemerkung einleitet: „Obgleich dieser Bericht nicht gedruckt erschienen ist, so hat derselbe dennoch durch zahlreiche Abschriften in St. Petersburg eine solche Oeffentlichkeit erhalten, daß ich, ohne die besondere Erlaubniß des Verf. einholen zu können, nicht Anstand genommen habe, denselben dem Drucke zu übergeben. Der menschenfreundliche Verf. wird gewiß hierüber nicht zürnen, wenn er die Ueberzeugung erhält, daß seine schlichte Darstellung manchen hellen Blick in den Zustand der Krankheit gestattet, der zur Rettung anderer Menschen dienen kann.“

Noch ist nicht entschieden, ob unsere Gegenden von der furchtbaren Cholera nicht auch noch heimgesucht werden dürften. Geschieht dies, so kann es auch nicht fehlen, daß die Prediger der von ihr heimgesuchten Gemeinden zu ähnlichen Amtsverrichtungen und Amtserfahrungen, wie die im nachstehenden Berichte mitgetheilten, vielfältige Veranlassung haben werden. Wir haben daher durch die Aufnahme desselben in das Journal für Prediger den Lesern desselben einen wirklichen Dienst zu erzeigen geglaubt.

---

sagen berüchtigten) dortigen Consistorialpräsident und Superint. Dr. Feßler und dem Prediger Limmer, welche die Absetzung des letztern zur Folge hatten, über welche dieser in seiner Schrift: meine Verfolgung in Rußland, Aufschlüsse giebt, aus denen sich über den dort durch Feßlers Machinationen hervorgerufenen herrnhutisch-jesuitischen Geist ein sehr ungünstiges Licht verbreitet.

Der Anfang des Berichtes enthält mehrere bloß klimatische, geographische und topographische Bemerkungen über den Weg, auf welchem die Seuche der Stadt Saratow allmählich näher kam (welcher durch die der Schrift beigefügte nosographische Karte sehr anschaulich nachgewiesen ist); über die dadurch entstandenen ersten Bewegungen und Versuche der Wohlhabenden, ihr durch die Flucht nach höhern Gegenden zu entgehen, über die von den Behörden in der Eil getroffenen Sicherungsanstalten u. s. w. Diese haben wir übergangen, da sie in keinem Bezuge auf die Person und das Amt des erzählenden Geistlichen stehen, und lassen ihn über seine Erfahrungen bloß von dem Tage an sprechen, an welchem er als Seelsorger in Anspruch genommen zu werden anfing. Allem Ansehn nach ist der Bericht von dem Prediger selbst in deutscher Sprache niedergeschrieben und nicht erst aus dem Russischen übersetzt worden. Unser Bruchstück befindet sich S. 208 ff. folgendermaßen:

Bis zum 11. Aug. (1830) waren in meiner Gemeinde noch keine Kranken, aber es waren der Todten rings um uns herum schon eine Menge begraben, und es wurden deren immer mehrere, denn das Uebel hatte sich schon in allen Gassen der Stadt verbreitet. Am 10. Aug. den 10. Trinit. predigte ich über das Evangelium: Er sahe die Stadt an und weinete über sie. Da Angst und Noth schon so groß waren, so weinten wir nicht über die Stadt, sondern über uns und unsere Kinder. Darauf ermunterte ich die

Gemeinde nach Anleitung des 91. Psalms zum Vertrauen auf Gott und ermahnte dringend, die Angst und den Schreck zu verbannen, und den Muth und die Glaubensfreudigkeit nicht sinken zu lassen. Wer zugegen war, fühlte sich gestärkt zu standhafter Erwartung der Dinge, die so unaufhaltsam im Anzuge waren. Ich fühlte auch ganz von Stund an das Gefahrvolle, aber auch das Heilige meines Berufs, und meine ganze Seele betete in mir: Gott, erhalte mich für meine Gemeinde und für die Meinigen! Schonungslos will ich gern mein Leben verlieren um Deinetwillen; erhalte und stärke mich. Denn mir schwebte Matth. 16, 25. recht lebendig und eingreifend vor Augen und im Herzen.

Am 11. Aug. ward ich zuerst zu dem kranken Kirchenwächter gerufen. Durchfall, Erbrechen und schreckliche Krämpfe hatten ihn befallen. Er empfing das Sterbesacrament. Ich tröstete ihn, sprach ihm Muth ein, und hieß ihm, sogleich zur Ader zu lassen, sich tüchtig einzureiben und Kalomel einzunehmen. Ich wußte aber auch, daß er sich durch Erkältung eine Entzündung zugezogen hatte; nicht bei Jedem und immer war dies der Fall; darum halfen auch Aderlaß und Kalomel nicht Allen und immer; unser alter Wächter aber lebt noch. Darauf ward ich zu einer jungen schwangern Frau gerufen; ich that an ihr, was mein Amt erheischte, auch bei ihr wurden obige Mittel angewendet, aber sie starb. Eben so erging es 4 andern Personen; sie starben alle in 12 bis 24

Stunden, und wurden von mir drei und vier Mal besucht. Sie alle hatten Erbrechen, Durchfall und fürchterliche Krämpfe; von Galle war Nichts in den Ausleerungen zu sehen. Hände und Füße wurden kalt und blau; kalter Schweiß floß in Strömen; den Todesdruck fühlten sie alle in der Herzgrube; unleidlicher, mit Nichts zu stillender Durst, der in Mund und Schlund brannte, verursachte unaussprechliches Schmerzgefühl.

Am 12. Aug. Nachdem obige Personen gestorben waren, wie auch zwei Kinder von einem Jahre an Krämpfen, ging ich heute von Haus zu Haus, besuchte Gesunde und Kranke, ermunterte, tröstete und ermahnte, daß man sich nicht durch Angst und Furcht tödten solle. Einige Personen waren aufs Neue befallen und das Uebel griff immer weiter um sich.

13. Aug. Heute ward ich zu vier Personen gerufen; sie empfingen alle das Sterbesacrament, und starben, bis auf eine Dienstmagd, die noch lebt, minder heftig befallen war und immer warm blieb. Es war noch ziemlich früh und dunkel, als ich zu einigen dieser weit entlegenen Kranken gerufen ward. In der Nacht vorher müssen einige auf der Straße von dem Uebel befallen worden seyn, denn ich trat unversehens in der Nebenstraße an kleinen Häusern in Choleraexcremente. Ich hatte Mühe, meine Natur zu bekämpfen. Gott, seufzte ich, hilf! Wozu Religion, wenn sie nicht Alles besiegt, zur Pflichterfüllung

begeistert, und Geist und Muth oben erhält? — So gestärkt trat ich in die Jammerhöhlen. Die Frau des H. lag auf der Erde im Stroh, er im Heu und die Excremente um sie auf der Erde herum. Mich befiel aufs Neue Ekel, ich wußte nicht, wohin ich meinen Fuß setzen sollte; Alles war besudelt, ich behielt das Abendmahlsgeräthe in den Händen und war in Tod- und Pestluft eingehüllt. Meine Oberkleider hatte ich im Vorhause abgeworfen. Nachdem ich gethan, was meines Amts gewesen, mußte ich ins Freie, um meine Uebelkeiten zu bekämpfen. So was kehrte gar oft wieder, denn groß waren Noth, Angst und Armuth bei gar Vielen. Nach und nach ward ich abgehärteter und muthiger.

Am 14. Aug. besuchte ich mehrere Kranke, Furchtsame und Aengstliche, ergriff auch wohl Einige mit Macht und Ernst am Arme und rief ihnen zu: Auf, mit Gott! Ihr habt die Krankheit nicht! Warum wollt Ihr Euch vor der Zeit tödten, erhaltet Euch Euren Kindern und Familien; auf, mit Gott, Ihr sollt leben und nicht sterben! Manche wurden durch Andere ängstlich gemacht, schon wußte ich, wer eine Beute des Todes war und wer nicht; wer gleich mit oder nach Erbrechen und Durchfall von heftigen Krämpfen befallen und an Händen und Füßen blau wurde, starb fast immer; wer aber heiß blieb und warmen Schweiß in Strömen vergoß, starb selten, wenn er sich nur vor Erkältung, kaltem Trinken, Aerger, Angst und Furcht in Acht nahm.

In-

Indem ich nun bei einem von seinen Nachbarn geängsteten Menschen einen günstigen Zustand fand, sagte ich, als ich herbeigerufen worden: Nein Ihr werdet nicht sterben; Ihr habt gar nicht die Krankheit; fort, Ihr leidigen Tröster; wollt Ihr Erschrockene tödten? Fasset Muth, Freund, Ihr braucht jetzt das heilige Abendmahl nicht; haltet Euch nur warm, trinkt nicht kalt, ängstigt Euch nicht und ärgert Euch nicht; macht Euch etwas Bewegung, stehet auf und betet zu Gott um Freudigkeit und Muth; jetzt muß ich zu andern Kranken, die mich nöthiger haben; bald komme ich wieder, laßt Euch Niemand erschrecken. — Und ich kam wieder, und fand den Mann besser; er lebt. Heute hatte ich auch fünf Leichen in ihren Häusern eingesegnet, und fuhr dann, weil ich Zeit hatte (denn am hellen Tage ward ich selten zu Kranken gerufen) mit sämmtlichen Leichen auf den Todtenacker. Auf dem Zuge begegneten uns mehr als sechzig Särge.

Den 15. Aug. In der verflossenen Nacht ward ich zu vielen Personen gerufen, welche alle im Verlauf von noch nicht 24 Stunden starben. Heute Abend um 6 Uhr sahe ich Herrn von St. sehr heiter und scheinbar ganz gesund. Gegen 10 Uhr ward er von Krämpfen, Erbrechen und Durchfall befallen; es ward nach einem Arzt geschickt; allein, es war keiner zu haben, weil sie alle krank waren; endlich kam ein ärztlicher Lehrling, der keinen Aderlaß für nöthig hielt; man konnte auch keines Ader-

lassers habhaft werden; so erkaltete denn der Kranke immer mehr, und.

den 16. Aug. Morgens 1 Uhr reichte ich ihm das Sterbesacrament. Um 9 Uhr besuchte ich ihn wieder, er war noch eben so heiter, ruhig und in Gottes Willen ergeben und drückte schwach aber freundlich mit seiner eiskalten Hand die meinige. Um 11 Uhr war er Leiche. Eine Frau, welcher ich bald nach jenem Kranken das Abendmahl reichte, hatte Alles, was die Cholera mit sich bringt; war aber glühend heiß und schwitzte viel. Sie ward besser und lebt noch; anders aber war es mit ihrer 80jährigen Mutter, sie ward kalt und starb bald nach dem Genusse des h. Abendmahls. Nachdem ich noch einige Leichen begraben und einige Kranke und Gesunde besucht und getröstet hatte, ward ich von Mehreren angeredet, den 17. Aug. (Sonntags) das h. Abendmahl in der Kirche zu halten.

Den 17. Aug. Nachdem ich in der Nacht zu einem Kranken gerufen worden und bis gegen 10 Uhr mehrere auch ungerufen besucht hatte, eröffnete ich den Gottesdienst und verkündigte sogleich: wer sich in dieser todesschwangern Zeit aufgeregt und freudig fühlt, den Tod dessen zu verkündigen, der Leben hat, der komme auch ungemeldet und empfange Alles, was uns der Gott der Liebe in Christo bereitet hat. Es kamen über Hundert. Das war ein wahres Todesmahl. Zur Demüthigung und Beugung diente uns der 90. Ps. und das Tagsevange-

lium: „Gott sey mir Sünder gnädig." Zum Troste wählte ich den 91. und 73 Ps. — ¡Heut habe ich wiederum einige begraben; schon in den ersten 24 Stunden rochen mehrere Leichen ganz furchtbar. An diesem Tage und in der Nacht wurden wieder Mehrere krank, verlangten und erhielten das Sterbesacrament.

Hier bricht der Dr. Lichtenstädt den Bericht ab und setzt Folgendes hinzu: — Sehr ausführlich wird die Geschichte eines Mannes erzählt, der wegen Krankheit seiner Kinder am Morgen nicht das h. Abendmahl nehmen konnte, es aber am Abend im Vorgefühl der nahen Krankheit nahm und sich sogleich mehreremale erbrechen mußte. Die Gewissensunruhe wegen des ausgebrochenen h. Abendmahls ward mit Hinweisung auf die reingeistige Natur desselben beseitiget, der Kranke ward gerettet. Der Prediger selbst mußte sich, trotz aller angewendeten Reinigung, erbrechen, ermannte sich dann aber wieder zu seiner gewohnten geistigen Rüstigkeit.

Obgleich dieser Bericht bis zum 31. Aug., also bis zum Schlusse des Verlaufs der Krankheit in Saratow, fortgeführt ist, so haben wir dennoch denselben nicht bis dahin mitgetheilt, indem Manches darin wiederholt wird, und das, was hier aufgenommen worden, völlig genügt, um zu erweisen, wie viel eine kräftige, geistige Einwirkung selbst bei solchen Uebeln vermag, welche ganz in physischen Momenten begründet zu seyn scheinen. — Das Ab-

halten des öffentlichen Gottesdienstes, welches bei weit verbreiteten gefährlichen Ansteckungen verboten zu seyn pflegt, ist innerhalb Rußlands bei der herrschenden Cholera gestattet worden. Wenn man gestehen muß, daß hierdurch wohl zuweilen Gelegenheit zur weitern Verbreitung des Uebels gegeben worden seyn mag, so muß man andererseits zugeben, daß die durch den Gottesdienst bewirkte Erhebung des Gemüthes nicht wenig zur Minderung der Krankheitsanlage beigetragen haben mag, und daß die Entbehrung desselben auf den an öffentlichen Gottesdienst gewöhnten Russen, in jeder Beziehung eine unangenehme Wirkung gemacht haben würde, wie die Geschichte der letzten moskauischen Pestepidemie beweis't.

Aehnliche Erfahrungen haben wahrscheinlich Manche unsrer Leser in den Jahren 1813 und 1814, bei dem furchtbaren Typhus gemacht, welchen die aus Rußland zurückkehrenden elenden Ueberreste der großen französischen Armee über das unglückselige Deutschland verbreiteten. Schreiber dieser Zeilen hat damals nicht nur in Privathäusern, sondern auch in großen Spitälern sein Amt unter offenbaren Todesgefahren verwalten müssen. Allerdings ließen zu jener Zeit mehrere sehr achtbare Stimmen mit der Behauptung sich vernehmen, der Prediger könne, ohne Pflicht und Gewissen zu verleugnen,

die geforderte Erscheinung an dem Krankenlager eines Typhösen verweigern, das Gute, was dem Dafürhalten nach dort von ihm noch gestiftet werden könne, stehe in gar keinem Verhältnisse zu der Gefahr, welcher der Prediger dadurch sich selbst und seine Familie aussetze; und dies erwartete Gute selbst sey sogar sehr zweifelhaft, indem mehrere Wiedergenesene von der durch ihre Verwandten veranlaßten Abendmahlsreichung auch nicht das Geringste mehr zu wissen versichert hätten; eine Versicherung, die auch in der That sehr oft mit voller Wahrheit gegeben worden ist. Indessen die zu der damaligen Zeit, wie an vielen Orten, so auch in Leipzig allgemein vorhandene Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Gefühllosigkeit, gegen die Todesgefahr ließ es ihm nicht zu, von jenen Aussprüchen für seine Person Gebrauch zu machen, und das um so mehr, da er durch seine in der Nähe der Thomaskirche (in welcher, da sie in ein großes Krankenhaus verwandelt worden war, täglich zwanzig bis dreißig Nervenkranke starben und seinen Fenstern gegenüber in einem leichten Breterverschlage bis zur Abfuhre in der Morgenstunde völlig nackt aufgestapelt wurden) befindliche Wohnung in einer Atmosphäre zu athmen genöthigt und gewohnt war, durch welche er allmählich weniger empfänglich für die Ansteckung geworden zu seyn glaubte. Er unterließ überdieß auch nicht, von den empfohlnen Sicherungsmitteln gehörigen Gebrauch zu machen; er trug jedesmal

eins der damals allgewöhnlichen Morveauschen Räucherungsfläschchen bei sich, welches er sogleich beim Eintritte in das Krankenhaus öffnete, und an dem er nach Maaßgabe der sich mehr oder minder heftig entwickelnden Dämpfe gewissermaßen den Grad von Verpestung der Luft im Krankenzimmer abmessen konnte. Außerdem nahm er zuvor einen Eßlöffel des damals eben so gewöhnlichen starken Kräuteressigs (vinaigre à quatre voleurs) zu sich, und führte ein mit demselben durchnäßtes Taschentuch, mit welchem er sich Gesicht und Hände vor der Annäherung an den Kranken rieb. Dabei stärkte er sich innerlich mit dem Gedanken, er stürze sich nicht ungerufen und mit neugieriger Zudringlichkeit in eine unnöthige Gefahr; er sey ja doch nichts Besseres, als sein Amtsgenosse, welcher im Julius 1813 bei einer solchen Abendmahlsreichung angesteckt und ein Opfer seines Berufes ward; er stehe ja doch auch unter demselben göttlichen Schutze, dessen sich augenscheinlich so viele wackere Aerzte erfreueten, welche täglich stundenlang in den Spitälern umherwandelten, und zu denen sein eigener Hausarzt und Schwager gehörte; — und so ist er auch nicht ein einziges mal von Ekel oder Schrecken ergriffen und von einer kränklichen Anwandlung berührt worden. Bei der Rückkehr in das Haus legte er sogleich die getragene Kleidung an einem besondern, luftigen Orte ab, ehe er sich zu den Seinigen begab, um diesen nicht etwa schädlich zu werden; was ihm jedoch

nicht völlig gelang, indem wahrscheinlich durch ihn sein dreijähriger Sohn angesteckt ward, der nur erst nach einem monatlangen schweren Kampfe mit der vollen Wuth des Typhus von dem für unvermeidlich gehaltenen Tode gerettet werden konnte.

Demohngeachtet aber würde er keinen Amtsbruder als einen feigen Miethling verdammen, der wirklich Anstand nähme, jeder von ihm geforderten Erscheinung bei dem Lager eines ansteckenden Kranken augenblicklich sich zu fügen. Sie fängt gewiß erst dann an, eine wirkliche Amtspflicht zu werden, wenn der Kranke selbst sie von ihm fordert, und nicht bloß seine Verwandten sie für nöthig erachten, was sehr oft der Fall ist; ja selbst dann, wenn der Kranke selbst sie fordern sollte, hat er das volleste Recht, zuvor von dem Arzte sich versichern zu lassen, daß der Kranke auch wirklich im Zustande der nöthigen Geistessammlung sich befinde. Noch mehr Recht aber hat er, mit der Abendmahlsreichung zu zögern; denn diese ist noch immer nur allzu oft eine Forderung des Aberglaubens. Von diesem scheint selbst der Geistliche, dessen Bericht wir mitgetheilt haben, nicht ganz frei zu seyn; wie würde er denn sonst ganz katholisirend das Abendmahl ein Sterbesacrament nennen können? Gerade das Gegentheil soll es seyn, ein Lebenssacrament; in dem Sinne der heiligen Handlung selbst so wenig als in der Absicht des Stifters hat es gelegen, daß Kranke und Sterbende das Abendmahl halten sol-

len; Lebende und in der Gemeinde Lebensthätige sollen sich dadurch mit einander zum Leben in Jesu und für Jesum vereinigen, damit sie einst in Jesu sterben können. Denn, daß man es Sterbenden noch beibringen (denn vom Empfangen und Nehmen kann bisweilen gar nicht eigentlich mehr die Rede seyn;) zu müssen glaubte, hat unläugbar eine grundlose Vorstellung von einer ganz eigenen Art des Zusammenhangs zwischen Abendmahl und zwischen Sündenvergebung ihren großen Antheil. Daß diese aber immer seltener werden möge, ist zu wünschen und zu erstreben. Werden damit zugleich diejenigen Kranken seltener, welche das Abendmahl auf ihrem Kranken- und Sterbebette halten wollen, so ist dieß gewiß nicht für ein bedenkliches Zeichen von immer mehr verschwindendem kirchlichen und christlichen Sinne zu halten.

Sollte sich übrigens die Cholera bis zu unsern Gegenden noch hindurchdrängen, so wird Ref. ganz in seiner frühern, eben geschilderten Weise verfahren; er wird sich nicht zudrängen — am allerwenigsten mit Anerbietungen der Abendmahlsreichung —, er wird sich aber auch nicht weigern, wenn er gerufen werden sollte, bei seinem Kommen jedoch im Geiste der Pariser Association zu Werke gehen: aide toi et ciel t'aidera.

Nachtrag.

Vorstehende Mittheilung war schon zum Drucke abgesendet, als dem Unterzeichneten eine Fortsetzung der Lichtenstädtschen Schrift durch die theilnehmende Aufmerksamkeit eines ärztlichen Freundes zu Gesicht kam. In dieser ist der in der ersten Schrift zurückgehaltene Schluß von dem Berichte des Predigers vollständig vorgelegt und von dem Herausg. durch die Bemerkung eingeleitet: „Das rein menschliche Interesse dieses Berichts ist so groß, daß man gewünscht hat, ihn ganz zu lesen, weswegen ich das früherhin Abgebrochene hier vollständig abdrucken lasse. Der Verf. hat übrigens die Cholera nur in seiner deutschen Gemeinde beobachtet; die übrigen Einwohner sind nicht minder ergriffen worden und haben mehrere tausend Leichen gehabt. Saratow gehört zu den Orten, wo eine zur Einwohnerzahl unverhältnißmäßig große Zahl von Cholerakranken war, und unter diesen eine überaus große Sterblichkeit statt fand." —

Des berichtenden Predigers eigne Erfahrungen streifen so nahe an die von dem Unterzeichneten berührten und selbstgemachten an, daß er schon um der Vergleichung willen den Lesern des Journals diesen Schluß des Berichtes nicht vorenthalten zu dürfen glaubte. Gewiß wird übrigens kein billiger Leser dem Berichterstatter einige Unrichtigkeiten in

der Gedankenfolge wie im Ausdrucke gar zu hoch anrechnen.

Am 18. Aug. Auch heute wieder zu vielen dem Tode nahen Cholera-Kranken gerufen, fand ich einen Freund als Kandidat des Todes. Er war heiter und ruhig, ahnete seinen Tod und ließ sich ihn nicht ausreden. Er starb am folgenden Tage. — Der Todesengel stand jetzt auf der höchsten Stufe seiner Gewalt.

Am 19. Aug. Heute ward ich zu einem in unserer Colonie sehr bedeutenden Manne gerufen, den ich aber schon auf der Diele todt fand. Die Angst hatte ihn, wie fast alle Kranken, aus der Bettstelle getrieben. Die Augen waren von Krämpfen verzogen, und der ganze Leichnam, obwohl eben verschieden, kalt und ins Bläuliche schimmernd, wie alle Leichen dieser verhängnißvollen Zeit. Gestern war dieser Mann noch vollkommen wohl gewesen. Es hatte hier keine ordentliche ärztliche Behandlung statt gefunden; doch fand ich, daß selbst Alle, die eine solche genossen, und noch vor dem 20. Aug. mit dem Uebel in seiner größten Stärke befallen wurden, unterlagen. Als aber späterhin die Heftigkeit der Krankheit gebrochen war, half Dieses oder Jenes. Manche brauchten bloß Spritzbäder und genasen.

Am 19. Aug. ward ich von Stunde zu Stunde matter und zuletzt so, daß ich mich kaum auf

den Beinen erhalten konnte. Der Durchfall raubte mir allen Lebenssaft. Hierzu kamen noch die furchtbarsten Träume, in welchen mir so viele, liebe Freunde und Sterbende in krampfhaften Zuckungen mit offenem Munde und kalter, blauer Farbe vorschwankten und mir das Nachtlager zur wahren Folterbank machten. Ach, wäre es doch immer Tag, seufzte ich oft.

Nachdem ich am 20. Aug. bis spät Abends mit Kranken und Todten zu thun gehabt hatte, bekam ich gegen 9 Uhr ein ungewöhnliches heftiges Zucken, Spannen und Drücken in Händen und Schenkeln, und Alles concentrirte sich in die Herzgrube. Mir war zu Muthe, wie einem der Mord und Todtschlag begangen und zum Hochgericht geführt werden soll. Höllenangst stieg mir mit Todesschweiß von den Fingern durch die Arme und von den Zehen durch die Beine, Waden und Schenkel bis in die Herzgrube, gerade dahin, wovon mir die Sterbenden so oft sagten: hier sitzt der Tod. Ich fühlte mich jedoch zum Sterben zu kräftig. Ich legte mich, rieb mich, und ließ mich salben und reiben. Mir ward unsäglich heiß: ich schwitzte, wie im Glühofen, und hatte doch das Bedürfniß, mich immer mehr zudecken zu lassen. Nach 1½ Stunde ließ der Schweiß nach; dem Körper wurde wieder wohl, ohne Schwäche. Der Geist stärkte sich und ich fing selbst an zu scherzen. Während dieser scherzhaften Aeußerungen ward ich zu einer armen Kranken ge-

rufen, deren Sohn bereits Leiche war. Ich trocknete mich sorgfältig ab, zog mich sehr warm an, ging, kam in ein heißes Stübchen, schwitzte aufs Neue, that mit herzlicher Theilnahme, was meines Amts war, hüllte mich darauf wieder warm ein, kam nach Hause, legte mich und schlief drittehalb Stunden völlig ruhig und gestärkt. Mein Geist war unendlich froh. Bald darauf ward ich wieder abgerufen; ich trank einige Tassen heißen Kräuterthee, nahm 6 Tropfen Pfeffermünzöl, welches ich am Tage einigemal wiederholte, und mein Durchfall verlor sich, den ich vorher weder durch Kohlenstaub, noch durch laudan. liqu. noch durch rothen Gewürzwein bändigen konnte. Auch legte ich Senfpflaster auf die Waden, um den Krämpfen vorzubeugen und da sie zu lange blieben, bekam ich Blasen und eben dadurch natürliche Fontanelle, die am 1. Aug. (soll auf jeden Fall Septbr. heißen) noch nicht ganz heil waren. Ein ganz ähnlicher Anfall kam nach einigen Tagen wieder, aber schwächer; ich ward auch mehr abgehärtet und fühlte mich bald wieder gestärkt. Auch Pestilenz und Todesschauer haben aber ihre Seligkeiten. Demüthig gebeugt und wehmüthig wird das sonst so kühne und trotzige Menschenherz, wenn Gottes Dräuen, aber auch sein Erbarmen und sein Friede hinzu kommen. Es ist einem ganz aus der Seele gesprochen, was dort Jakob spricht: Herr, ich bin nicht werth so vieler Barmherzigkeit. Fürwahr, ich habe bei al-

lem Leid, bei aller Last und Mühe in dieses Trübsals Tagen unendlich selige Stunden verlebt *).

Am 21. Aug. Die Zahl der Neuerkrankenden nahm nunmehr in meiner Gemeinde sichtlich ab. Und so konnte ich um so öfter Gesunde und ältere Kranke besuchen, woran ich es denn, da es mir bereits zum Bedürfnisse geworden war, nicht fehlen ließ.

Am 22. Aug. Heute starben in meiner Gemeinde nur zwei Personen, worunter ein Kind von 2 Tagen, durch welches die von der Cholera ergriffene Mutter gerettet ward.

Am 23. Aug. Unter den heutigen Choleratodten befand sich ein allgemein geliebter junger Arzt, Dr. Friedr. Meyer, der von hier nach Jarizyn abcommandirt wurde, wider seinen Willen und mit dem Bewußtseyn des Todes dahin ging, und dort der Krankheit unterlag.

Am 24. Aug. Heute wieder einige Beerdigungen; aber keine neuen Leichen und keine Neuerkrankten. Gottlob, der Todesengel ist im Abzuge. Alles erholt sich und athmet freier. Auf Verlangen hielt ich heute wieder öffentliches Abendmahl, wozu über 70 Personen erschienen, viele in Trauer gehüllt.

*) Bei diesem Herzensergusse macht der mittheilende Arzt die Bemerkung: Die Krankheitsgeschichte des Predigers erweis't, was die schweißtreibende Methode im Verein mit einem kräftigen, gläubigen Gemüthe über die Cholera vermag; denn daß diese Krankheit hier im Anzuge war, ist unbezweifelt.

Vom 25—31. Aug. sind nur Wenige gestorben; einige Neuerkrankte litten minder heftig und erholten sich bald. Ich habe im Ganzen 35 Leichen beerdigt, worunter nur 2—3 nicht an der Cholera. Noch 15 liegen krank, aber in der Besserung. Am 30. Aug. ward wegen des Schlusses der Seuche ein Dankgebet gehalten.

Zum eignen Schutze kleidete sich der Verf. sehr warm, fuhr selten, sondern ging meistens, wusch sich oft und genoß erwärmende und reizende Getränke.

Die letzte Bemerkung über des Berichterstatters Diät scheint von dem mittheilenden Arzte herzurühren, da jener durchaus in der ersten Person erzählt. Sollten unserer Gegenden wirklich noch von dem, wie es scheint, aller Cordons spottenden Uebel erreicht werden: so würden die Prediger, in deren Sprengel es einbricht, ungemein sich verdient machen, wenn sie über ihre Erfahrungen sorgfältige Tagebücher hielten, und diese in ihre Pfarrarchive niederlegten, vielleicht auch sogar Eins und das Andere daraus zur öffentlichen Kunde kommen ließen, was für die Predigtamtsverwaltung im Allgemeinen von Bedeutung seyn könnte.

III.

Recensionen.

1.

Wünsche der evangelischen Geistlichkeit Sachsens, die Verbesserung der Kirchenverfassung betreffend, vor Sr. Maj. d. Könige u. Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Mitregenten so wie vor Allerhöchst-Deren evangelischen Geheimen Räthen allerunterthänigst ausgesprochen nebst einigen Ideen zu deren Verwirklichung den Hohen Ständen des Königreichs ehrfurchtsvoll mitgetheilt im März 1831. Leipzig, bei Barth. 8. — 8 Gr.

Diese Schrift verdient die Aufmerksamkeit sämmtlicher Prediger und Glieder der evangelischen Kirche aller deutschen Länder. Sie bringt einen Gegenstand zur Sprache, welcher für das Schicksal der evangelischen Kirche von der größten Wichtigkeit ist, und führet der bis jetzt umsonst gesuchten vollen Entscheidung über denselben um mehrere bedeutende

Schritte näher. Es ist in ihr die Rede theils von der Vertretung der Kirche in der Versammlung der Volksvertreter durch Abgeordnete aus der Geistlichkeit, theils von der Verfassung der Kirche auf eine ihrem Zwecke gemäße Weise. Daß die Fragen: ob und wie Beides statt finden solle, vielfältig schon erwogen, bejaht und verneint, indeß auf eine allgemein anerkannte Weise noch nicht erlediget sind, dürfen wir unsern Lesern nicht erst sagen. Die mehrsten von ihnen werden ganz gewiß durch Schuderoffs *) nachdrückliche Rede in dieser Angelegen-

*) Schon war die obige Anzeige eingesendet, als derselbe unerschrockene Wortführer für die Selbstständigkeit der Kirche abermals seine Stimme für Vertretung der Kirche auf Volks- oder Landtagen erhob in einem gleicherweise aus seinen Jahrbüchern besonders abgedruckten Aufsatze: Symboloklasmus oder Symbololatrie? Neustadt a. d. O. bei Wagner. 1831. Indem er darthut, daß den symbolischen Büchern auf keine Weise durch irgend eine Art öffentlicher Desautorisation ihr unvergänglicher Ruhm und Werth geschmälert, so wenig aber auch durch irgend eine öffentliche Restitution der ihnen früherhin erwiesenen Latrie abermals der kirchlichen Freiheit Eintrag geschehen dürfe, sieht er sich ganz natürlich zu der Erneurung seines oft gemachten Antrags auf Repräsentation der Kirche hingeführt, und nimmt sich derselben namentlich gegen ihren neuesten bedeutendsten Gegner, Pölitz in seiner vortrefflichen Schrift: das constitutionelle Leben, Leipz. b. Hahn. 1830. mit Gründen an, welche selbst diesem scharfsichtigen

genheit schon vernommen haben. Allein in der vorliegenden Schrift lassen, in der Hauptsache völlig

Staatswissenschaftslehrer nicht als völlig unhaltbar erscheinen können. Wahrscheinlich dürfte sich jedoch der Widerstreit beider Männer bedeutend durch die spätern Erklärungen des Herrn Hofrath Pölitz in einer Schrift mildern, welche die Aufmerksamkeit des Herrn D. Schuderoff zuverlässig in diesem Augenblicke schon auf sich gezogen hat. Das sind die Andeutungen über den staatsrechtlichen und politischen Charakter des Grundgesetzes für das Herzogthum Sachsen-Altenburg, vom 29. April 1831. mit vergleichender Rücksicht auf die Verfassungen von Schwarzburg-Sondershausen, Churhessen, Hannover und Braunschweig — Leipzig 1831. — Hier sagt der Verf. S. 85: „zeitgemäß ist §. 133. des Grundgesetzes: „„die Kirchengewalt wird zum Theile unter Mitwirkung von Vertretern der Landeskirche ausgeübt, zum Theile geschieht es unter Oberleitung und Autorität des Landesherrn durch das Consistorium. Inbesondere ist letzteres der Fall bei der vollziehenden Kirchengewalt, oder der Kirchenregierung."" Allein in der sehr allgemeinen Fassung des §. 134. dürften manche Schwierigkeiten für die Zukunft liegen: „„die Gegenstände der Kirchengewalt, bei welchen eine Mitwirkung von Vertretern der Kirche nothwendig (?) ist, sind: die Ordnung der öffentlichen Gottesverehrung; Bestimmungen in Beziehung auf den öffentlichen Lehrbegriff (??) und die allgemeine Kirchenverfassung (?); erstere, so weit sie nach den Grundsätzen der evangelisch-protestantischen Kirche überhaupt zulässig sind."" — Außer der Unbestimmtheit des Begriffs dieser Zulässigkeit fehlt im ganzen Ab-

einstimmig, 25 Superintendenten mit 885 Geistlichen aus dem Königreiche Sachsen über denselben

---

schnitte eine Erklärung darüber, wer oder welche Behörde über das entscheiden soll, was nach den Grundsätzen der protestantischen Kirche zulässig ist. Denn welche Grundsätze der protestantischen Kirche (dogmatische, kirchenrechtliche, liturgische) könnten wohl als unbestrittene und allgemeingiltige — bei den gegenwärtigen innern Verhältnissen dieser Kirche — angenommen werden? — Die §§. 135—137 sprechen die Einführung von General- und Special-Synoden aus; dagegen fehlt die Stiftung von Presbyterien."

Bei dieser Gelegenheit nun erklärt sich der Verf. weitläuftiger über seine Ansichten vom Presbyterien, Synoden und Collegialsystem. Die Presbyterien findet er ganz unbedenklich und selbst heilsam, sofern sie das seyn sollen und werden, was in der Städteordnung die Stadtverordneten sind, und will die Mitglieder derselben eben deshalb Kirchenverordnete genannt wissen. Diese Stellung und Bedeutung der Presbyterien war aber offenbar eben dieselbe, von welcher die sächsische Geistlichkeit bei ihren Wünschen und Bitten ausging. Weniger dagegen kann er sich noch immer mit den Synoden befreunden, indem sie ihm als ein Analogon der hier und da vorhandenen Provincialstände erscheinen, von denen nirgends etwas Ersprießliches ausgegangen sey, so wie von allen Synoden der frühern Zeit. — Allein, sollten die Synoden nicht ein erfreulicheres Gegenbild in den Bayer'schen Kreisräthen haben, von deren Wirksamkeit des Guten viel gerühmt worden ist? Für einzelne Fälle jedoch, z. B. bei Einführung neuer Liturgieen und Gesangbücher, erklärt er selbst die Einberu-

Gegenstand ihre Erklärung in demselben Geiste laut werden.

---

fung von Synoden für zuträglich und nothwendig. Was aber das Verhältniß zwischen Kirche und Staat überhaupt anlangt, so erklärt der Verf. auch hier, ganz getreu seinen im **constitutionellen Leben** ausgesprochenen Grundsätzen, das **Collegialsystem** noch immer für ganz unhaltbar, und sucht darzuthun, daß die Vertheidiger desselben im Grunde auf einer Linie mit denen stehen, welche von den drei politischen Systemen **der Revolution, der Reaction und der Reform** zu dem ersten sich bekennen, und glaubt daher, sie eines ob auch unbewußten und unwillkürlichen Hinarbeitens auf eine wirkliche Trennung zwischen Staat und Kirche beschuldigen zu müssen. Sollte man aber nicht meinen, schon in dem Namen **Collegialsystem** liege eine völlige Beseitigung dieser Befürchtung? — — Auf jeden Fall aber sind die hier von dem berühmten Verf. aufgestellten nähern Erklärungen über seine im **constitutionellen Leben** ausgesprochenen Widersprüche gegen **Vertretung der Kirche** S. 93. ganz dazu geeignet, eine freundliche Verständigung mit den Vertheidigern derselben zu erleichtern, so wie desselben Erklärungen über **Presbyterien** und und **Synoden** zuverlässig das ihrige dazu beitragen werden, die Furcht zu mildern und den Unwillen zu mäßigen, mit welchem ein Gegner derselben im Allg. Anzeiger der Deutschen über die eben auf sie gerichteten Wünsche und Bitten der sächsischen Geistlichkeit vor einiger Zeit sich ergossen und dadurch selbst mit dem **canonischen Wächter** sich in Conflict gesetzt hatte. — Wahrscheinlich werden wir von Hrn. D. Schuderoff selbst zu seiner Zeit vernehmen, wiefern das Grundgesetz seines eigenen Vater-

Die Schrift beginnt mit der Erzählung der Umstände, unter denen zuerst bei der Geistlichkeit der Diöcese Leipzig der Entschluß sich entwickelte, ihre Wünsche und Bitten vor den Thron zu bringen, nachdem von diesem herab die Erklärung erfolgt war, daß dem Königreiche eine repräsentative Verfassung gegeben, und zum Behufe des Entwurfes zu einer solchen sämmtliche Corporationen des Landes mit ihren etwanigen Vorschlägen und Wünschen gehört werden sollten. Ungemein anziehend sind die Nachrichten von der durch den Superint. zu Leipzig, den freimüthigen Dr. Großmann, in Begleitung der beiden Prediger seiner Diöcese Naumann aus Knautheim, und Zehme aus Großstädteln (der letzte ist der Verf. der vorliegenden Schrift), vollzogenen Uebergabe der in einer besondern schriftlichen Darstellung ausgesprochenen Wünsche und Bitten in die eignen Hände des Königs und des Prinzen Mitregenten (bei denen, ob sie auch der katholischen Confession zugethan sind, sie eine sehr wohlwollende Aufnahme fanden), so wie der zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten berufenen Mitglieder des Geheimden Rathes, welche Schritte sämmtlich mit Vorwissen und Beirath der beiden obersten Geistlichen des Königreiches, der

---

landes den Ideen entspreche, nach welchen ihm das Verhältniß zwischen Staat und Kirche und die Verfassung der Kirche selbst geregelt werden zu müssen scheint.

Anm. d. Red.

DD. von Ammon und Seltenreich geschahen. Die übergebene Schrift selbst ist im Anhange S. 84 abgedruckt und trägt die zwei Bitten vor: 1) um gesetzmäßige Vertretung der protestantischen Kirche und ihrer Geistlichen bei der künftigen Repräsentativverfassung des Landes und 2) um Rückgabe der Autonomie unserer Kirche durch eine Presbyterial- und Synodalverfassung und Sicherstellung derselben durch die Verfassungsacte des Königreichs. Beide Bitten sind mit ihren Gründen gehörig unterstützt. In den dadurch veranlaßten Gesprächen (von förmlichen Verhandlungen konnte natürlich jetzt noch nicht die Rede seyn) wurden den Bittstellern mehrere Bedenklichkeiten entgegengestellt: „die Kirche, als die Bewahrerin und Pflegerin der höchsten Ideen stehe viel zu hoch über allem Gemeinen und Irdischen, als daß sie des Schutzes und der Hülfe von Außen bedürfe; überdieß sey die Universität des Landes, welche zu allen Landtagen einen eigenen Deputirten sende, die natürliche Vertreterin der Kirche, die Landesversammlung habe es nur mit materiellen Interessen zu thun; werde die protestantische Kirche vertreten, so müsse der katholischen dasselbe Recht zugestanden werden; die Presbyterien können ohne einen hohen Grad von iudicium discretionis sehr gemißbraucht werden." Was hierauf von ihrer Seite auf der Stelle erwiedert worden, ist mitgetheilt, außerdem aber auch eine in einer zwei-

ten an die Regierung übergebenen Schrift angestellte genauere Erörterung (S. 94 ff.): jener Bedenklichkeiten, so wie eine Prüfung einiger anderer von mehreren Seiten her gegen das Gesuch erhobenen Schwierigkeiten, namentlich der, daß das angesprochene Recht einer historischen Unterlage gänzlich ermangele.

Den größten Raum der Schrift aber füllt eine für das sämmtliche Publikum berechnete Entwickelung und Rechtfertigung der Grundsätze aus, auf denen die Rechtmäßigkeit der von der sächsischen Geistlichkeit nachgesuchten Vertretung und Verfassung beruhet; diese hat um ihres Zweckes willen zwar eine wissenschaftlichere Gestalt empfangen, ist aber in einer allgemein verständlichen Sprache mit viel Wärme und Eindringlichkeit geschrieben. Von den drei Abschnitten, aus denen sie besteht, ist der erste dazu bestimmt, gegen diejenigen das Gesuch in Schutz zu nehmen, welche a) von jeder äußern Kirche überhaupt und darum auch von einer zu erneuernden Verfassung derselben nichts wissen wollen, sondern vielmehr auf die gänzliche Aufhebung einer solchen antragen*); b) welche eine äußere

*) Dies geschah allerdings nicht zum erstenmale aber gerade jetzt unter sehr schneidenden Aeußerungen über das Beginnen der sächsischen Geistlichkeit in der Broschüre: Der Prediger unserer Zeit. Zwickau 1831 von Karl Ernst Richter, ehedem Diakonus in Zwickau, der aber seinem Amte entsagte, um sich ausschließend der

Kirche zwar gelten lassen und einer verbesserten Einrichtung derselben nicht abgeneigt sind, vom Wesen der Kirche selbst aber und ihrer Verbesserung sich falsche Begriffe machen; c) welche zwar das Wesen der Kirche und ihre Zwecke begriffen haben, die in Sachsen bestehende Verfassung der Kirche aber zur Erreichung derselben wenn nicht für die möglichst beste, doch für vollkommen ausreichend halten. Bei dieser Gelegenheit sind einzelne Beispiele von dem Unwesen, welches in die sächsische Consistorialverwaltung allmählich sich eingeschlichen hat, mitgetheilt, die man nicht ohne Unwillen lesen kann. Und wie die Verfassung nun einmal ist, sind die trefflichsten Consistorialbeisitzer nicht im Stande, diesen Uebeln zu steuern; nur eine ganz neue Kirchenverfassung kann hier helfen. — Im zweiten Abschnitte sind die Hauptgrundsätze angegeben, nach denen jede Erneuerung und Verbesserung einer Kirchenverfassung überhaupt und der im Königreich Sachsen insbesondere zu bewirken seyn möchte; und

---

Redaction einer von ihm begründeten politischen Zeitschrift: die Biene, widmen und seine daraus hervorgegangene Buchhandlung führen zu können. Das ausgezeichnete Talent, die vielseitige Kenntniß und der eindringende Scharfsinn des Verf. ist nicht zu verkennen; eben so wenig aber auch das einseitige Wohlgefallen an der Opposition und die Bereitwilligkeit im Dienste derselben auch Paradoxieen und Sophismen zu Hülfe zu rufen.

zwar sind sie entwickelt aus den Forderungen, welche die evangelische Kirche zu machen berechtigt sey a) an den Staat, in welchem; b) an die Geistlichen, mit welchen; c) an die Gemeinden, aus welchen; d) an die einzelnen Glieder, durch welche sie besteht. — In Beziehung auf den Staat darf die evangelische Kirche fordern, daß sie ihm gleich gestellt werde und eine Verfassung erhalte, welche geeignet ist, die Erreichung ihrer eigenthümlichen Zwecke möglich zu machen, worauf sie gern und laut bekennen wird, daß sie, insofern alle ihre Glieder Bürger des Staates sind, diesem in allen ihn betreffenden Beziehungen untergeordnet sey. Von den Geistlichen fordert sie, daß sie eben so wenig die Kirche selbst und allein zu bilden, als ihr inneres und äußeres Leben allein zu ordnen sich anmaaßen, sondern den sogenannten Laien auf gesetzlichem Wege Theilnahme und Einwirkung verstatten. Von den Gemeinden fordert sie, daß sie ihre religiöse Erkenntniß, Denk-, Empfindungs- und Handlungsweise so stark gegen jeden Einzelnen hervortreten lassen, daß einseitige religiöse Ansicht und individuelle kirchliche Empfindung die Gemeinschaft nicht nur nicht störe noch beeinträchtige, sondern diese Gemeinschaft auf alle Weise bethätigt, ins Licht gestellt und geltend gemacht werde. (Diese Forderung ist theils zu dunkel ausgedrückt, theils zu wenig gerechtfertigt, indem sie blos die liturgischen und homiletischen Willkührlichkeiten des Predigers als Widersprüche gegen

diese Forderung rügt. Der Verf. wollte auf jeden Fall sagen: die sämmtliche Gemeinde muß an gewisse Normalformeln, Normalsymbole und Normalceremonieen sich binden, welche bei allen Gemeindegliedern und in allen Gemeinden derselben Confession wiederkehren, wenn religiöse Dinge von ihnen besprochen und gethan werden; jedes Mitglied muß die von von ihr selbst als äußerliches Kennzeichen ihrer gemeinsamen religiösen Richtung festgesetzte Form in kirchlichen Worten und Thaten beobachten, und darf sich nicht willkührliche Variationen erlauben. — Gewiß eine wahre Forderung, allein eben so gewiß non sine multo grano salis zu verstehen und zu thun.) Von den einzelnen Gliedern fordert sie, daß ein jedes an sich selbst und in seinem persönlichen Kreise die Zwecke des kirchlichen Lebens fördere. — Der dritte Abschnitt sucht nun darzuthun, daß zu einer zeitgemäßen Verwirklichung und Ausführung jener Grundsätze Presbyterien und Synoden — also eine kirchliche Repräsentativverfassung — die geeignetsten Mittel sind. — Der Verf. entwirft eine kurze Schilderung von der Einrichtung eines Presbyteriums, seiner Versicherung nach aus der Wirklichkeit entlehnt und auf bestehende Thatsachen gegründet. Er entwickelt dann weiter, wie aus Presbyterien Bezirkssynoden, aus diesen die Kreissynoden und aus diesen die Generalsynode sich entwickele, welche zum Landesherrn als Kirchenoberhaupte gerade in dem-

selben Verhältnisse stehen müsse, wie der Landtag zu ihm als Staatsoberhaupte, und deutet den Wirkungskreis an, den in zweckgemäßer Abstufung eine jede dieser kirchlichen Behörden auszufüllen habe. Die daraus hervorgehende Vertretung auf dem Landtage jedoch hat er nicht näher nachgewiesen.

Der von der sächsischen Geistlichkeit gethane Schritt ist nicht ohne Wirkung geblieben; die Regierung hat auf ihre Wünsche geachtet, und in dem von ihr ausgegangenen Verfassungsentwurfe den jedesmaligen evangelischen Oberhofprediger in Dresden und den Superintendenten in Leipzig zu Mitgliedern der ersten Kammer, also zu Pairs, ernannt, ob auch von einer Vertretung der Kirche selbst in ihm nicht die Rede ist, und auch zufolge der Grundsätze nicht seyn konnte, auf welche die künftige Repräsentation gegründet seyn soll. Dem Vernehmen nach hat jedoch diese Ernennung nicht den allgemeinen Beifall der zur Berathung des Entwurfs versammelten bisherigen Stände gefunden, so wie auch einzelne Stimmen aus dem Lande aufs Neue gegen beides, die Vertretung sowohl, als die Presbyterialverfassung, sich erklärt haben. So weit Ref. jedoch die dagegen erhobenen Schwierigkeiten kennen gelernt hat, muß er offen gestehen, daß er sie für unwiderleglich durchaus nicht halten kann; an welcher Ansicht freilich der Umstand seinen großen Theil haben mag, daß er selbst Geistlicher ist. Er begreift

nicht, wie man die unermeßliche Wichtigkeit des religiösen und kirchlichen Wesens für die Staatswohlfahrt zugestehen und sogar nachweisen und doch auf der andern Seite erklären kann, Berathungen über dasselbe, über dessen Zustand und Beförderung können durchaus nicht zu den Gegenständen einer zur allseitigen Feststellung der allgemeinen Wohlfahrt zusammengetretenen Versammlung von Volksvertretern gerechnet werden. Man will es gar nicht in Abrede stellen, daß die politische Gesetzgebung durchaus nicht in Widerspruch gegen die anerkannten Forderungen des Evangeliums sich versetzen dürfe, und dennoch will man es unthunlich und überflüssig finden, daß ein oder das andere Mitglied in der Versammlung dazu bestimmt werde, darauf zu achten und hinzuweisen, wo ein vorgeschlagenes Gesetz in einem solchen Widerspruche entweder gleich von Hause aus stehe, oder in seinen Folgen zu einem solchen hinführe. Und wie nahe liegt doch ein solcher bei so vielen Accis- und Mauthgesetzen, um nur diese beispielsweise zu erwähnen! In wessen Händen aber sollte man wohl die Wahrnehmung der Gewissensrechte der Bürger bei der Gesetzgebung zweckmäßiger legen können, als in die eines von den Männern, welchen die Beschäftigung mit der Religion Lebensaufgabe ist, und welche die Kraft derselben namentlich in ihren praktischen Aeußerungen zu beobachten Gelegenheit haben? Fast hat es das Ansehen, als wolle man absichtlich das Interesse des

Volkes als eine Masse sittlich-gläubiger Wesen verwechseln, und wiederholt deshalb unaufhörlich den Vorwurf, die Geistlichen wollten nur ihren Stand vertreten wissen; was allerdings mit Recht verworfen wird. Denn das Standesinteresse hat nur accidentelle, secundäre Bedeutung; das Volksinteresse aber kann und darf nicht unberücksichtigt bleiben, wenn das Volk nicht einzig als eine Heerde von Arbeitern für die Befriedigung der Staatsbedürfnisse angesehen werden soll, auf deren sittlich-religiöse Veredlung oder Verschlimmerung nichts ankomme, und zu der man sagen dürfe: peccetis, modo detis!

Eben so wenig kann Ref. sich aber auch von dem Grunde der Bedenklichkeiten überzeugen, welche man der Presbyterialverfassung entgegensetzt. Kommen sie von Seiten der Staatsmänner, welche sie als den Keim einer neuen verderblichen Hierarchie anklagen: so will es ihm fast bedünken, als sey das nicht so ernstlich von ihnen gemeint. Sie wissen ja selbst am besten, welche Mittel ihnen gegen eine solche zu Gebote stehen, und wie schlecht die Hierarchie mit ihren Versuchen bei dem Geiste unserer Zeit und dem Stande unserer Civilisation überall ankommt und ankommen muß; und die Erklärungen der Freunde dieser Verfassung haben sich ja in ihren Entwürfen über ihre gänzliche Entfernung und Vermeidung jeder politischen Einmischung so deutlich und nachdrücklich erklärt, daß man sie unmöglich miß-

verstehen oder ihnen nur dann mißtrauen kann, wenn man sie, ohne irgend einen Grund, für Loyoliten hält, welche Anderes sagen, als sie denken und wollen. Es giebt unter den Antipresbyterianern wirklich eben so gutmeinende als scharfsinnige Männer; es geht ihnen aber, wie es dem witzigen und unerschrockenen Verfolger alles abergläubischen Wesens, Lichtenberg, erging: er glaubte und fürchtete Gespenster. Kommen jene Bedenklichkeiten aber von Seiten einzelner Mitglieder des geistlichen Standes selbst, so scheint es, als hielten sie die anfänglichen, und hier und da vielleicht nicht geringen Schwierigkeiten dieser Einrichtung für Anzeichen ihrer Unthunlichkeit und Schädlichkeit, und als hätten sie gar Nichts davon vernommen, daß es der Gemeinden ja doch eine nicht so ganz unbedeutende Anzahl giebt, in denen diese Einrichtung längst besteht und segensreich wirkt. Eine Zeit, die so viele Vereine zur Rettung verwahrloster Kinder, zur Wiedereinführung entlassener Sträflinge in das gesellige Leben, zur Errichtung von Sonntagsschulen, zur Aufführung geistlicher Musiken in Kirchen, zur Heilung von Blinden u. a. hervorgerufen hat, scheint doch wahrhaftig nicht unfähig, auch Vereine zur Verminderung der Irreligiosität, Unsittlichkeit und Unkirchlichkeit herzustellen, die deshalb noch gar nicht zu Conventikeln oder herrnhutischen Conferenzen oder wohl gar zu modernisirten Inquisitionsanstalten werden müssen. Ref. kennt in der Stadt, in welcher er

lebt, der Männer genug, von denen er weder Spott noch Widerwille noch Furcht besorgt, wenn es dahin kommen sollte, daß sie zur Theilnahme an einem Presbyterium aufgefordert würden, so wenig sie auch übrigens zu den Kostverächtern in Beziehung auf Lebensgenuß gehören und gehören wollen. Ref. erfreut sich der Bekanntschaft eines sehr hochachtbaren Landpredigers, welcher in aller Stille schon vor 12 Jahren in seiner Gemeinde ein Presbyterium gebildet hat, dessen Glieder von der Gemeinde selbst gewählt wurden, mit dessen Hülfe es ihm gelungen ist, in den Angelegenheiten der Kirche, der Schule, und des Pfarramts in seinem Sprengel die zweckmäßigsten Einrichtungen zu treffen und selbst auf die Sittlichkeit zu wirken, ohne die mindeste Einmischung von Hierarchismus. Auch wüßte er in der That durchaus kein anderes Mittel anzugeben, durch welches eine so sehr zu wünschende und allgemein als nothwendig anerkannte Wiederherstellung des kirchlichen Zusammenlebens und des wechselseitigen Interesse an der sittlichen Wohlfahrt erreicht werden könnte, als eben diese Verbindungen. Was er jedoch auch noch möchte hinzufügen wollen, es würden immer nur Variationen von dem seyn, was der Hauptsache nach in der angezeigten Schrift schon berührt ist. Das will und muß er allerdings noch bemerken, daß bei der wirklichen Einführung der Presbyterialverfassung allerdings noch Dinge zur Sprache kommen, und theils Lücken theils Auswüch-

se sich noch hervorthun dürften, an welche man bei der Betrachtung derselben im Ideale und bei dem nach diesem eben angelegten ersten Entwurfe dazu ganz und gar nicht gedacht hatte. Allein derselbe Fall ist ja bei allen neuen Verfassungen für Länder und Städte eingetreten, zu denen man sich durch den Fortschritt der Zeit gedrungen sah, und man hat sich dadurch nicht gegen diese Verfassungen selbst einnehmen lassen. Man gehe also nur daran und sammle Erfahrungen ein; man reißt ja bei einem solchen Versuche nicht etwa etwas bisher schon Vorhandenes und nun Veraltetes ein; man ruft vielmehr Etwas zurück, was unläugbar in den frühesten Zeiten der christlichen Kirche da war, heilsam wirkte und nur erst unter dem Einflusse der Hierarchie verschwunden ist. Ein nicht geringer Ruhm wäre es für das sächsische Land, wenn von ihm nun auch noch die Erneuerung des kirchlichen Lebens ausginge, wie vor dreihundert Jahren die Läuterung des Glaubens; es würde dadurch auch den letzten Anschein von Wahrheit in dem Vorwurfe vertilgen, daß die Reformation eigentlich der Grund zu der Trennung zwischen Kirche und Leben gewesen sey, welche allerdings bei einem sehr großen Theile der protestantischen Gemeinden eingetreten ist. Ohne alle heilsame Folgen für die kirchliche Verfassung und das kirchliche Leben in Sachsen bleibt der von der sächsischen Geistlichkeit gethane Schritt auf keinen Fall, mithin wird für die künftige Ge-

schichte der daraus hervorgegangenen Wirkungen die angezeigte Schrift eine bleibende Wichtigkeit behalten und unter den Quellen eine der bedeutendsten Stellen einnehmen.

2.

Die Repräsentation der evangelischen Kirche nach ihrer Uebereinstimmung mit dem heiligen Bunde, ihrer rechtlichen, politischen und sittlichen Nothwendigkeit, und ihrer unabweislichen Zeitdringlichkeit. Ein Votum der Kirche. Joh. 18, 23. Aus den Annalen der Theolog. Liter. und der christlichen Kirche Jahrgang 1831. besonders abgedruckt. Coburg und Leipzig in der Sinnerschen Buchhandlung. 8. V. 72 S.

Was in der vorher angezeigten Schrift als recht und nützlich und nothwendig für die evangelische Kirche im Königreiche Sachsen dargestellt worden ist, das fordert der nun anzuzeigende Aufsatz für die evangelische Kirche aller deutschen Länder im Ganzen. Zwar hat der ungenannte, jedoch durch seine ungemeine literarische Thätigkeit für die Wohlfahrt der Kirche hinlänglich bekannte Verf. mit Recht es nicht zu verbergen gesucht, daß er dem Predigerstande angehöre; allein, auf dem Titel hätte er doch vielleicht den Zusatz: ein Votum der Kirche vermeiden sollen, und nicht dadurch gleich von Hause aus einen Schein der Einseitigkeit gegen sich zu erregen und den Gegnern der Kirchen-

ver-

vertretung dadurch die ruhige Erwägung seiner Herzensergießungen zu verleiden. Indessen, da es unter diesen gewiß auch deren giebt, denen das audiatur et altera pars auch in dieser Angelegenheit noch Etwas gilt, so wird hoffentlich hier und da das Votum auch bei der Welt einige ihm sehr zu wünschende Aufmerksamkeit finden, ob es gleich aus der Kirche kommt.

Der Stimmgeber findet es natürlich eben so nöthig und nützlich, wie die Wortführer der sächsischen Geistlichkeit, zuerst die Einwürfe zu beleuchten, welche man dem Verlangen nach Vertretung der Kirche entgegengesetzt, und trifft bei dem, was er diesen erwiedert, nicht selten sehr nahe mit den Sachsen zusammen, ohne daß er allem Ansehen nach mit ihrer Schrift schon bekannt gewesen wäre. Denn nirgends findet sich eine Erwähnung des in Sachsen Geschehenen, wie sehr auch der Verf. davon zu seinem Vortheile hätte Gebrauch machen können. Der möglichen oder wirklich gemachten Einwürfe zählt er sieben auf: die Repräsentation der Kirche streite gegen die Bundesacte und den heiligen Bund; sie widerstrebe dem Geiste des Christenthums selbst und sey ein Ueberschreiten in ein dem Evangelium fremdes Gebiet; der Stifter des Christenthums selbst habe sie nicht gewollt; sie sey unverträglich mit dem Wesen des evangelischen Protestantismus; sie könne auch durch die Laien besorgt werden und sey es auch wirklich; sie streite gegen die Rechte des Landes-

herrn, als summus episcopus; sie verrathe eine nicht zu billigende Verachtung der schon jetzt stattfindenden Verwaltung der Kirche durch eigene Behörden. Was der Verf. nun zur Beseitigung dieser Einwürfe sagt, kann hier nicht wiedergegeben werden, ohne denselben Aufsatz selbst mitzutheilen, doch kann Rec. versichern, daß ihm wenigstens durchaus nicht einleuchtet, wie Jemand, der des Verf. Erläuterungen und Entgegnungen angehört und geprüft hat, noch länger auf einem jener Einwände könne bestehen wollen.

Hierauf wendet sich der Verf. von Seite 18 an zum positiven Theile seiner Aufgabe, und macht S. 23 sich anheischig, darzuthun, daß die Repräsentation der Kirche und zwar durch geistliche Delegirte, als ein heiliges Recht nicht bloß angesprochen und gefordert werden könne, sondern um der Kirche und des Staates selbst willen gefordert werden müsse. Die Forderung begründet er darauf, a) daß die Kirche eine sehr bedeutende Grundbesitzerin sey, und mithin als solche ein Recht habe, auch bei materiellen Interessen zur Berathung gezogen zu werden, indem die kirchlichen Grundstücke durchaus nicht als Communeigenthum angesehen werden könnten. b) Daß die landständischen Verhandlungen sich notorisch und vielfach mit Angelegenheiten befassen, welche die Kirche noch mehr als den Staat, gewiß wenigstens eben so viel angehen,

und darum durchaus nicht ohne Beirath geistlicher Delegirter so allseitig, gründlich und unbefangen discutirt, mithin keine hinlänglich geläuterte Grundansicht, wie sie unsere Fürsten als weltliche Regenten und als oberste Bischöfe nicht minder als zur Selbstständigkeit gelangte christliche Völker wünschen und fordern müssen. (Hierzu dürften vielleicht die eben jetzt im Königreiche Sachsen obschwebenden Verhandlungen über die Wiedereinführung der Johannistagsfeier einen Beleg geben, welche auf einen Antrag des vorigen Landtags durch den königlichen Geheimden Rath verordnet worden war, ohne daß man auf irgend einem Wege die darüber beim Volke herrschenden Wünsche zu erfahren und zu beachten für nöthig gefunden hatte, was freilich nur durch eine Art von Synodaleinrichtung füglich hätte geschehen können. Schon sind über die auf gleiche Weise aufgehobenen dritten Feiertage höchst unangenehme und mißliche Differenzen entstanden, und dergleichen werden auch beim Johannisfeste, dessen Feier durch die sächsische Volksstimme selbst in der Allg. Kirchen Zeit. reclamirt worden ist, nicht ausbleiben.) c) Daß die evangelischen Prediger die männlichsten Vertheidiger der allgemeinen Menschenrechte sind, durch keine Art von persönlichen Interessen für despotische Maaßregeln gestimmt. d) Daß die evangelische Kirche der mächtigste Schutzgeist der Throne sey, und ihnen eine durch Gesetze und Bajonette nicht zu erzwingende Achtung erwerbe. e) Daß

gerade die gegenwärtige Zeit mit ihren politischen und religiösen Erschütterungen eine solche Vereinigung des Staates mit der Kirche fordere. Hier heißt es S. 63. „Was könnte den bewegten, in so vieler Hinsicht durch Mißtrauen gegen ihre Fürsten und Regierungen, ja gegen ihre Vertreter irre geleiteten Völkern mehr Vertrauen zu den landständischen Berathungen einflößen, als wenn sie wissen, daß die Kirche, die überallhin das Rechte, Wahre und Gute als das Höchste für den Menschen fordert, und die Rechte der Menschheit kräftig vertheidigt, ihre Vertreter auf die Landtage sendet? Was könnte den landständischen Berathungen mehr Ansehen gewähren, als wenn die Völker sich sagen müssen, es kann dort nichts berathen und beschlossen werden, als was vor dem Lichte der ewigen Wahrheit die Probe besteht? Was könnte die Völker geneigter machen, die Resultate der Landtagsberathungen als den Ausdruck der umsichtsvollsten Weisheit zu ehren, und die Wünsche des Einzelnen dem Gesammtwohle freudig aufzuopfern, als wenn jene zugleich die Sanction der Kirche durch ihre Vertreter erhalten hat? Je mehr es Aufgabe der Regierungen wie der Landesrepräsentation seyn muß, die in tiefer Gährung begriffenen Gemüther der Völker wieder zu beruhigen und den falschen Vorspiegelungen des Schwindelgeistes zu entreißen, der die öffentliche Ruhe und Gesetzmäßigkeit bedroht, unter deren Scepter allein die Wohlfahrt der Völker ge-

deihen kann; um so zeitdringlicher erscheint es, Repräsentanten der Kirche zu den Landtagen (nicht Tägen) zu berufen. — In allen Beziehungen des menschlichen Lebens sucht man für die verschiedenen Gegenstände desselben die Begutachtung der Männer vom Fach, und kein Verständiger setzt seine Dilettantenweisheit über die Einsicht derjenigen, welche ihr ganzes Leben einem bestimmten Zweige des menschlichen Wissens und Könnens gewidmet haben. Wäre es nicht Verrath an der Menschheit, in Hinsicht auf den wichtigsten Gegenstand des bürgerlichen und menschlichen Lebens, die Religion, von diesen Grundsätzen abzuweichen, deren ausnahmlose Allgemeingültigkeit noch nie bezweifelt worden ist?" Was ließe wohl gegen Behauptungen dieser Art mit Grund sich einwenden? — f) Daß dem Volke dadurch selbst neue Achtung gegen die Kirche eingeflößt und damit zugleich der Religion selbst eine größere Wirksamkeit wieder gewonnen würde.

Man sollte meinen, es müßte den Widersachern der Kirchenvertretung schwer werden, diesen Gründen eine haltbare Verneinung entgegenzusetzen, und den Sprechern derselben hierarchischen Dünkel oder gänzlichen Mangel an Einsicht in das wahre Wesen des Staatslebens aufzubürden!

Der Vertreter aller Wortführer der kirchlichen Emancipation, Schuderoff, von dessen schon längst den Staatsmännern gesungenen Liede unsere

jetzigen Reclamationen fast sämmtlich nur Variationen sind, hat abermals, zwar nur sehr wenige, aber um so kräftigere Worte über sein Thema vernehmen lassen, in einer aus den von ihm redigirten Jahrbüchern für Religion, Kirche und Schule besonders abgedruckten Abhandlung:

Zum Frieden in der Kirche; von Dr. Jonathan Schuderoff. Neustadt a. d. O. 1831.

„Wir haben bloß eine vom Staate bevormundete Kirche; der Regent ist ihr oberster Bischoff mit dem Rechte nicht bloß circa sondern auch in sacra oder sacrorum und einer seiner Minister die höchste geistliche Instanz; die aus mehr weltlichen als geistlichen Räthen bestehenden Consistorien sind Nichts, als delegirte Unterinstanzen, welchen gegen ein von Oben ausgehendes Machtgebot wenig mehr zusteht, als eine unterthänige Vorstellung, zu welcher jeder ehrliche Bürger auch das Recht hat; die Geistlichen, zu deren Besoldung der Staat Wenig oder Nichts giebt, werden, da die Kirche der weltlichen Macht verfallen ist, als Anhang der Kirche, nach der Regel: accessorium sequitur principale, für Staatsdiener genommen, und als solche behandelt, namentlich, wo es die Beziehung materialer Kräfte gilt, und wie die mehrsten Staaten nur wenig für die Erhebung besserer Besoldung und würdigere Stellung der Geistlichkeit thun, so steht derselben auch kaum noch auf der Kanzel und

in der literarischen Welt vollkommen freie Bewegung zu."

Während aber wir in Deutschland, indem wir für die Emancipation der Kirche unsere Stimmen erheben, zugleich feierlichst gegen die Anklage des Hierarchismus protestiren, fängt bei unsern westlichen Nachbarn der St. Simonismus an, in einer ganz neuen Art von Hierarchie das Heil der Welt zu suchen und so viel an ihm ist, schon herbeizuführen. Nach ihm soll der Staat weder über noch unter der Kirche, sondern in ihr seyn; er soll selbst die Kirche werden und die Kirche zum Staate. So sehr es bisher den Anschein hatte, diese neue Religionsform sey bloß eine modische Seifenblase: so will es doch in diesem Augenblicke das Ansehen gewinnen, als solle und werde sie in den Gang der Dinge in ihrem Geburtslande wirksam eingreifen. Der Simonismus verwirft alle Erblichkeit; und siehe da, hiermit geräth er in harten Conflict mit der eben jetzt in Frage stehenden Erblichkeit der Pairswürde in Frankreich und seine dort erhobenen Einwendungen gegen eine solche könnten leicht auch ein Echo in den Versammlungen deutscher Landstände zur Abfassung neuer Constitutionen finden. Indem vorstehende Anzeigen geschrieben wurden, theilte ein öffentliches Blatt, die Allgem. Zeit. Nr. 138 einige Gedanken darüber mit. „Aus philosophischen Gründen, welche mit der deutschen Idealphilosophie Vieles gemein haben, entwickelt der Simonismus eine

neue Religion und eine neue Staatsform zugleich, welche in sofern identisch sind, als der Simonistische Staat, von Priestern geleitet, eine Hierarchie werden soll. Zum Durchführen ihres Systems wollen die Simonisten das Bestehende von Grund aus ändern, jedoch auf dem Wege der Ueberzeugung; Gewaltsamkeit und Krieg ist ihren Principien zuwider. Während einst Familien, dann Städte, endlich Staaten gegen einander stritten; während auf Sklaven Leibeigene folgten, dann ein noch immer unglücklicher Zustand der arbeitenden Klasse, wollen die Simonisten eine allgemeine Association aller Erdbewohner einführen, bei welcher die arbeitende Klasse glücklicher, der Müssigang verboten und alle Geburtsprivilegien aufgehoben seyn sollen. — — An der Spitze der Hierarchie steht ein Papst, Namens Enfantin, in Verbindung mit einem Oberhaupte, das gleiche Rechte mit ihm theilt, Namens Bazar; während später, wenn die Simonistischen Frauen hinlänglich mit der Doctrin vertraut geworden seyn werden, die Gemahlin eines einzigen Papstes seine zugleich weltliche und geistliche Macht theilen soll. Unter den Simonistischen Predigern entfaltet Herr Barrault ein ausgezeichnetes Talent; der Oberredacteur ihrer Zeitschrift, Chevalier, ist ein Mann von hinreißender Suade, voll Gründlichkeit und Tact. — Zahlreiche junge Männer, die mit industriellen Kenntnissen gelehrte Studien verbinden, unter andern H. v. E. aus deutscher Fa-

milie, haben an die neue Religion sich angeschlossen. So sehr auch das Hierarchische der Simonistischen Staatstheorie noch viele Gemüther von ihrem Glauben entfernt hält: so gewinnt sie doch andrerseits viele Gläubige unter denen, welche in den Bestrebungen der französischen Opposition nur Mittel zum Zerstören sehen, den bestehenden Formen in Frankreich keine Zukunft zutrauen, oder kein Vertrauen schenken, und in den Händen der Simonisten ein Steuer zu sehen glauben, welches dem Staatsschiffe eine Richtung zu geben vermöge, wenn jedes andere Steuer brechen sollte. Die Pariser haben über das System der Simonisten einen Strom von Neckereien ergossen; allein sie fangen doch nun schon an, einzelne Ideen derselben aufzunehmen, und, was namentlich die Frage über die Erblichkeit der Pairswürde anlangt, mehr oder weniger denselben sich anzuschließen."

Diesen Andeutungen zufolge dürften in kurzer Zeit in den Verhandlungen der Deutschen über politische und kirchliche Verfassungen Rücksichten auf Simonistische Grundsätze und Institutionen nicht mehr ganz zu vermeiden seyn.

Unmittelbar nach der Abfassung vorstehender Anzeigen und Mittheilungen erschien unter den Nachrichten von den Verhandlungen der sächsischen Landstände über den von der Regierung vorgelegten Entwurf zu einer Constitution in Beziehung auf

das künftige Verhältniß der Kirche zu der Volksvertretung in der Leipziger politischen Zeit. Nr. 144. vom 17. Jun. d. J. folgende officielle Erklärung:

„Ueber die in der Verfassungsurkunde §. 60. bezeichneten Mitglieder der ersten Kammer war man einverstanden. Zwar wünschten einige Stände in Ansehung der beiden höhern Geistlichen der protestantischen Kirche, daß der Eintritt derselben nicht an die beiden Aemter eines Oberhofpredigers in Dresden und eines Superintendenten in Leipzig gebunden seyn möchte; allein die Mehrheit der Stimmen in den Curien erklärte sich für die Beibehaltung der Bestimmungen des Entwurfs der Verfassungsurkunde. Denn „es könne hier nicht von Vertretung der Kirche die Rede seyn, die nach staatsrechtlichen Begriffen nie von dem Staate gesondert, nie Staat im Staate seyn dürfe; wenn aber höhere Geistliche, wie in den übrigen constitutionellen deutschen Staaten, Eintritt in die erste Kammer erlangten: so beabsichtige man dadurch vielseitige Intelligenz, Berufs- und Geschäftserfahrung der ersten Kammer beizumischen."

Allerdings entspricht diese Entscheidung den „Wünschen und Bitten der sächsischen Geistlichkeit" nicht in ihrem ganzen Umfange; sie ist aber deshalb nichts weniger als eine völlige Vereitlung derselben, und gesteht das Gewünschte eigentlich nur in andrer Form wirklich zu, so daß darüber schwerlich

lich neue Beschwerden erhoben werden dürften. Sie steht in sehr genauer Uebereinstimmung mit dem, was einer von den nun ernannten Pairs aus dem geistlichen Stande, der Herr Oberhofprediger Dr. v. Ammon, schon im Jahre 1820 über diese Angelegenheit gesagt hat:

„Zwar steht der Kirche und ihren Dienern ein Recht der Repräsentation auf den Landtagen nicht zu; der Beitritt zu denselben aber kann ihr ohne großen Nachtheil des Staates nicht verweigert werden. Jede öffentliche Gewalt hat den Volkswillen zur Quelle und das Volksinteresse zum Endzwecke; nun ist aber das irdische und himmlische Interesse des Volkes, zu dessen Gründung von ihr zwei, in ihrem Innern ganz verschiedene Gesellschaften und Gewalten gegründet wurden, im wirklichen Leben nur eine, wie Geist und Körper in steter Wechselwirkung stehende, Wohlfahrt. Das Volk kann daher vernünftigerweise nicht wollen, daß der, der für das Himmlische sorgt, von der Theilnahme am Irdischen ausgeschlossen werde, weil sonst politische Berathungen leicht einseitig, profan und nachtheilig für das edlere Interesse der in der Gesellschaft verbündeten Menschheit werden. Man denke nur an Deliberationen über Feiertage, Confirmation, Cultus, Schulunterricht, Almosen, Eheordnung, Lotto, Polizeispione; das sind sämmtlich Gegenstände, über welche wahre Patrioten die Abstimmung erfahrner und zu edler Humanität gebildeter Geistlichen nicht gern

missen werden. Bei der Abfassung der bairischen, badischen, hannöverschen Constitution hat man diese Vortheile nicht übersehen, sondern den Stand der Geistlichen*), die ja vorher alle Staatsbürger seyn müssen, ehe sie Kirchenbeamte werden können, weise und vorsichtig in die Zahl der Volksrepräsentanten aufgenommen. Wenn eitle Politiker die Kirche nur als eine Anstalt des Staats betrachten, so hat dieses seinen Grund theils in der sehr richtigen Voraussetzung, daß die Kirche keinen Fuß hat und haben kann, als in dem Staate, theils aber auch in der unrichtigen Folgerung, daß also das Recht höher stehe, als die Religion, und die Staatsgewalt höher, als das Wort Gottes. Diese profane Ansicht widerstreitet der Vernunft, der Geschichte des Christenthums, der Grundverfassung unserer protestantischen Kirche und führt zuletzt unvermeidlich Demoralisirung des Volks und den Umsturz des Staates selbst herbei. Die Römer wußten gewiß, was Souverainität des Volkes und Majestät der öffentlichen Gewalt sey; aber sie stellten die Religion höher als diese (religioni summum imperium cessit; Valer. Maxim I, 1, 2.)

*) Nach der jetzt etwas genauer gewordenen Redeweise soll nicht der Stand der Geistlichen repräsentirt werden oder repräsentiren wollen, aber wohl Bürger aus dem geistlichen Stande sollen zu Repräsentanten gewählt werden können, weil sie doch auf jeden Fall die Präsumtion der zu solchem Berufe erforderlichen Intelligenz haben.

und fanden in diesem Princip die Garantie der Regierung (ita se humanarum rerum regimen futura existimantia, si diuinae potentiae imperia bene atque constanter fuissent famulata; ib. 9.). Das Geschrei von alter und neuer Hierarchie wird dieser Wahrheit wenig schaden. Ein irreligiöser Consul mag das schüchterne Huhn immer in die See werfen; es bleibt doch gewiß — vitio tabernaculum captum (ibid. 3.) und die Gigantenschlacht wird verloren gehen. „(S. Magaz. für christl. Prediger von Ammon IV, 2, 250.)

Ueber den zweiten Gegenstand der Wünsche und Bitten, die Synodal- und Presbyterialverfassung, konnte natürlich bei diesen Ständeverhandlungen noch gar nicht die Rede seyn. Da nun aber in der ersten Kammer zwei Glieder aus dem geistlichen Stande ganz gewiß, und in der zweiten frei gewählt noch einige vielleicht seyn werden, so läßt sich mit völliger Gewißheit erwarten, daß auch dieser zu seiner Zeit zur Sprache kommen werde, ob sich auch bei den sehr abweichenden Ansichten durchaus nicht voraussagen läßt, welches der Erfolg der höchstwahrscheinlich sehr lebhaften Erörterungen über diese Frage seyn möchte.

Sofern die oben mitgetheilte sächsische Entscheidung die Vertretung der Kirche als etwas nach staatsrechtlichen Begriffen nicht zu Forderndes und zu Erwartendes dargestellt hat, wird sie auch den Beifall des neuesten Wortführers derselben nicht

finden, dessen Schriftchen uns eben jetzt noch zu Gesicht kommt:

Die Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen in den kirchlichen Verhältnissen des protestantischen Deutschlands von Arnold Gölty, Pfarrer zu Uelzen. Hannover bei Hahn. 1831. 8. (4 gr.)

Denn auch er ist der Meinung, die Kirche müsse als Kirche ihre selbstgewählten Sachwalter aus ihren eignen Dienern in der allgemeinen Landesversammlung haben. Daß übrigens auf 32 Seiten der Gegenstand weniger erschöpfend behandelt werden konnte, als in den beiden ersten von uns angezeigten Schriften, darf nicht befremden. Sehr gut ist übrigens im Kapitel 1.: die neuesten Weltbegebenheiten aus dem Standpunkte der Psychologie und Geschichte, der gegenwärtige Zustand einer allgemeinen Verwirrung der Verhältnisse als eine ganz natürliche Wirkung des im 17. Jahrhundert bis in die Hälfte des 18. hinein statt gefundenen Stillstandes in der moralischen und religiösen Fortbildung dargestellt, während alle übrigen Disciplinen und Institutionen unaufhaltsam vorwärts schritten! — Von den Presbyterien übrigens schweigt der Verf. ganz, so sehr er auch die Synoden empfiehlt, und sie gegen die Anklage des Hierarchismus in Schutz nimmt.

Sch. P. Z.

Nachtrag
zu Seite 350.

Bei dieser Stelle des Predigerberichtes von der Cholera in Saratow ist von dem Mittheiler Dr. Lichtenstädt eine Erzählung unterdrückt worden, welche sich in einem spätern, vollständigen Abdrucke desselben, wo auch der Name des berichtenden Predigers, Huber, angegeben ist, findet; s. Mittheilungen über die morgenländische Brechruhr von Victor Adolf Riecke, Dr. Med. Zweiter Bd. Stuttg. 1831. S. 69. — Dieser dort verschwiegene Auftritt aber ist gerade für den Geistlichen so bedeutungsvoll, daß wir es für Schuldigkeit halten, denselben hier noch nachzutragen.

„Auch heute habe ich Einige begraben; denn schon in den ersten 24 Stunden rochen mehrere Leichen ganz furchtbar. An diesem Tage und in der Nacht wurden wieder Mehrere krank, verlangten und erhielten das Sterbesacrament. Nur wenige von allen in diesen Tagen Erkrankten (ich möchte sagen kein Einziger, der arg befallen ward) kamen mit dem Leben davon. Für mich aber war Folgendes, den 17. Abends das Angreifendste. Ein Webermeister G., dessen Frau und späterhin noch ein Kind ich beerdigte, dessen übrige drei Kinder aber alle an Durchfall, Erbrechen und Krämpfen niederlagen, wollte heute mit der Gemeinde das h. Abendmahl empfangen, mußte aber bei seinen Kindern zu

Hause bleiben. Er kam nun auf den Abend zu mir ins Haus, wo ich ganz allein war.

Er äußerte das Verlangen, das Sacrament zu genießen; denn es wäre ihm, als wenn er sterben müsse. Dabei roch er wie eine Leiche. „Gut, erwiederte ich, wir sind jetzt ganz allein, und es ist so still hier, ich habe ein Stündchen Zeit, und fühlt Er sich aufgeregt, so reiche ich es Ihm sogleich.“ — Ach ja, wenn Sie wollen; es wäre mir sehr lieb. — Dabei war er äußerst bewegten Gemüths. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, nahm ihm die Beichte ab, und sprach die Absolution, reichte ihm dann nach gemüthlicher Vorbereitung — denn ich war selbst sehr wehmüthig und ergriffen — das Sacrament. Kaum aber hatte ich den Segen über ihn gesprochen, so entfernte er sich schnell aus der halbdunkeln Gaststube, kam aber nur bis in den Saal und brach sich sogleich ganz fürchterlich (so fing hier oft die Krankheit an, und nach wenigen Stunden folgte der Tod); und der Geruch war eben so stark, als mein Schrecken und der mich überraschende Ekel groß war. Doch fühlte ich die Angst des Mannes, der Gott und mich beleidigt zu haben wähnte, mehr als mich selbst; bekämpfte und überwand meinen Ekel, und tröstete den verlegenen Mann, den es auch ängstigte, das h. Mahl ausgebrochen zu haben. Aber mein Trost wollte nicht haften und er erbrach sich in der Vorstube zum zweiten Male, dann unter der Hausthür zum dritten

male fürchterlich. Endlich hatte ich mich mit Gott völlig wieder gesammelt und ermannt, und sprach nun mit Wehmuth, Liebe und Macht: „Lieber Mann! Es ist Krankheit; Er hat keine Schuld; ängstige Er sich auch nicht meinetwegen, noch des Abendmahls wegen; das Sacrament ist ja nicht für den Magen, es ist für den Geist, und Sein Geist hat es empfangen und behalten. Sein Leib aber hat nur Brot und Wein ausgebrochen, und vor Gott ist Brot, Milch u. s. w. Alles, Alles Einerlei, und Er ist in Allem ohne Schuld, und wo keine Schuld ist, da ist auch keine Sünde. Darum ängstige Er sich nicht; gehe Er nach Hause und lege Er sich; es wird Ihm besser werden.“ Der Trost schien zu haften; der Mann ging nach Hause, ihm ist besser geworden und er lebt noch. Ich aber mußte doch räuchern, reinigen und lüften lassen und mir Heiterkeit und Ruhe erbeten. Es ekelte mich aber doch so lange, bis ich mich erbrach; darauf ward mir wieder wohl und mein Geist ermannte sich wieder.“

Zu wie mancherlei Fragen und Anmerkungen gäbe dieser Vorfall Veranlassung, wenn dazu hier der Raum noch übrig wäre! Daß dabei ein offenbares Mißverständniß in Beziehung auf Sinn und Zweck des h. Abendmahls von beiden Seiten obwaltete, ist schwerlich abzuläugnen; allein, wer wollte unter so außerordentlichen Umständen sich befindende Menschen einer harten Kritik unterwerfen? Und

denkt man noch überdies an das erhebende Bibelwort: ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege; so kann man kaum dem Gedanken ausweichen, gerade das abergläubische Beginnen habe die göttliche Fürsorge in das Mittel der Lebensrettung beider handelnden Personen zu verwandeln gewußt. Die physische Exaltation überwog die hereinbrechende somatische Depression, der Aberglaube war doch zuverlässig auch Glaube und half als solcher.

Uebrigens hat der Prediger Herr Huber durch diesen seinen Krankenbericht alle diejenigen Leser mit sich ausgesöhnt, welche ihn bisher nur als den Vorsitzenden bei der Commission kannten, durch welche Feßler ein geistliches Gericht über den ihm verhaßten Prediger Limmer halten ließ, und als den Redacteur der nach Petersburg eingesendeten Klagschrift gegen Limmer, welche dessen Entfernung aus Rußland zur Folge hatte. Schon um des persönlichen Lichtes willen, in welchem Huber durch seinen Choleraberícht erscheint, wird man geneigt, ein ohnedem nicht ganz unveranlaßtes Mißtrauen in die Schilderung von ihm zu setzen, welche in der bekannten Schrift sich findet: Meine Verfolgung in Rußland, oder actenmäßigige Darstellung der Jesuitischen Umtriebe des Dr. Feßler von Karl Limmer, Leipzig 1823. mit welcher jedoch die 1824 ebendaselbst erschienene Gegenschrift vom Staatsrath Pesarovius zu vergleichen ist. — Mag Herr H. auch ein Dogmatist in Feßlers Manier seyn: so gebührt ihm doch das Zeugniß, daß er ein treuer und unerschrockner Seelsorger ist.

Ein Ungenannter, der übrigens nicht Geistlicher zu seyn versichert, hat mir zwei von ihm gearbeitete Lieder mit dem Wunsche zugesendet, durch das Journal für Prediger ihn wissen zu lassen, ob er in seiner Zurückgezogenheit mit ähnlichen Versuchen sich noch weiter beschäftigen solle? — Daran aber kann in der That nicht der geringste Zweifel statt finden. Glücklich ein Jeder, welchem sein Herz die Neigung und sein Talent die Fähigkeit giebt, die Stunden seiner Muße in einem schon vorgerückten Alter auf eine solche Weise auszufüllen! Das eine Lied ist eine Umarbeitung des Lutherschen: Ein' feste Burg rc. „milder und zeitgemäßer" gehalten. Es scheint aber fast unmöglich, den allerdings zuweilen schroffen und seiner Zeit treuen Luther milder und zeitgemäßer reden und singen zu lassen, ohne ihn dadurch unkenntlich zu machen. Wollte man es aber doch thun, so mußten auch die metrischen und grammatischen Härten seiner Zeit völlig vertilgt und am allerwenigsten durch neue ersetzt werden. Das zweite Lied ist der Erguß eines Gemüthes, das fest entschlossen ist, in treuer Anhänglichkeit an Jesu Lehre den Lauf zu vollenden und in das Grab hinab zu steigen. Unläugbar innig und nicht ohne ergreifende Wendungen! Zu öffentlicher Mittheilung und Benutzung jedoch dürfte aber auch dies Lied schwerlich sich eignen, da es der Anklänge aus dem allbekannten: Jesus meine Zuversicht rc. (nach dessen Melodie es auch gesungen werden soll) zu viele enthält, und gleicherweise an mehreren metrischen Ungehörigkeiten leidet; wie denn V. 6. gar nicht nach der vorgeschriebenen Melodie gesungen werden kann.

Dies mein unmaßgebliches Urtheil, bei dessen Abgabe ich dem unbekannten frommen Dichter meiner, einem so frommen und tüchtigen Streben vollkommen gebührenden, Achtung versichere. Goldhorn.

Register.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.



